

*Latein*



*Forum*

**50/51**

2003

- **Roms sprechende Steine**
- **Eigenverantwortliches Lernen**
- **Kontrastive Grammatik**
- **Latein - Sprachen - Latein**
- **Latein und PR**
- **Antike im Internet**
- **Unterlagen für den Lektüreunterricht**
- **Chronik des Klosters Stams**
- **Historische Ethnographie**
- **Priesterkönig Johannes**
- **Fächerübergreifende Projekte**
- **Der schöne Schein**
- **Latein Forum Bibliothek**

## Vorwort

Wir freuen uns, Ihnen mit diesem Heft die Jubiläums-Doppelnummer 50/51 der seit mittlerweile 17 Jahren erscheinenden Zeitschrift **Latein Forum** präsentieren zu dürfen. Wir können Ihnen – so hoffen wir – wieder eine interessante Mischung von Artikeln bieten, die wichtige Bereiche abdecken: von linguistischen und methodisch-didaktischen Aspekten des Lateinunterrichts bis zu verschiedenen Arten der Argumentation für unser Fach in der modernen Schule, von historischen und archäologischen Themen bis zu Fragen der politischen Bildung, von „Antike im Internet“ bis zu einer Fülle von Texten, wobei neben den Klassikern auch teils schwer zugängliche Quellen erschlossen werden.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir uns herzlichst bei all denen bedanken, ohne die es das **Latein Forum** nicht gäbe:

bei unseren Vereinsmitgliedern für ihre Treue,  
bei unseren AutorInnen für ihr Engagement und  
bei unseren Förderern für ihre Unterstützung.

Christine Leichter – Harald Pittl – Michael Sporer – Otto Tost – Hartmut Vogl

### Kontaktadressen = Redaktion Latein Forum

- |   |                 |
|---|-----------------|
| ✍ Christine Leichter, Kapuzinerstr. 8, 6020 Innsbruck | ☎ 0512/56 02 15 |
| ✍ Harald Pittl, Recheisstr.8, 6060 Hall i.T.          | ☎ 05223/53 0 45 |
| ✍ Michael Sporer, Templstr. 4, 6020 Innsbruck         | ☎ 0512/93 31 23 |
| ✍ Otto Tost, Amraserstr. 25, 6020 Innsbruck           | ☎ 0512/39 19 02 |
| ✍ Hartmut Vogl, Gallusstr. 59, 6900 Bregenz           | ☎ 05574/53 2 10 |

**Email: [latein-forum@tsn.at](mailto:latein-forum@tsn.at)**  
**(ACHTUNG NEU!!)**

Impressum: Latein Forum (gegründet 1987),  
Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,  
c/o Institut für Klassische Philologie, Innrain 52/I, A-6020 Innsbruck  
Bankverbindung: HYPO-BANK (57000) 210 080 477

Titelbild: Logo des Vereins Latein Forum - Abbildung des Kolosseums auf einer römischen Münze



## Inhaltsverzeichnis

- **Vorwort** 1
- **Roms sprechende Steine** 1  
(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)
- **Eigenverantwortliches Arbeiten und Lernen im Lateinunterricht** 19  
(Franz Pohler, Reutte)
- **Der Satz im Lateinischen und Deutschen** 29  
(Manfred Kienpointner, Innsbruck)
- **„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“** 41  
(Walter Mader, Florian Schaffenrath, Innsbruck)
- **Latein macht PR, PR macht Latein** 51  
(Renate Glas, Klagenfurt)
- **Antike im Internet** 59  
(Gottfried Siehs, Innsbruck)
- **Unterlagen für den Lektüreunterricht** 61  
(Gottfried Siehs, Innsbruck)
- **Texte aus der so genannten Lebersorg-Chronik des Klosters Stams** 63  
(Christoph Haidacher, Innsbruck)
- **Ethnogenese, Gens, Regnum. Die historische Ethnographie** 83  
(Roland Steinacher, Wien)
- **Der lateinische Brief des Priesterkönigs Johannes** 105  
(Hermann Niedermayr, Innsbruck)
- **„In nova fert animus...“ Überlegungen zum fächerübergreifenden Unterricht** 141  
(Martina Adami, Meran)
- **Der schöne Schein erotischer Erfüllung diesseits von Liebe und Moral** 151  
(reinhard senfter, innsbruck)
- **Latein Forum Bibliothek** 173

## **Roms sprechende Steine: Ein Spaziergang übers Marsfeld und die sieben Hügel<sup>1</sup>**

*Klaus Bartels*

### **Ein Wort eines Kollegen inter collegas als Einleitung**

**E**in neuer Lektüretext: Das ist für unsere Schülerinnen und Schüler in aller Regel eine kleine geheftete und, wenn's hoch kommt, geleimte Broschüre, und wenn der lateinische Text darin zwei turbulente Jahrtausende überdauert hat, so reicht die Lebenserwartung dieser Broschüre nicht allzu weit über die Schulzeit hinaus. Ich habe es oft bedauert, dass wir mit unseren SchülerInnen doch oft lebenskluge, ja lebensweise Texte lesen, die auf eine langfristige Depotwirkung angewiesen sind, und das aus Heftchen, die ein vergleichsweise kurzfristiges Verfallsdatum haben. Wie soll sich - erst recht, wenn's eine Auswahl war - der oder selbst die Aufmerksamste irgendwann später noch erinnern, wo das und das gestanden hat, was man damals gelesen hat, bei wem, und in welchem Werk?

Bei diesen sprechenden Steinen ist das anders: Wer mit sechzehn oder achtzehn Jahren einmal vor dem Obelisk auf der Piazza Navona gestanden hat, wer da mit eigenen Augen einmal die lapidare Botschaft (Nr. 3.6) hoch über dem munteren Treiben ringsum entziffert und entschlüsselt hat, wird sich sein Leben lang daran erinnern. Da ist es nicht nur wahrscheinlich, sondern fast schon sicher, dass der Teenager und der Dreihunderteinundfünfzigjährige einander über kurz oder lang wiedersehen und wieder sprechen, und da kann einer mit Dreißig seiner jungen Frau und mit Achtzig seinen jungen Enkeln dort an Ort und Stelle vor „seinem“ Obelisk stolz von seinen frühen epigraphischen Aha-Erlebnissen erzählen - und von dem jungen Mädchen ließe sich das geradeso sagen, wenn wir's im Deutschen mit den Pronomina nicht so schwer hätten.

Es liegt nahe, vor einer Studienreise in die Urbs aeterna eine Reihe solcher Inschriften zu lesen (was nicht heißen soll, dass es eines solchen Anlasses unbedingt bedürfte). Ich habe das in den ersten Jahren meiner Sammelarbeit und den letzten Jahren meiner Lehrtätigkeit noch mehrere Male tun können und kann bezeugen: Die Lektüre dieser Inschriften kann mit geringem Aufwand an Stunden und Mühe viel, sehr viel dazu beitragen, die Begegnung mit der „ewigen Stadt“ und gerade ihrer „aeternitas“ zu vertiefen. Es sind ja buchstäblich „lapidare“, knappste, prägnanteste Texte, und manche von ihnen schlagen ja ausdrücklich die Brücke zwischen dem jämmerlich verfallenen heidnischen Rom der Antike und dem „wiedergeborenen“ christlichen Rom der Renaissance; davon gleich mehr. Und wieder andere Inschriften schlagen wieder eine andere Brücke von der Reichsidee der Augusteischen Zeit zum Imperialismus der Era fascista hinüber. Nicht nur Wort und Zeichen, „Faschismus“ und Rutenbündel, waren ja antikes Erbe: Das „Tausendjährige Reich“ hatte sein Vorbild in dem Augusteischen *imperium sine fine* (Vergil, Aeneis 1, 279); der faschistische Titel „Duce“ alias „Führer“ hatte

<sup>1</sup> Anm. d. Redaktionsteams: Der zweite Teil dieses Beitrag ist zum Erscheinen der Sammlung des Autors „Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden“ (Verlag Philipp von Zabern, Mainz, 1. Auflage Herbst 2000, 2. Auflage Frühjahr 2001; siehe die ausführliche Besprechung in LF 43, S. 65) in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen. Die Einleitung ergänzte Klaus Bartels für das LATEIN FORUM und setzte außerdem die Nachweise der Inschriftenzitate in der Zählung seiner Sammlung hinzu.

einen Vorläufer in dem poetischen Ehrentitel *dux bonus*, mit dem Horaz den heimkehrenden Augustus begrüßt, und selbst dem Wilhelminischen „Kaiserwetter“ alias dann „Führerwetter“ haben die „heller strahlenden Sonnen“ eines Horazischen Augustuswetters vorausgeleuchtet (Oden 4, 5, 5ff. und 37).

Die Redaktion des Latein Forum hat mich ermuntert, von den Erfahrungen mit solcher Inschriften-Lektüre etwas aus der Schule zu plaudern, und ich will das gern in aller Kürze tun - sehr wohl im Wissen, dass da jede und jeder seine besonderen Steckenpferde hat und dass es da wie überall in der Schule vielerlei Wege und vielerlei Ziele gibt. Ich habe in den letzten Jahren mit allen meinen Lateinklassen eine Reihe solcher Inschriften gelesen, auch mit denen, mit denen ich nicht nach Rom fahren konnte, und durchwegs mit einem höchst erfreulichen Echo. Vor einer Romreise habe ich regelmäßig zwei, drei Wochen an diese lapidaren Texte gewendet und dann mehrfach die Inschriften zum Hauptthema gemacht, die im späteren 16. Jahrhundert, mehr als ein Jahrtausend nach Konstantin und Theodosius, noch einmal von der christlichen Erneuerung Roms zeugen: von der „Enteignung“ der heidnischen Götter und der Neuweiheung der antiken Monumente.

Da geht es vornehmlich um das Kapitol (Nr. 1.5) und um die von Sixtus V. aufgestellten Obeliskten und Schneckensäulen (die Obeliskten: 14.7-9; 10.12; 11.14; 6.4-5; die Mark-Aurel-Säule: 5.4), auch noch um die Mariensäule (10.1) und den Obeliskten auf der Piazza Navona (3.6), und da ist schön zu sehen, wie zuerst Sixtus V. und in seinem Gefolge dann auch Pius VI. die alten Monumente im eigenen Namen über den Wechsel von den alten „falschen Göttern“ zu dem neuen „wahren Gott“ frohlocken lässt - am raffiniertesten auf der Basis des Obeliskten hinter S. Maria Maggiore (Nr. 10.12). Auf engstem Raum, in strengster Form entfaltet sich in diesen Inschriften ein vielfältiges Beziehungsnetz, und die Schülerinnen und Schüler hatten ihre helle Freude daran, das Wechselspiel von Sturz und Wiederauferstehung der Obeliskten und die von einem Monument zum anderen sich fortpflanzenden Freuden- und Triumphrufe zu verfolgen. Nebenbei: Die Obeliskten Sixtus' V. sprechen bestes klassisches Latein, und das gar nicht mund- und schreibfaul, fast ohne Abkürzungen.

Natürlich haben wir diesen im Klassenzimmer gelesenen Inschriften in Rom im Vorübergehen die Reverenz erwiesen und nochmals vom Stein gelesen. Aber zugleich haben wir dann jeweils noch einen Extra-Nachmittag der Jagd nach anderen, neuen Inschriften gewidmet: Die Schülerinnen und Schüler sollten doch auch teilhaben an der Entdeckerfreude, die mich bei der oft mühseligen Sammelarbeit beflügelt hat. Da ist es ratsam, ein Jagdrevier mit reichem Inschriftenbestand zu wählen: etwa das Kapitol samt S. Maria in Aracoeli oder das Revier zwischen Pantheon und S. Maria sopra Minerva oder auch eine der großen Basiliken: S. Maria Maggiore, S. Giovanni in Laterano oder die Peterskirche. Einmal habe ich die Schülerinnen und Schüler in Zweier-, Dreier- oder Vierergruppen die ihnen zugewiesenen Inschriften zunächst „einfach“ (einfach???) vom Stein aufnehmen, buchstaben genau und zeilengetreu abschreiben und allenfalls auch ablichten lassen und das Material dann nach der Heimkehr in Kurzreferaten aufgearbeitet; andere Male habe ich die Texte vor der Reise zur Vorbereitung verteilt, die Gruppen in Rom zu einem Augenschein ausschwärmen und anschließend ihre Inschriften präsentieren lassen. Beides hat, versteht sich, sein Pro und sein Contra, und beides braucht, versteht sich erst recht, sorgfältige Planung. Wenn's gut läuft, springt aus solch einem Inschriftenprojekt am Ende für die Klasse das Souvenir einer illustrierten Dokumentation mit den lapidaren Texten, Uebersetzungen und ein paar Randnotizen zum Drumherum heraus, und für die Kolleginnen und Kollegen eine kleine Dia-Sammlung römischer sprechender Steine. Nicht zu vergessen: Wer eine Inschrift kopieren will, sollte eine DIN-A-4-Pappe mit Federklammer dabei haben, ein paar Blätter darauf festzuklemmen ...

Rom als eine Stadt zu erleben, in der ein Papst wie Sixtus V. nicht nur mit seinen Pontifikal-jahren 1585-1590 und ein paar rühmenden Prädikaten im Stadtführer steht, sondern von den Basen „seiner“ Obeliskten und Säulen über die Jahrhunderte hinweg sozusagen live zu uns spricht, ist ein faszinierendes Erlebnis, und das - *experto credite!* - auch für einen, der sich unter schweigenden Monumenten bereits einigermaßen auszukennen glaubte. Mit diesen „sprechenden Steinen“ wird ganz Rom zu einer sprechenden Stadt. Wer einem von ihnen einmal recht zugehört hat, wird zu diesem Stein und zu seiner Geschichte, zu seinem Standort und zu seiner Piazza - und vielleicht auch zu der Trattoria oder Pizzeria um die Ecke - ein besonderes Verhältnis haben, und das hat bei einer Stadt wie Rom etwas zu bedeuten. Diese sprechenden Steine können jedem, der sich einmal ernsthaft auf sie eingelassen hat, auf viele Jahre hinaus die geistige Nahrung stiften, die der Obelisk über dem Vier-Ströme-Brunnen auf der Piazza Navona den zu seinen Füßen Spazierenden, Flanierenden als Letztes und Bestes so „großartig zu spenden“ verheißt (Nr. 3.6 S): „... *meditantibus escam*“. Und wenn Roms „sprechende Steine“ am Ende Augen und Ohren schärfen für das allgegenwärtige „Latein auf Stein“ im eigenen Umkreis, umso besser!

### Die Inschriften-Auswahl

Die Ewige Stadt hat einen steinernen Stadtführer. Allezeit dienstbereit steht er an Tempeln und Triumphbögen, Kirchen und Palästen, Brunnen und Brücken, auf den Basen von Obeliskten, Säulen und Skulpturen. Senat und Volk von Rom, Kaiser und Päpste sprechen uns in ihren Inschriften über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg unmittelbar an. Aber anders als seine moderne Konkurrenz, der polyglotte Audioguide, spricht dieser Cicerone nur eine, und eine alte Sprache: Latein.

Auf der Piazza della Minerva seitlich des Pantheon stößt der Besucher Roms auf eine merkwürdige Installation: einen Elefanten, der einen Obeliskten auf dem Rücken trägt und dazu fröhlich seinen Rüssel schwenkt. Die Inschrift auf dem Sockel (Nr. 4.13) löst das Rätsel: „Dass des weisen Aegypten in den Obeliskten eingehauene Schriftzeichen von einem Elefanten, dem stärksten der Tiere, getragen werden - wer immer du das hier siehst, versteh es als ein Lehrstück: *robustae mentis esse solidam sapientiam sustinere*, dass es eines robusten Geistes bedarf, eine solide Weisheit auszuhalten.“ Da spricht Alexander VII., der den Lastelefanten mit der Weisheit auf dem Rücken 1667 der „göttlichen Weisheit“ gewidmet hat und mit der Eiche der „della Rovere“ solche „Robustheit“ stolz im Wappen führte - Klartext aus erster Hand, über mehr als drei Jahrhunderte hinweg. Klartext freilich nur für den, der Latein kann und Geduld hat. Der steinerne Cicerone der Ewigen Stadt spricht durchwegs lateinisch, und das buchstäblich ohne Punkt und Komma und manchmal so verhackstückt und verschlüsselt, dass auch ein Lateiner da allzubald mit seinem Latein am Ende ist.

Piazza del Popolo: Der Willkommensgruß an der Porta del Popolo (Nr. 6.6) „*Felici fausto(ue) ingressui*“, „Zu glücklichem und gesegnetem Einzug“, ist auch hier ein guter Einstieg. Ursprünglich, 1655, galt der Segenswunsch Christine, vormals Königin von Schweden; von ihr sagt eine Inschrift im Konservatorenpalast (Nr. 1.11) mit einem kühnen Zitat von der Attika des Konstantinsbogens (Nr. 2.14), sie habe „*instinctu divinitatis*“, „auf Eingebung der Göttlichkeit“, den katholischen Glauben dem ererbten Königreich vorgezogen, und weiter in nicht minder kühner Bildlichkeit, sie sei „über sich selbst triumphierend“ aufs Kapitol hinaufgestiegen.

Im seinem vierten Jahr, 1589, hat Sixtus V. auf der Piazza del Popolo seinen vierten Obelisken wiederaufrichten lassen. Zwei Seiten der Basis bewahren die alte Augusteische Weihung an den Sonnengott (Nr. 6.4); die anderen beiden Seiten tragen Inschriften Sixtus' V. (Nr. 6.5). Die Westseite berichtet von der neuen Weihung des Obelisken an das „unbesiegteste Kreuz“. Im Osten, gegenüber S. Maria del Popolo, kommt der Obelisk selbst zu Wort; wir übersetzen dies, wie alles hier, zeilen- und wortgetreu: „Vor dem heiligen Gotteshaus derer rage ich erhabener (*augustior*!) und freudiger auf, aus deren jungfräulichem Leib, während Augustus herrschte, die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen ist.“

So hatte schon zwei Jahre zuvor, 1587, der Obelisk hinter S. Maria Maggiore seinen alten Dienst vor dem Mausoleum des Augustus gegen seinen neuen bei der Krippe von Bethlehem ausgespielt (Nr. 10.12 NO):

„Christus', des auf ewig lebenden Gottes, Wiege verehere ich freudigst, der ich dem Grabmal des toten Augustus freudlos so lange gedient habe.“ Freudenrufe, die von einem Stein zum anderen überspringen; ein Vierteljahrhundert später, 1614, nimmt die unter Paul V. vermeintlich aus Vespasians Friedenstempel auf den Esquilin versetzte Mariensäule den Jubel auf (Nr. 10.1 SW): „Die unreinen Tempel einer falschen Gottheit habe ich einst auf Geheiß des Kaisers traurig getragen; jetzt, da ich freudig des wahren Gottes Mutter trage, werde ich von dir, Paul, zu keinen Zeiten schweigen.“

In einem versteckten Winkel links der Porta del Popolo finden sich zwei Tiberpegel mit Epigrammen und Piktogrammen, hüfthoch der von 1530, kopfhoch der von dem Jahrhunderthochwasser am 24. Dezember 1598. Im oberen lässt der Tiber seinem Unmut freien Lauf (Nr. 6.12): „Als der verwegene Fluss die hierunter angebrachte Anzeige seiner selbst erreichte, sich selbst gleich, doch niedriger als der nahe Brunnen, sagte er: Wir gehen höher; mich übertrumpfen zu lassen, steht mir nicht an. Ruhm bei allen will ich mir erjagen; den Himmel will ich genießen aus größerer Nähe, und dem neuen Jahrhundert will ich mich überliefern so mächtig, wie die alte Zeit sich nicht zu erinnern vermag. Die Marken, Quirinus, drücke hier ein: Hier bin ich, der Tiber, gewesen!“ Der Brunnen, der den Tiber damals so herausforderte, war 1572 angelegt worden; das achteckige Becken steht heute auf der Piazza Nicosia.

Auf dem Corso zur Piazza Colonna. Die Basis der 1589 von Sixtus V. restaurierten und mit einer Paulusstatue bekrönten Mark-Aurel-Säule berichtet von Siegen Mark Aurels über allerlei Barbaren, einer ersten Weihung dieser „triumphalen Säule“ an seinen Vorgänger Antoninus Pius und ihrer jüngsten Weihung an den Apostel Paulus. Zuletzt spricht die Säule im eigenen Namen, und „Triumph“ ist hier ihr erstes und ihr letztes Wort (Nr. 5.4 N): „Triumphal und heilig bin ich jetzt, da ich Christus' wahrhaft gläubigen (*vere pium*!) Schüler trage, der durch des Kreuzes Verkündigung über Römer und Barbaren triumphiert hat.“ Wer zuletzt triumphiert, triumphiert am besten. Eine zeitgenössische Freskenlegende in der Vatikanischen Bibliothek nimmt das Spiel mit dem Beinamen „Pius“ auf: „*Iure Antoninum Paulo vis, Sixte, subesse, / nam vere hic pius est, impius ille Pius*“, „Mit Recht willst du, Sixtus, dass Antoninus unter Paulus sei, denn dieser ist wahrhaft gläubig, jener Pius ungläubig.“

Hinüber zur Piazza della Rotonda. Gegenüber dem Pantheon stehen zwei Inschriften übereinander, eine ältere und eine ganz junge. In der älteren von 1822/1823 rühmt sich Pius VII. der Sanierung des Platzes (Nr. 4.3): Er habe „das Areal vor dem Pantheon, das von unvornehmen Tavernen besetzt war, durch den umsichtigsten Abbruch von seiner verhassten Verunstaltung befreit“; in der ganz jungen darunter feiert das Fast Food der Goethezeit fröhliche Wiederkehr: „McDonald's“, „McDonald's“ ...

Kein Fremdenführer, der in der Vorhalle des Pantheon das geflügelte „*Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini*“, „Was die Barbaren nicht getan haben, das haben die Barberini getan“, für einmal unziert ließe. Während die Ciceroni von Fleisch und Blut die Demontage der antiken Bronzedecke durch Maffeo Barberini, als Papst Urban VIII., beklagen, hört keiner auf den steinernen Cicerone, der ihre Verwertung zu Altarsäulen in der Peterskirche und Geschützrohren für die Engelsburg als ein sinnvolles Recycling präsentiert (Nr. 4.4 links): „Papst Urban VIII. hat der bronzenen Kassettendecke alte Überreste zu den Vatikanischen Säulen und zu kriegerischen Geschützen umgeschmolzen, dass der unnütze und nahezu der (allwissenden) Fama selbst unbekannte Zierat werde im Vatikanischen Tempel zu Schmuckstücken des Apostolischen Grabes, in der Hadrianischen Burg zu Werkzeugen der öffentlichen Sicherheit, im Jahre des Herrn 1632.“

Im Pantheon selbst, an Raffaels Grab, drängen sich die Gruppen um den 1833 bei der Wiederauffindung und Wiederbestattung der Gebeine von Gregor XVI. gestifteten Sarkophag (vgl. Nr. 4.8-9). Die alte Grabinschrift von 1520 an der Wand links darüber (Nr. 4.6) rühmt den „mit den Alten wetteifernden“ Maler und seine „nahezu atmenden Bilder“; sie gipfelt in Pietro Bembos großartigem Grabepigramm „*Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci / rerum magna parens et moriente mori*“, „Der hier: Raffaels ist's, der die Schöpfernatur, da er lebte, / fürchten ließ seinen Sieg, und da er starb, ihren Tod“. Die „nahezu atmenden Bilder“ zitieren die „atmenden Bronzen“ aus Vergils „Aeneis“ (6, 847); neun Jahre später werden sie wieder in S. Maria in Aracoeli zitiert, in der Grabinschrift, die den glücklichen Finder Felice de Fredis „um seiner eigenen Tugenden und um der von ihm gefundenen göttlichen Laokoonstatue willen, die du im Vatikan siehst, dieses fast atmenden Bildwerks“, der Unsterblichkeit würdigt (Nr. 1.15).

Weiter zur Piazza Navona, zu Berninis Brunnen mit dem Obelisken darüber und der Friedenstaube mit dem Ölweig zuoberst. Innozenz X. hat den Brunnen 1651 errichten lassen, „dass er“, wie die Inschrift (Nr. 3.6) auf der Südseite sagt, „den Spaziergehenden gesunde Lieblichkeit, den Dürstenden Trank, den Nachdenkenden Nahrung großartig spende“; und die Ostseite scheint dieses letzte Versprechen sogleich einzulösen, in einem höchst nahrhaften Spiel mit Namen und Wappen des Papstes, „Trophäe“ und Triumph der Taube: „Die schuldbeleckten Götzen der Ägypter drückt nieder die unschuldige Taube, die, des Friedens Oelweig tragend und mit den Lilien der Tugenden bekränzt, indem sie den Obelisken als Siegeszeichen für sich aufrichtet, in Rom triumphiert.“

Ein paar Schritte weiter, gegenüber S. Andrea della Valle, findet sich ein faschistischer Zweizeiler, der an die Einverleibung Abessinien in das allerjüngste römische Reich erinnert (Nr. 3.5): „Kriegerische Tugend hat Italiens Grenzen vorgeschoben, und neuer Glanz verbreitet sich in unserer Stadt“, und darunter die doppelte Datierung: „Im Jahre des Herrn 1937, des Reiches Eins“. Dazu passt der Marschbefehl an den vier adlerbekrönten Pflöcken vor dem Palazzo Viminale (Nr. 10.14): „Unter dem Befehl des Führers Italiens / brich auf zu unseren Grenzen, / siegreich fliege von hier in die Ferne hinaus, / kühn durch die Welt hin schreiend!“ Nicht ganz so hoch schwingt sich eine Inschrift auf, die ein paar Schritte weiter an der Via Cavour steht (Nr. 10.13): „Der göttliche Geist hat die Bürgerschaft des römischen Volkes in einer herausragenden und gemäßigten Region angesiedelt, dass sie sich der Herrschaft des Erdkreises bemächtigt.“ Das ist weder aus der Era fascista noch aus der „des Reiches“ datiert, sondern aus dem „Jahre des Herrn 1888“, und der Text ist noch einiges älter: ein wörtliches Zitat aus Vitruvs Handbuch der Architektur (6, 1, 11).

Über den Campo de' Fiori zum Ponte Sisto. An der Südostecke des Campo de' Fiori preist ein Epigramm aus dem „Jahre des Heils 1483“ Sixtus alias Xystus IV. überschwänglich als den Sanierer des Marsfelds (Nr. 3.2): „Das du eben noch faulig warst und dreckig von stinkendem Unrat und voll, Marsland, von unschönem Schmutz, legst du jetzt unter dem Prinzeps Xystus diese hässliche Gestalt ab: Alles ist höchst ansehnlich in diesem strahlenden Quartier! Würdiger Lohn und Preis wird dem heilbringenden Xystus geschuldet: O, wie sehr ist Rom verschuldet seinem höchsten Führer!“ Zum Heiligen Jahr 1475 hatte dieser Sixtus den Ponte Sisto von Grund auf erneuert. Da wird an der Brüstung der Brücke vermeldet (Nr. 13.1), Sixtus IV. habe „zum Nutzen des römischen Volkes und der Pilgermenge, die zum Jubiläum kommen wird, diese Brücke, die man mit Recht Ponte rotto‘ nannte, mit großem Aufwand wiederhergestellt und nach seinem Namen Ponte Sisto‘ genannt wissen wollen“. Und dafür erhebt die Inschrift an der Brüstung gegenüber noch einen Brückenzoll der ganz besonderen Art: „Der du hinübergehst dank Xystus' IV. Stiftung, bitte Gott, dass er diesen Papst, den besten, uns noch lange heil erhalte und wohl bewahre! Lebe wohl, wer immer du bist - sobald du dies erbeten hast!“ Mittlerweile haben die Straßenmusikanten die Erhebung dieses Brückenzolles übernommen.

Wer mit offenen Augen und Ohren für diese sprechenden Steine die Stadt durchstreift, kann allenthalben reizvolle Entdeckungen machen. So etwa, dass die sonst ganz prosaische Bauinschrift der Scalinata della Trinità dei Monti (Nr. 7.5) in ihrer ersten Zeile „*Magnificam hanc, spectator, quam miraris, scalam ...*“ den „Betrachter“ in die Mitte stellt und mit der Spiegelsymmetrie der Wortbezüge die Spiegelsymmetrie der Treppenschwünge nachbildet: „Die großartige, diese hier, Betrachter, die du bewunderst, die Treppe ...“ Oder auch, dass sich in der bekannten Rötzelzeichnung von Johann Heinrich Füssli „Der Künstler, verzweifelt vor der Größe der antiken Trümmer“ (1778/1780, Titel von Gert Schiff) hinter dem Gekrikel und Gekrakel auf der Basis des kolossalen Fußes ein lapidarer Appell verbirgt, der einen tatsächlich schier verzweifeln lassen kann (Nr. 1.7): „*Pedem vide et Romanae rei magnitudinem metire!*“, „Sieh den Fuß, und ermiss daran die Größe der römischen Sache!“ Ein wahrer Hermesfund ist der Grabspruch des spanischen Kardinals Auxias de Podio in S. Sabina auf dem Aventin (Nr. 12.5): „*Ut moriens viveret, vixit ut moriturus.*“ Sechs lateinische Worte - zweimal „sterben“, zweimal „leben“, zweimal ein „ut“ in je verschiedener Bedeutung - markieren da in strengster Form eine Schnittstelle zwischen delphischer Todesgewissheit und christlicher Lebensverheißung: „Dass er, wenn er sterbe, lebe, lebte er wie einer, der sterben wird.“

## Inschriftentexte<sup>2</sup>

### 1.7 Konservatorenpalast: im Hof, auf der Basis des kolossalen Fußes links

S(enatus) P(opulus) Q(ue) R(omanus)  
 APOLLINIS COLOSSUM A M(arco) LUCULLO  
 COLLOCATUM IN CAPITOLIO  
 DEIN TEMPORE AC VI SUBLATUM EX OCULIS  
 TU TIBI UT ANIMO REPRÆSENTES PEDEM VIDE  
 ET ROMANÆ REI MAGNITUDINEM METIRE  
 (folgen Namen von Magistraten)

Der Senat und das Volk von Rom  
 Den Koloss des Apollo, der von Marcus Lucullus  
 auf dem Kapitol aufgestellt worden war,  
 dann durch die Zeit und die Gewalt unseren Augen entzogen wurde:  
 dass du dir den im Geist vergegenwärtigst, sieh den Fuß,  
 und ermiss daran die Größe der römischen Sache!  
 (folgen Namen von Magistraten)

### 1.11 Konservatorenpalast in der Sala dei Magistrati

CHRISTINAE  
 SUECORUM GOTTHORUM  
 ET VANDALORUM  
 REGINAE  
 QUOD INSTINCTU DIVINITATIS  
 CATHOLICAM FIDEM REGNO AVITO PRAEFERENS  
 POST ADORATA SS (Sanctorum) APOSTOLORUM LIMINIA  
 ET SUBMISSAM VENERATIONEM ALEXANDRO VII  
 SUMMO RELIGIONIS ANTISTITI EXHIBITAM  
 DE SEIPSA TRIUMPHANS IN CAPITOLIUM ASCENDERIT  
 MAIESTATISQUE ROMANÆ MONUMNETA  
 VETUSTIS IN RUDERIBUS ADMIRATA  
 III VIROS CONSULARI POTESTATE ET SENATUM  
 TECTO CAPITE COSIDENTES  
 REGIO HONORE FUERIT PROSECUTA  
 VIII EID(us) QUINCTIL(is) AN(no) MDCLVI  
 S(entus) P(opulus) Q(ue) R(omanus)  
 (folgen Namen von Magistraten)

Der Christine,  
 der Schweden, Gothen  
 und Vandalen  
 Königin,  
 weil sie, die auf Eingebung der Göttlichkeit  
 den katholischen Glauben dem ererbten Königreich vorzog,  
 nachdem sie die Schwellen der heiligen Apostel angebetet  
 und ihre ergebene Verehrung Alexander dem VII.,  
 dem höchsten Priester der Religion, dargebracht hatte,  
 über sich selbst triumphierend auf das Kapitol hinaufgestiegen ist  
 und, nachdem sie die Denkmäler römischer Majestät  
 in den alten Überresten bewundert hatte,  
 den Dreimännern mit konsularischer Gewalt und dem Senat,  
 die mit bedecktem Haupt versammelt saßen,  
 königliche Ehre erwiesen hat,  
 am 8. Tag vor den Iden des Quinctilis im Jahre 1656  
 der Senat und das Volk von Rom.  
 (folgen Namen von Magistraten)

<sup>2</sup> Die Zählung richtet sich nach Klaus Bartels: Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden (Verlag Philipp von Zabern), Mainz, 1. Auflage Herbst 2000, 2. Auflage Frühjahr 2001. In dieser Ausgabe finden sich zahlreiche weitere Informationen zu diesen und vielen anderen Texten, die den Umgang mit den Inschriften ungemein erleichtern!

### 1.15 S. Maria in Aracoeli; am Grabmal des Felice de Fredis im linken Seitenschiff ganz vorn, unten

FELICI DE FREDIS QUI OB PROPRIAS  
VIRTUTES ET REPERTUM  
LACOOHONTIS (!) DIVINUM QUOD IN  
VATICANO CERNIS FERE  
RESPIRAN(s) SIMULAC(rum) I(m)M(o)RTALITATEM  
MERUIT FEDRICOQ(ue) PATERNAS  
ET AVITAS ANIMI DOTES RFERENTI  
IMMATURA NIMIS MORTE PRAEVE(c)YTIS  
HIERONIMA BRANCA UXOR ET  
MATER IULIAQ(ue) DE FREDIS DE MILITIB(us)  
FILLA ET SOROR MOESTIS(s)IME P(osuerunt)  
ANN(o) D(om)I(n)I MDXXVIII

Dem Felice de Fredis, der um seiner eigenen  
Tugenden und von der von ihm gefundenen  
göttlichen Laokoonstatue willen, die du im  
Vatikan siehst, dieses fast  
atmenden Bildwerks, die Unsterblichkeit  
verdient hat, und dem Federico, der die väterlichen  
und großväterlichen Geistesgaben wiederbrachte,  
diesen mit ihrem allzu frühen Tod Vorausgegangen,  
haben Girolama Branca, die Gattin und  
Mutter, und Giulia de Fredis de Militibus,  
die Tochter und Schwester, tieftrauernd (den Stein) gesetzt  
im Jahre des Herrn 1529.

### 2.14 Konstansbogen: auf der Attika, im mittleren Durchgang und über den seitlichen Durchgängen

auf der Attika, auf beiden Seiten gleichlautend

IMP(eratori)CAES(ari) FL(avio) CONSTANTINO MAXIMO  
P(io) F(elici) AUGUSTO S(entus) P(opulus) Q(ue) R(omanus)  
QUOD INSTINCTU DIVINITATIS MENTIS  
MAGNITUDE CUM EXERCITU SUO  
TAM DE TYRANNO QUAM DE OMNI EIUS  
FACTIONE UNO TEMPORE IUSTIS  
REM PUBLICAM ULTUS EST ARMIS  
ARCUM TRIUMPHIS INSIGNEM DICAVIT

Dem Imperator Caesar Flavius Constantinus Maximus  
Pius Felix Augustus hat der Senat und das Volk von Rom,  
weil er durch Eingebung der Göttlichkeit,  
durch die Größe seines Geistes zusammen mit seinem Heer  
so an dem Tyrannen wie an dessen ganzem  
Anhang zur gleichen Zeit mit gerechten  
Waffen den Staat gerächt hat,  
den durch seine Triumphe ausgezeichneten Bogen geweiht.

### 3.2 Campo de' Fiori: in der Südostecke, am Anfang der Via die Balestrari

QUAE MODO PUTRIS ERAS ET OLENTI SORDIDA COENO PLENAQUE DEFORMI MARTIA TERRA SITU EXUIS HANC TURPEM XYSTO SUB PRINCIPE FORMAM OMNIA SUNT NITIDIS CONSPICIENDA LOCIS DIGNA SALUTIFERO DEBENTUR PR(a)EMIA XYSTO O QUANTUM EST SUMMO DEBITA ROMA DUCI VIA FLOREA	Das du eben noch faulig warst und dreckig von stinkendem Unrat und voll, Marsland, von unschönem Schmutz, legst du (jetzt) unter dem Prinzeps Xystus diese hässliche Gestalt ab: Alles ist höchst ansehnlich in diesem strahlenden Quartier! Würdiger Lohn und Preis wird dem heilbringenden Xystus geschuldet: O, wie sehr ist Rom verschuldet seinem höchsten Führer!
(folgen Namen von Magistraten)	(folgen Namen von Magistraten)
ANNO SALUTIS MCCCCLXXXIII	Im Jahre des Heils 1483

Drei elegische Distichen

### 3.5 Piazza di S. Andrea della Valle, an der Front des Hauses Nr. 6

ITALIAE FINES PROMOVIT BELLICA VIRTUS  
ET NOVUS IN NOSTRA FUNDITUR URBE DECOR  
ANNO DOMINI MCMXXXVII IMPERII PRIMO

Ein elegisches Distichon

Kriegerische Tugend hat Italiens Grenzen vorgeschoben,  
und neuer Glanz verbreitet sich in unserer Stadt.  
Im Jahre des Herrn 1937, des Reichs Eins

### 3.6 Piazza Navona: auf der Basis des Obelisken

Südseite

INNOCENTIUS DECIMUS PONTI(fex) MAX(imus)  
NILOTICIS AENIGMATIBUS EXARATUM LAPIDEM  
AMNIBUS [SU]BTER LABENTIBUS IMPOSUIT  
UT SALUBREM  
SPATIANTIBUS AMOENITATEM  
SITIENTIBUS POTUM  
MEDITANTIBUS ESCAM  
MAGNIFICE LARGIRETUR

Papst Innozenz der Zehnte  
hat den mit Nilotischen Rätseln beschriebenen Stein  
über die darunter strömenden Flüsse gesetzt,  
dass er  
den Spaziergehenden gesunde Lieblichkeit,  
den Dürstenden Trank,  
den Nachdenkenden Nahrung  
großartig spende.

### 4.3 Piazza della Rotonda: an der Front des Hauses Nr. 14, über Mc Donald's

PIUS VII P(ontifex) M(aximus) AN(no) PONTIFICATUS SUI XXIII  
AREAM ANTE PANTHEON M(arci) AGRIPPAE  
IGNOBILIBUS TABERNIS OCCUPATAM  
DEMOLITIONE PROVIDENTISSIMA  
AB INVISIA DEFORMITATE VINDICAVIT  
ET IN LIBERUM LOCI PROSPECTUM PATERE IUSSIT

Papst Pius VII. hat im Jahre seines Pontifikates 23  
das Areal vor dem Pantheon des Marcus Agrippa,  
das von unvornehmen Tavernen besetzt war,  
durch den umsichtigsten Abbruch  
von seiner verhassten Verunstaltung befreit  
und zu freiem Ausblick auf den Ort offen sich darbieten lassen

### 4.4 Pantheon: in der Vorhalle, beiderseits des Eingangs oben

links

URBANUS VIII PONT(ifex) MAX(imus)  
VETUSTAS AHENEI (!) LACUNARIS  
RELIQUIAS  
IN VATICANAS COLUMNAS ET  
BELLICA TORMENTA CONFLAVIT  
UT DECORA INUTILIA  
ET IPSI PROPE FAMAE IGNOTA  
FIERENT  
IN VATICANO TEMPLO  
APOSTOLICCI SEPULCHRI ORNAMENTA  
IN HADRIANA ARCE  
INSTRUMENTA PUBLICAE SECURITATIS  
ANNO DOMINI MDCXXXII PONTIF(icatus) IX

Papst Urban VIII.  
hat der bronzenen Kassettendecke alte  
Überreste  
zu den vatikanischen Säulen und  
zu kriegerischen Geschützen eingeschmolzen,  
dass der unnütze  
und nahezu der Fama selbst unbekannte Zierrat  
werde  
im Vatikanischen Tempel  
zu Schmuckstücken des Apostolischen Grabes,  
in der Hadrianischen Burg  
zu Werkzeugen der öffentlichen Sicherheit,  
im Jahre des Herrn 1632, seines Pontifikates 9.



#### 4.6 Pantheon: an Raffaels Grab unter der dritten Aedulika linker Hand, an der Wand links oben

RAPHAELI SANCTIO IOANN(is) F(ilio) URBINATI  
 PICTORI EMINENTISS(imo) VETERUMQ(ue) AEMULO  
 CUIUS SPIRANTEIS (?) PROPE IMAGINES SI  
 CONTEMPLERE NATURAE ATQUE ARTIS FOEDUS  
 FACILE INSPEXERIS  
 IULII II ET LEONIS X PONTT (pontificum) MAXX (maximorum) PICTURAE  
 ET ARCHITECT(urae) OPERIBUS GLORIAM AUXIT  
 V(ixit) A(nnos) XXXVII INTEGER INTEGROS  
 QUOD DIE NATUS EST EO ESSE DESIIT  
 VIII ID(us) APRIL(is) MDXX  
  
 ILLE HIC EST RAPHAEL TIMUIT QUO SOSPITE VINCI  
 RERUM MAGNA PARENS ET MORIENTE MORI

Am Schluss ein elegisches Distichon

Raffael Sanzio, dem Sohn des Giovanni, von Urbino,  
 dem herausragendsten und mit den Alten wetteifernden Maler:  
 Wenn du dessen nahezu atmende Bilder  
 betrachtest, kannst du ein Bündnis der Natur und der Kunst  
 leicht daraus ersehen.  
 Der Päpste Julius' II. und Leos X. Ruhm  
 hat er durch Werke der Malerei und der Architektur vermehrt.  
 Gelebt hat er 37 Jahre, (selbst) ohne Fehl, (Jahre) ohne Fehl:  
 An dem Tag er geboren ist, an dem hat er aufgehört zu sein:  
 am 8. Tag vor den Iden des April 1520.

Der hier: Raffael ist's, der die Schöpfernatur, da er lebte,  
 fürchten ließ seinen Sieg, und da er starb, ihren Tod.

#### 4.8 Pantheon: neben Raffaels Grab, in der Nische rechter Hand

RAPHAELIS SANCTI(i) URBINATIS  
 CINERES ET OSSA  
 INTRA CAVUM ARCUATUM DUCTO PARIETE OBSTRUCTUM  
 OPERE TUMULTUARIO FACTUM  
 IN IMO PILAE HUIUS ANTIQUAE PONE ARAM SCAPO  
 CUI IMPOSITUM SIGNUM CUM AEDICULA MARIAE VIRGINIS SAXANAE  
 AERE ILLIUS TESTAMANTARIO –  
 A LAUR(entio) LOTTO SCULPTUM EX MARMORE  
 PER ANNOS PLUS CCCXIII CUIQUE LATENTIA  
 QUOD FRUSTRA HAC ILLAC SOLO TENTATO PERQUISITA  
 TANDEM XVIII KAL(endas) OCTOBR(is) ANNI MDCCCXXXIII  
 GREGORI(i) XVI P(ontificis) M(aximi) SACRI PRINCIPATUS AN(no) III  
 DESIDERIUM EXPLEVERINT OMNIUM ET SE VIDENDA DEDERINT  
 QUOD QUE EADEM HONESTIUS ATQ(ue) IN ORDINEM COMPOSITA  
 INTRA ARCAM PINEAM OCCLUSAM OBSIGNATAM  
 ALI(i)S DUABUS IMMISSAM ALTERI PLUMBAE ALTERI MARMOREAE  
 HAC OPERIS ANTIQUI AB INDULGENTISSIMO PRINCIPE DONO DATA  
 ILLIC ITERUM SUBTER PEDES MAGNAE MATRIS CLEMENTISSIMAE  
 UBI IUSSA EX TESTAMENTO ERANT BONA CUM SPE QUIESCERE  
 XV KAL(endas) NOVEMBRIS INSEQUENTIS –  
 RELIGIOSISSIME CONDITA FUERINT  
 IOSEPH FABRIS SCULPTOR MAGISTER PERPETUUS  
 ET COLLEGIUM IOSEPHIANUM PICTORUM SCULPTORUM –  
 ARCHITECTORUM  
 (folgen Namen)  
 AUCTORES CURATORES QUE REI  
 NE MEMORIA INTERCIDERET  
 PP(posuerunt)  
 POSTQUAM OCULIS NOSTRIS CARISSIMA VIDIMUS OSSA  
 CARIUS HAUD USQUAM QUOD VIDEAMUS ERIT

Am Schluss ein elegisches Distichon

Des Raffael Sanzio von Urbino  
Asche und Gebeine,  
die innerhalb eines gewölbten, durch Einziehung der Mauer verbauten,  
in überstürzter Arbeit geschaffenen Hohlraums  
zuunterst im Schaft dieses antiken Pfeilers hinter dem Altar  
- auf dem die Statue samt der Aedicula der Jungfrau Maria mit dem Stein aufgestellt ist,  
die mit seinem testamentarischen Geld von Lorenzo Lotti aus Marmor gehauen worden ist -  
während mehr als 313 Jahren jedem verborgen waren:  
dass sie, lange vergeblich hie und da durch Aufgrabung des Untergrundes gesucht,  
endlich am 18. Tag vor den Kalenden des Oktober des Jahres 1833,  
in Papst Gregors XVI. heiligen Prinzipats Jahre 3,  
die Sehnsucht aller erfüllt und sich zu sehen dargeboten haben,  
und dass dieselben ehrenvoller und in der Ordnung zusammengelegt  
innerhalb einer Lade aus Pinienholz, die verschlossen und versiegelt  
in zwei weitere eingelassen wurde, die eine aus Blei, die andere aus Marmor  
- diese, von antiker Arbeit, von dem allergütigsten Prinzeps zum Geschenk gegeben -,  
dort wiederum zu Füßen der großen Mutter, der gnadenreichsten,  
wo ihnen durch das Testament bestimmt war, mit guter Hoffnung zu ruhen,  
am 15. Tag vor den Kalenden des folgenden November auf das Religiöseste bestattet worden sind,  
(haben) der Bildhauer Giuseppe de Fabris, Magister auf Lebenszeit,  
und das Josephianische Kollegium der Maler, Bildhauer (und) Architekten,  
(folgen Namen)  
die Anreger und Besorger der Sache,  
dass die Erinnerung nicht verloren gehe,  
(den Stein) gesetzt.

Nachdem wir mit unseren Augen die liebsten Gebeine gesehen haben,  
wird es Lieberes nirgends mehr, das wir sehen könnten, geben.

#### 4.9 Pantheon: auf Raffaels Sarkophag

ILLE HIC EST RAPHAEL TIMUIT QUO SOSPITE VINCI -  
RERUM MAGNA PARENS ET MORIENTE MORI

Der hier: Raffael ist's, der die Schöpfungsmatur, da er lebte,  
fürchten ließ seinen Sieg, und da er starb, ihren Tod.

OSSA ET CINERIS RAPH(aelis) SANCTII URBIN(atis)

Gebeine und Asche des Raffael Sanzio von Urbino.

GREGORIUS XVI P(ontifex) M(aximus) ANNO III INDICT(ionis) VI -  
ARCAM ANTIAUI OPERIS CONCESSIT

Papst Gregor XVI. hat im Jahre (seines Pontifikats) 3, der Indiktion 6,  
die Totenlade antiker Arbeit gestiftet.

am Boden:

SEPULCRUM / RAPHAELIS SANCTII / URBINATIS

Das Grab / des Raffael Sanzio / von Urbino.

#### 4.13 Piazza della Minerva: auf der Basis des Elefanten mit dem Obelisken

WEST

VETEREM OBELISCUM  
PALLADIS AEGYPTIAE MONUMENTUM  
ET TELLURE ERUTUM  
ET IN MINERVAE OLIM  
NUNC DEIPARAE GENITRICIS  
FORO ERECTUM  
DIVINAE SAPIENTIAE  
ALEXANDER VII DEDICAVIT  
ANNO SAL(utis) MDCLXVII

Den alten Obelisken,  
das Denkmal der ägyptischen Pallas,  
der aus der Erde ausgegraben  
und auf dem Platz der Minerva einst,  
jetzt der gottgebärenden Mutter  
aufgerichtet ist,  
hat der göttlichen Weisheit  
Alexander VII. geweiht  
im Jahre des Heils 1667.

OST

SAPIENTIS AEGYPTI  
INSCULPTAS OBELISCO FIGURAS  
AB ELEPHANTO  
BELLUARUM FORTISSIMA  
GESTARI QUIQUIS HIC VIDES  
DOCUMENTUM INTELLIGE  
ROBUSTAE MENTIS ESSE  
SOLIDAM SAPIENTIAM SUSTINERE

Dass des weisen Ägypten  
in den Obelisken eingehauene Schriftzeichen  
von einem Elefanten,  
dem stärksten der Tiere,  
getragen werden - wer immer du das hier siehst,  
versteh' es als ein Lehrstück:  
dass es eines robusten Geistes bedarf  
eine solide Weisheit auszuhalten.

#### 5.4 Piazza Colonna: auf Kapitell und Basis der Mark-Aurel-Säule

NORD

TRIUMPHALIS  
ET SACRA NUNC SUM  
CHRISTI VERE PIUM  
DISCIPULUM FERENS  
QUI PER CRUCIS  
PRAEDICATIONEM  
DE ROMANIS  
BARBARISQ(ue)  
TRIUMPHAVIT

Triumphal  
und heilig bin ich jetzt,  
da ich Christus' wahrhaft gläubigen  
Schüler trage,  
der durch des Kreuzes  
Verkündigung  
über Römer  
und Barbaren  
triumphiert hat.

## 6.4 Piazza del Popolo: auf de Basis des Obeliskens

NORD UND SÜD GLEICHLAUTEND

IMP(erator) CAESAR DIVI F(ilius)  
AUGUSTUS  
PONTIFEX MAXIMUS  
IMP(erator) XII CO(n)S(ul) XI TRIB(unicia) POT(estate) XIV  
AEGVPTO (!) IN POTESTATEM  
POPULI ROMANI REDACTA  
SOLI DONUM DEDIT

Der Imperator Caesar, des Vergöttlichten Sohn,  
Augustus,  
Pontifex Maximus,  
Imperator zum 12., Konsul zum 11., Träger der tribunizischen Gewalt zum 14. Mal,  
hat (den Obeliskens), nachdem Ägypten in die Gewalt  
des römischen Volkes gebracht worden war,  
der Sonne zum Geschenk gegeben.

## 6.5 Piazza del Popolo: auf de Basis des Obeliskens

WEST

SIXTUS V PONT(ife) MAX(imus)  
OBELISCUM HUNC  
A CAES(are) AUG(usto) SOLI  
IN CIRCO MAX(imo) RITU  
DICATUM IMPIO  
MISERANDA RUINA  
FRACTUM OBRUTUMQ(ue)  
ERUI TRANSFERRI  
FORMAE SUAE REDDI  
CRUCIQ(ue) INVICTISS(imae)  
DEDICARI IUSSIT  
A(nno) MDLXXXIX PONT(ificatus) IV

Papst Sixtus V.  
hat diesen Obeliskens,  
der von Caesar Augustus der Sonne  
im Circus Maximus  
nach ungläubigem Ritus geweiht,  
in jämmerlichem Sturz  
zerbrochen und verschüttet war,  
ausgraben, überführen,  
in seiner (alten) Gestalt wiederherstellen  
und dem unbesiegtsten Kreuz  
weißen lassen  
im Jahre 1589, seines Pontifikats 4.

OST

ANTE SACRAM  
ILLIUS AEDEM  
AUGUSTIOR  
LAETIORQ(ue) SURGO  
CUIUS EX UTERO  
VIRGINALI  
AUG(usto) IMPERANTE  
SOL IUSTITIAE  
EXORTUS EST

Vor dem heiligen  
Gotteshaus derer (der Maria)  
rage ich erhabener  
und freudiger auf,  
aus deren  
jungfräulichem Leib,  
während Augustus herrschte,  
die Sonne der Gerechtigkeit  
aufgegangen ist.

## 6.6 Porta del Popolo: auf der inneren Attika

FELICI FAUSTOQ(ue) INGRESSUI  
ANNO DOM(ini) MDCLV

Zu glücklichem und gesegnetem Einzug  
im Jahre des Herrn 1655.

## 6.12 Piazza del Popolo: Tiberpegel von 1598 (über Inschrift Tiberpegel von 1530, im Winkel zwischen Porta del Popolo und Caserma Giacomo Acqua)

SUBIECTUM UT AUDAX INDICEM FLUVIUS SUI  
TETIGIT SIBI AEQUUS PROXIMO AT DEPRESSIOR  
FONTE IMUS INQUIT ALTIUS VINCI HAUD DECET  
FAMAM AUCUPABOR OMNIUM CAELO FRUAR  
PROPINQUIORE ET S(a)ECULO TRADAR NOVO  
MEMINISSE QUA(n)TUM VIETA NO(n) AETAS POTEST  
NOTAS QUIRINE HIC IMPRIME HIC TYBRIS FUI  
(Zeichnung einer Hand, die auf die Tiberwellen weist,  
auf den Wogen ein Segelschiff)  
EX(undavit) IX KAL(endas) IANUAR(ii) ( 1 ) I ) XCVIII (!)  
CLEMENTIS VIII P(ontificis) M(aximi) ANNO VII

Über der Zeichnung sieben iambische Trimeter

Als der verwegene Fluss die hierunter angebrachte Anzeige seiner selbst  
erreichte, sich selbst gleich, doch niedriger als der nahe gelegene  
Brunnen, sagte er: «Wir gehen höher; mich übertrumpfen zu lassen, steht mir nicht an.  
Ruhm bei allen will ich mir erjagen; den Himmel will ich genießen  
aus größerer Nähe, und dem neuen Jahrhundert will ich mich überliefern  
so mächtig, wie die alte Zeit sich nicht zu erinnern vermag.  
Die Marken, Quirinus, drücke hier ein: Hier bin ich, der Tiber, gewesen!»

Er trat über die Ufer am 9. Tag vor den Kalenden des Januar 1599,  
im Jahre 7 Papst Clemens' VIII.

## 7.5 Scalinata della Trinità dei Monti («Spanische Treppe»):

auf dem unteren Absatz

D(eo) O(ptimo) M(aximo)  
 MAGNIFICAM HANC SPECTATOR QUAM MIRARIS SCALAM  
 UT COMMODUM AC ORNAMENTUM NON EXIGUUM  
 REGIO COENOBIO IPSIQ(ue) URBI ALLATURAM  
 ANIMO CONCEPIT LEGATAQ(ue) SUPREMIS IN TABULIS PECUNIA  
 UND SUMPTUS SUPPEDITARENTUR CONSTRUI MANDAVIT  
 NOBILIS GALLUS STEPHANUS GUEFIER  
 QUI REGIO IN MINISTERIO DIU PLURES APUD PONTIFICES  
 ALIOSQUE SUBLIMES PRINCIPES EGREGIE VERSATUS  
 ROMAE VIVERE DESIIT XXX IUNII MDCLXI  
  
 OPUS AUTEM VARIO RERUM INTERVENTU  
 PRIMUM SUB CLEMENTE XI  
 CUM MULTI PROPONERENTUR MODULI ET FORMAE  
 IN DELIBERATIONE (!) POSITUM  
 DEINDE SUB INNOCENTIO XIII STABILITUM  
 ET R(everendi) P(atris) BETRANDI MONSINAT TOLOSATIS  
 ORD(inis) MINIMORUM S(ancti) FRANCISCI DE PAULA CORRECTORIS -  
 GEN(era)LIS  
 FIDEI CURAEQ(ue) COMMISSUM AC INCHOATUM  
 TANDEM BENEDICTO XIII FELICITER SEDENTE  
 CONFECTUM ABSOLUTUMQUE EST  
 ANNO IUNIL(a)EI MDCCXXV

Gott dem Besten, dem Größten.

Die großartige, diese hier, Betrachter, die du bewunderst, die Treppe,  
 hat, wie ihm der Gedanke, dass sie nicht wenig Annehmlichkeit und Schmuck  
 dem königlichen Kloster und der Stadt selbst zubringen werde,  
 in den Sinn kam, und nachdem er in seinem Testament Geld dafür ausgesetzt hatte,  
 wovon die Kosten bestritten werden sollten, zu erbauen in Auftrag gegeben  
 der edle Franzose Etienne Gouffier,  
 der, nachdem er in königlichem Dienst lange bei mehreren Päpsten  
 und anderen hohen Herrschern hervorragend gewirkt hatte,  
 in Rom zu leben aufgehört hat am 30. Juni 1661.

Die Ausführung ist jedoch durch das Dazwischenkommen verschiedener Dinge  
 erstmals unter Clemens XI.,  
 als vielerlei Maße und Formen vorgeschlagen wurden,  
 in Erwägung gezogen,  
 darauf unter Innozenz XIII. auf eine feste Grundlage gestellt  
 und des ehrwürdigen Paters Bertrand Monsinat von Toulouse,  
 des Generalkorrektors des Ordens der Mindesten des heiligen Franz von Paola  
 Treue und Sorge anvertraut und begonnen,  
 endlich, während Benedikt XIII. glücklich (auf dem Heiligen Stuhl) saß,  
 beendet und abgeschlossen worden  
 im Jahre des Jubiläums 1725.

## 10.1. Piazza di S. Maggiore: auf der Basis der Mariensäule

Süd-West

IMPURA FALSI TEMPLA  
 QUONDAM NUMINIS  
 IUBENTE MOESTA  
 SUSTINEBAM CAESARE  
 NUNC LAETA VERI  
 PERFERENS MATREM DIE  
 TE PAULE NULLIS  
 OPTICEBO SAECULIS

Die unreinen Tempel einer falschen  
 Gottheit habe ich einst  
 auf Geheiß des Kaisers  
 traurig getragen;  
 jetzt, da ich freudig des wahrern  
 Gottes Mutter fortan trage,  
 werde ich von dir, Paul, zu keinen  
 Zeiten schweigen.

Vier iambische Trimeter

## 10.12 Piazza dell' Esquilino: auf der Basis des Obelisken

Nordost

CHRISTI DEI  
 IN AETERNUM VIVENTIS  
 CUNABULA  
 LAETISSIME COLO  
 QUI MORTUI  
 SEPULCRO AUGUSTI  
 TRISTIS  
 SERVIEBAM

Christus',  
 des auf ewig lebenden Gottes  
 Wiege  
 verehere ich freudigst,  
 der ich dem Grabmal  
 des toten Augustus  
 freudlos  
 so lange gedient habe.

## 10.13 Via Cavour Nr. 88-104: an der Front

DIVINA MENS CIVITATEM POPULI ROMANI -  
 EGREGIA TEMPERATAQUE REGIONE COLLOCAVIT -  
 UT ORBIS TERRARUM IMPERIO POTIRETUR  
 ANNO DOMINI MDCCCLXXXVIII

Der göttliche Geist hat die Bürgerschaft des römischen Volkes  
 in einer herausragenden und gemäßigten Region angesiedelt,  
 dass sie sich der Herrschaft des Erdkreises bemächtige.  
 Im Jahre des Herrn 1888.

### 10.14 Piazza del Viminale: auf den Pflöcken vor dem Palazzo del Viminale

Auf den vier mit je zwei Adlern und einem fünfzackigen Stern bekrönten Pflöcken:

ITALIAE DUCIS AUSPICIO /  
NOSTROS AD FINES PERGE /  
VICTRIX HINC PROCUL EVOLA /  
AUDAX PER ORBEM CLAMITANS

Unter dem Befehl des Führers Italiens  
brich auf zu unseren Grenzen,  
siegreich fliege von hier in die Ferne hinaus,  
kühn durch die Welt hin schreiend!

### 12.5 S. Sabina: am Grabmal des Kardinals Auxias de Podio im rechten Seitenschiff vorn

UT MORIENS VIVERET  
VIXIT UT MORITURUS

Dass er, wenn er sterbe, lebe,  
lebte er wie einer, der sterben wird.

### 13.1 Ponte Sisto: an der Brüstung am linken Tiberufer

Rechts:

XYSTUS IIII PONT(ifax) MAX(imus)  
AD UTILITATEM P(opuli) RO(mani) PEREGRINAEQUE MULTI-  
TUDINIS AD IUBIL(a)EUM VENTURAE PONTEM  
HUNC QUEM MERITO RUPTUM VOCABANT A FUN-  
DAMENTIS MAGNA CURA ET IMPENSA RESTI-  
TUIT XYSTUMQUE SUO DE NOMINE APPELLARI  
VOLUIT

Papst Xystus IV.

hat zum Nutzen des römischen Volkes und der Pilgermenge,  
die zum Jubiläum kommen wird, diese Brücke,  
die man mit Recht die „gebrochene“ nannte, von den Fundamenten  
auf mit großer Sorgfalt und großem Aufwand wiederhergestellt  
und „Ponte Sisto“ nach seinem Namen genannt wissen  
wollen.

Links

MCCCCLXXV  
QUI TRANSIS XYSTI QUARTI BENEFICIO  
DEUM ROGA UT PONTIFICEM OPTIMUM MAXI-  
MUM DIU NOBIS SALVET AC SOSPITET BENE  
VALE QUIQUIS ES UBI HAEC PRECATUS  
FUERIS

1475

Der du hinübergehst dank Xystus' des Vierten Stiftung,  
bitte Gott, dass er diesen Papst, den besten,  
uns noch lange heil erhalte und wohl bewahre!  
Lebe wohl, wer immer du bist, sobald du dies erbeten  
hast!

## Eigenverantwortliches Arbeiten und Lernen im Lateinunterricht

Teil 1<sup>1</sup>

Franz Pohler

„Überhaupt lernt niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer sich in gewissen Dingen nicht selbst tätig bemühet, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb.“  
(Johann Wolfgang von Goethe)

„Das alte Wissensschema ist passé. Nur wer weiß, wie er sich täglich informieren, seine Fähigkeiten präsentieren und im Team kooperieren kann, ist zukunftstauglich.“ (profil 18, 8. Mai 2000)

### 1. Aktuelle Beispiele

Einige Blitzlichter aus der aktuellen Bildungsdiskussion und Beispiele aus dem Schulalltag verdeutlichen, dass sich Unterricht und Schule weiterentwickeln müssen, wenn wir unsere SchülerInnen für ihr späteres Leben optimal vorbereiten wollen:

- Der Ansatz der Politik, SchülerInnen durch Stundenreduktion zu entlasten, übersieht völlig, dass Entlastung durch systematische Unterrichtsentwicklung und Qualitätssteigerung viel nachhaltiger zu erreichen ist.
- In der aktuellen PISA-Studie liegen Österreichs SchülerInnen zwar im guten Mittelfeld, das bessere Abschneiden als die deutschen SchülerInnen haben hierzulande viele als Genugtuung empfunden, trotzdem können die Ergebnisse nicht über Mängel hinwegtäuschen.
- Der traditionelle Unterricht ist – von einzelnen Highlights abgesehen - noch immer stark lehrerInnenzentriert und auf das Reproduzieren von Wissen ausgelegt.
- SchülerInnen klagen vielfach über Schulstress oder mangelnde Motivation und zweifeln immer wieder an der Sinnhaftigkeit dessen, was sie lernen müssen.
- LehrerInnen sind in den meisten Fällen motiviert und engagiert, sind aber über den mangelnden Erfolg oft frustriert.

Alle, die über Schule, Lernen und Lehren reflektieren, müssen diese zwar plakativen, deshalb aber nicht weniger realistischen Beispiele nachdenklich stimmen. Will man wirklich die Qualität der Aus-Bildung und des Unterrichts verbessern, dann sind nicht schnelle – populistische – Lösungen gefragt, sondern nur ein pädagogisch und didaktisch durchdachtes Gesamtkonzept schafft Möglichkeiten, Schule für SchülerInnen und LehrerInnen sinnvoll weiterzu-entwickeln.

<sup>1</sup> Teil zwei mit konkreten Unterrichtsbeispielen folgt in einer der nächsten LF-Ausgaben.

## 2. Position des Lateinunterrichts

Wir LateinlehrerInnen wissen nur zu gut, wie man Angriffen, die von vielen Seiten immer wieder auf unser Fach einströmen, effizient entgegentreten kann. Indem wir unseren Unterricht konsequent sowohl inhaltlich als auch methodisch-didaktisch weiterentwickeln und erneuern, können wir unser Fach im Rahmen einer modernen Allgemeinbildung sinnvoll positionieren und Kritikern entgegentreten. Das bedeutet für uns aber auch, in unseren pädagogischen Konzepten auf aktuelle Entwicklungen einzugehen und unseren Unterricht inhaltlich und methodisch nach neuen Anforderungen zu orientieren, ganz nach dem bekannten Motto „*Non scholae, sed vitae discimus*“.

## 3. Allgemeine Erwartungshaltungen

Unterricht an unseren Schulen steht im Spannungsfeld vielfacher Erwartungen und Anforderungen. SchülerInnen wollen – mit gutem Recht – einen modernen, lebendigen und aktuellen Unterricht, in dem die einzelnen Lerninhalte interessant und motivierend vermittelt werden. Eltern erwarten sich, dass ihre Kinder möglichst viel lernen, die Schule problemlos hinter sich bringen und mit einer guten Ausbildung und Bildung von der Schule weggehen.

Universitäten und BildungsexpertInnen setzen neben der fachlichen Souveränität vermehrt auf die so genannten Schlüsselqualifikationen. Von Seiten der Wirtschaft gibt es auch ganz klare Erwartungshaltungen: Jugendliche brauchen, um erfolgreich in die Arbeitswelt einzusteigen und dort auch bestehen zu können, neben einer fundierten Allgemeinbildung bestimmte Kompetenzen wie Teamfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit, Flexibilität u.v.m.

Dazu kommen noch LehrerInnen, an die von allen Seiten große Erwartungen gestellt werden, - verschiedene Attribute wie „WissensvermittlerInnen“, „ErzieherInnen“, „Lerncoach“, „HelferInnen“, „BeraterInnen“, „PsychologInnen“ geben ein klares Bild davon -, die trotz eines oft schlechten Images in der Öffentlichkeit mit großem Einsatz ihrer Aufgabe nachkommen, dabei aber immer wieder eine große Diskrepanz zwischen dem hohen Einsatz und dem oft geringen „Ertrag“ verspüren.

Außerdem müssen wir die geänderten gesellschaftlichen Bedingungen berücksichtigen, in denen unsere SchülerInnen leben und unter denen Lehren und Lernen stattfinden: Medienwelt, Globalisierung, Informationstechnologien, Konsumhaltung – das sind nur einige Schlagworte, mit denen gesellschaftliche Entwicklungen beschrieben werden können, die sich natürlich auf unsere SchülerInnen und Schulen auswirken.

Aufgrund der kurz skizzierten Erwartungshaltungen und der geänderten Rahmenbedingungen sind sich eigentlich alle, die über Schule nachdenken, einig, dass Unterricht und somit Lehren und Lernen neu durchdacht und einer grundlegenden Revision unterzogen werden müssen.

Auf der einen Seite müssen unsere SchülerInnen nachhaltiger und effizienter lernen, auf der anderen Seite muss infolge des ständig zunehmenden Wissensumfanges und des raschen Verfalles von aktuellem Wissen neu überlegt werden, welches Wissen wir unseren SchülerInnen vermitteln und welche Lern-, Lehr- und Arbeitsmethoden dabei effizient sind. Der Begriff „Knowledge Management“ beschreibt, was damit gemeint ist. Vor allem aber müssen wir unseren SchülerInnen die Chance bieten, sich neben einem zukunftsorientierten Wissen die notwendigen Kompetenzen anzueignen.

Unseren SchülerInnen können und müssen wir mehr zutrauen, als es im herkömmlichen Unterricht meist geschieht. „Fördern und Fordern“ muss das Motto lauten, da SchülerInnen in vielen Fällen erheblich mehr können als das, was sie im alltäglichen Unterricht oft zeigen.

Die Frage lautet nun also: Wie kann und muss sich Unterricht verändern, um diesen neuen Anforderungen gerecht werden zu können.

## 4. EVA als zukunftsweisende Perspektive

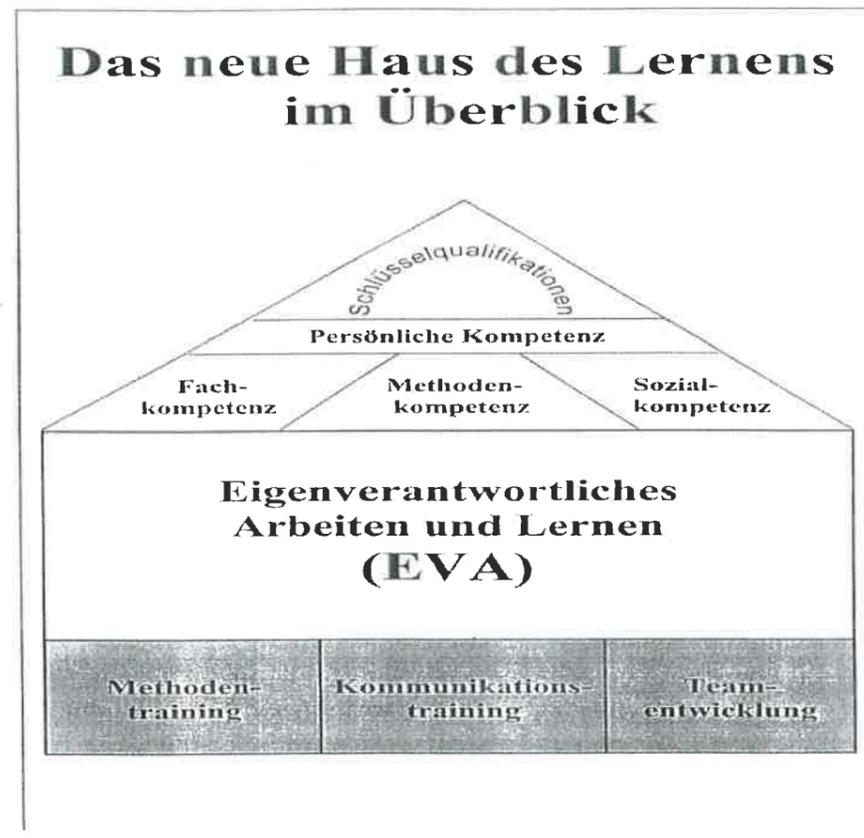
In unseren Schulen brauchen wir eine neue Lehr- und Lernkultur, eine Kultur, in der weniger „Belehrt-Werden“ und Wissensreproduktion im Mittelpunkt stehen, sondern eine Kultur, die geprägt ist vom aktiv-produktiven Lernen unserer SchülerInnen. Voraussetzung dafür ist eine veränderte LehrerInnen- und SchülerInnenrolle: Sollen SchülerInnen selbstständig arbeiten und lernen können, d.h. den Lernprozess organisieren, Probleme lösen und Verantwortung übernehmen, so müssen LehrerInnen ihre Position als „Allein-UnterhalterInnen“ und „Allein-Verantwortliche“ aufgeben und SchülerInnen im Unterrichtsprozess mehr Raum zugestehen. Gleichzeitig müssen auch die Unterrichtsinhalte in geeignete Lernarrangements aufbereitet werden, damit sich SchülerInnen überhaupt auf den Weg des eigenständigen und selbstverantwortlichen Lernens machen können.

Das Modell „EVA – Eigenverantwortliches Arbeiten und Lernen“, entwickelt von Dr. Heinz Klippert, bietet einen praktikablen, erprobten und den derzeit konsequentesten Weg, der als systematisches Unterrichtskonzept eine sinnvolle Antwort auf die neuen Rahmenbedingungen von Schule gibt und zu sinn-erfülltem Lehren und Lernen führt.

Im Mittelpunkt steht das fachliche Lernen, denn die Wissensvermittlung muss Kernkompetenz der Schule bleiben. Das fachliche Lernen wird aber sinnvoll vertieft und erweitert, indem passende Lern- und Arbeitstechniken eingesetzt werden und die SchülerInnen sich in geeigneten Kommunikationssituationen („Lernen durch Reden“) und in unterschiedlichen Lern- und Arbeitsteams mit einem Thema oder Problem beschäftigen.

## Modell: Haus des Lernens

(Vgl. Heinz Klippert, *Eigenverantwortliches Arbeiten und Lernen*. Weinheim/Basel 2001, S. 40)



Im Mittelpunkt des Unterrichtskonzeptes, bildhaft dargestellt in diesem neuen Haus des Lernens, stehen die SchülerInnen, die eigenverantwortlich arbeiten und lernen. Dabei werden entsprechend den unterschiedlichen Begabungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten verschiedenste Lernhandlungen vollzogen, die auf problem- und praxisorientiertes Lernen hin orientiert sind. Unterricht wird also als handlungsorientierter Unterricht verstanden, wodurch eine nachhaltigere Verankerung des Lernstoffes im Gedächtnis bewirkt wird. Ergebnisse der Lernforschung und Lernpsychologie bestätigen nämlich, dass Begreifen und Behalten letztlich bei allen Altersgruppen etwas damit zu tun haben, dass die anstehenden Inhalte, Aufgaben und Probleme aktiv und konstruktiv erschlossen werden, da durch das Tun die verschiedensten Sinne angesprochen werden (vgl. z.B. Piaget und Vester). Gehen wir davon aus, wie einige Lernpsychologen behaupten, dass es sieben menschliche Intelligenzen gibt, dann muss zeitgemäßer Unterricht diese Intelligenzvielfalt berücksichtigen und neben und mit kognitiven Lern- und Arbeitsprozessen auch soziales, emotionales und kreatives Lernen ermöglichen.

Was heißt das nun in der Praxis? SchülerInnen bearbeiten z.B. ein Arbeitsblatt, suchen Informationen in der Bibliothek, lesen und markieren einen Text, gestalten ein Mindmap, entwerfen ein Lernplakat, fassen wichtige Informationen zusammen, recherchieren im Internet, pla-

nen ein Rollenspiel, führen Interviews durch, gestalten eine PowerPoint-Präsentation u.v.m. EVA-Unterricht reicht also vom einfachen Arbeitsblatt bis hin zum komplexen Unterrichtsprojekt und zielt durch seine Vielschichtigkeit auf nachhaltiges und komplexes fachliches Lernen ab, bei dem Tun, Reflexion, Wissenszuwachs, Verstehen und Transfer integriert sind. Grundlage ist also ein erweiterter Lernbegriff, der neben dem inhaltlich-fachlichen Lernen auch methodisch-strategisches, sozial-kommunikatives und affektives Lernen miteinander verbindet.

Damit SchülerInnen aber in der Lage sind, selbstständig zu arbeiten, problemorientiert und entdeckend zu lernen und ein Lernprodukt zu erstellen, brauchen sie das nötige Rüstzeug. So wie das neue Haus des Lernens auf drei Säulen steht, müssen die SchülerInnen wesentliche Lern- und Arbeitstechniken beherrschen (z.B. Lesen, Markieren, Strukturieren, Visualisieren ...), d.h. sie benötigen Methodenkompetenz, sie brauchen aber in gleichem Maße Kommunikations- und Teamfähigkeit (z.B. Erzählen, Berichten, Diskutieren, Referieren, Präsentieren...).

SchülerInnen, die so lernen, beweisen ein hohes Maß an Mündigkeit, sie erschließen sich eigenständig Zugänge zu relevantem Wissen, sie verarbeiten Informationen, bewerten entscheiden und urteilen, kommunizieren während des Lernprozesses mit anderen, arbeiten in Teams und gestalten soziale Prozesse. Neben einer höheren Fachkompetenz, bedingt durch das nachhaltige, intensive, handlungsorientierte und vernetzte Beschäftigen mit einem Thema, erwerben die SchülerInnen zahlreiche andere Kompetenzen wie Methoden-, Team- und Sozialkompetenz, sie eignen sich also die von allen Seiten geforderten Schlüsselqualifikationen an, ihre Persönlichkeitskompetenz steigert sich erheblich. Die so genannten soft skills wie Selbstbewusstsein, Mut, Kreativität und Neugier werden gefördert, der emotionalen Intelligenz wird ein wichtiger Stellenwert im Unterrichtsprozess eingeräumt.

## 5. EVA in der Praxis

Damit SchülerInnen und LehrerInnen in diesem Unterrichtskonzept erfolgreich arbeiten können, müssen sich einerseits die LehrerInnen intensiv mit dem Modell beschäftigen und in verschiedenen Fortbildungsworkshops auseinander setzen, andererseits müssen die SchülerInnen in verschiedenen Workshops die elementaren Basiskompetenzen, nämlich Methoden-, Kommunikations- und Teamkompetenz, trainieren.

In diesen Trainingsworkshops beschäftigen sich die SchülerInnen – betreut von einem LehrerInnenteam – an mehreren Tagen intensiv mit einer bestimmten Basiskompetenz. Dabei reflektieren sie ihr bisheriges Verhalten, lernen Neues kennen, üben auf vielfältige Weise das Gelernte und wenden es in verschiedenen Situationen an – kurz, sie erweitern ihre „Kompetenz“. Der Fachunterricht steht während dieser Trainingstage im Hintergrund, danach werden dann die verschiedenen Kompetenzbereiche systematisch in die Unterrichtsarbeit einbezogen und mit entsprechenden Fachinhalten vernetzt.

### Beispiel eines Workshops zum Thema „Methodentraining“:

An drei Tagen haben sich z.B. SchülerInnen einer 5. Klasse AHS mit folgenden Themenbereichen beschäftigt und dabei in zahlreichen Lern- und Übungsarrangements wesentliche Lern- und Arbeitstechniken, die für ein nachhaltiges Lernen im jeweiligen Fachunterricht Grundlage sind, kennen gelernt und angewendet

- Effektiver lernen und behalten

- Informationen suchen und aufnehmen (Bibliotheksarbeit)
- Markieren und strukturieren von Texten
- Visualisieren
- Zusammenfassen und präsentieren

Dabei war ein LehrerInnenteam (3 LehrerInnen) für die Klasse verantwortlich, wobei die Rolle für die LehrerInnenInnen darin bestand, als BeraterInnen, Lerncoach und ModeratorInnen tätig zu sein, während die SchülerInnen sich möglichst selbstständig und eigenverantwortlich mit den einzelnen Themen beschäftigten. Das Feedback der SchülerInnen bestätigte, dass dieser Workshop und das EVA-Konzept ein vielversprechender Weg sind. Die SchülerInnen müssen zwar wesentlich mehr als im herkömmlichen Unterricht arbeiten (!), gleichzeitig aber lernen sie nachhaltiger und komplexer, dadurch, dass sie immer aktiv sein müssen, sind sie auch engagierter und motivierter am Lernprozess beteiligt.

In den einzelnen Unterrichtsfächern werden dann systematisch die verschiedenen Arbeits- und Lerntechniken eingesetzt und weiter trainiert, um das inhaltliche Lernen zu vertiefen und um andere Komponenten zu erweitern und zu einer effizienteren Auseinandersetzung mit verschiedenen Inhalten zu kommen.

Im Fachunterricht werden sowohl kleine Unterrichtseinheiten als auch umfangreichere Themenbereiche („Lernspiralen“) nach dem EVA-Konzept gestaltet; wichtig ist, dass SchülerInnen immer wieder die Gelegenheit haben, sich selbstständig mit einzelnen Themen zu beschäftigen und dabei unterschiedliche Arbeitstechniken anwenden, verschiedene Kommunikationsformen einsetzen und Partner- und Teamarbeit trainieren.

#### Beispiele für kleine Unterrichtsbausteine:

- Sinnerfassendes Lesen von Texten (z.B. lesen – markieren – Stichwortzettel erstellen – zusammenfassen)
- Plakat gestalten
- Im Team ein Kurzreferat gestalten
- Informationen eines Textes für andere auf einer Folie aufbereiten
- Über ein Thema in Gruppen diskutieren und ein Statement abgeben
- Bei einem LehrerInnenvortrag mitschreiben (z.B. mitschreiben – Mitschrift mit dem Partner vergleichen – Inhalt in der Gruppe zusammenfassen – Kurzvortrag vor der Klasse)
- Filminhalt als Mindmap zusammenfassen
- Interview mit einem „Experten“ vorbereiten und durchführen
- ...

#### Beispiel für eine Lernspirale im Lateinunterricht:

##### „Caesars ethnografische Exkurse“ (RG, 7. Klasse)

Erklärung einer Lernspirale: Die Lernspirale ist als Metapher zu verstehen für das systematische „Hineinbohren“ in einen Lerngegenstand, wobei von den SchülerInnen möglichst vielfältige Aktivitäten zu vollziehen sind. Die SchülerInnen werden bei ihrem Wissensstand abgeholt (Schritt 1), hernach werden die neuen Aspekte des Themas erarbeitet (Schritt 2), anschließend wird in komplexen Lernhandlungen ein Transfer des Gelernten angestrebt (Schritt 3). Unterteilt werden die Schritte in Arbeitsinseln (A), in denen die SchülerInnen einen Themenbereich handlungsorientiert bearbeiten (vgl. Arbeitsanweisungen).

Dabei sind noch folgende Punkte zu beachten:

- Je nach Schwerpunkt, Zeit etc. können einzelne Arbeitsinseln weggelassen werden.
- Zwischen den einzelnen Arbeitsinseln sind häufig anderen Unterrichtsformen notwendig (LehrerInnenvortrag, Übungseinheiten, ...).
- Jede Arbeitsinsel ist mehrstufig angelegt (Mikrospirale, vgl. Arbeitsinsel A1), wobei immer unterschiedliche Aktivitäten der SchülerInnen im Mittelpunkt der Unterrichtsarbeit stehen.

#### Vorwissen / Voreinstellungen aktivieren

A 1	Collagen „Bild fremder Völker“ (Britten, Franzosen, Deutsche) im Museumsrundgang präsentieren (Material sammeln – in Teams Material sichten, auswählen und Konzept erstellen – Collage gestalten – im Museumsrundgang die einzelnen Collagen interpretieren und bewerten – Abschlussdiskussion)
A 2	Wortfelder als Mindmaps gestalten

#### Neue Kenntnisse / Verfahrensweisen erarbeiten

A 3	Übersetzungshilfen für MitschülerInnen erstellen (Lexikonarbeit, grafische Übersetzungshilfen, Satzmodell, grammatikalische Erklärungen)
A 4	SchülerInnen vergleichen, korrigieren und diskutieren verschiedener Übersetzungsvarianten
A 5	SchülerInnen führen ein Lektüretagebuch als Portfolio
A 6	SchülerInnen halten Gruppenreferate „Römer in Britannien, Römer in Südfrankreich, Römer und Germanen“
A 7	SchülerInnen visualisieren Inhalt der verschiedenen Exkurse (PowerPoint, Overhead, Plakat)
A 8	SchülerInnen beantworten Impulsfragen und verfassen eine Interpretation zu ausgewählten Textstellen
A 9	Reden für den Senat verfassen: Bild der Gallier / Germanen / Briten
A10	In einem Podiumsgespräch Lebensweise etc. verschiedener Völker vergleichen
A11	Thesendiskussion zu ausgewählten Behauptungen Caesars



## Komplexere Anwendungs- und Transferaufgaben

A12	Ausstellung zum Thema „Bild der Fremden“ gestalten (fächerübergreifend)
A13	Fishbowl „Kultur - Zivilisation - Fortschritt“
A14	SchülerInnen gestalten für eine andere Klasse eine Stunde zum Thema „Latein und Englisch“

Ein Großteil des Unterrichts findet in Partnerarbeit und SchülerInnengruppen statt. Dabei erarbeiten zum Beispiel einzelne Gruppen zum Thema „Römer in Britannien“ verschiedene Teilaspekte, wie zum Beispiel den historischen Hintergrund, literarische Quellen, archäologische Spuren oder die Darstellung in einem Asterix-Band. Die SchülerInnen werden somit ExpertInnen in einzelnen Themen, sie können nun anderen die Informationen weitergeben, indem sie zum Beispiel ein Gruppenreferat mit einem entsprechenden Lernplakat gestalten und anschließend noch ein Lernquiz für ihre MitschülerInnen zusammenstellen. An diesem Beispiel sieht man auch, wie einzelne Bereiche vernetzt werden: Die SchülerInnen setzen sich intensiv mit einem bestimmten Fachinhalt auseinander, indem sie verschiedene Lern- und Arbeitsmethoden anwenden, Aufgaben lösen, in Teams kooperieren, in unterschiedlichen Situationen miteinander kommunizieren, sich gegenseitig unterstützen, wobei jeder auch „Experte“ in einem bestimmten Bereich wird, gute SchülerInnen anderen helfen, Schwächere nachfragen und Erklärungen einholen können.

## 6. Auswirkungen auf SchülerInnen- und LehrerInnenseite

Für die SchülerInnen bedeutet es natürlich eine Umstellung, da sie ihre doch häufig anzutreffende „Konsumhaltung“ im Unterricht aufgeben und intensiv in unterschiedlichen Formen arbeiten müssen. Gleichzeitig erhöht sich aber die Motivation durch die erweiterte Handlungskompetenz. Die SchülerInnen sind in diesem Unterrichtskonzept schon bald in der Lage, bestimmte Methoden eigenständig anzuwenden und Themen selbstständig zu bearbeiten; Gruppenunterricht gewinnt durch die gesteigerte Teamfähigkeit an Effizienz, die Eigenständigkeit der SchülerInnen wird spürbar besser.

Für uns LehrerInnen bringt dieses Modell zwar zu Beginn eine Menge an Planungs- und Vorbereitungsarbeit, die sich aber in jedem Falle als lohnend erweist. Wir müssen unsere bisher geübte „klassische LehrerInnenrolle“ teilweise aufgeben und vermehrt als Lerncoach und ModeratorIn fungieren. Außerdem bedeutet es für uns, das typische Einzelkämpfertum der LehrerInnen aufzugeben und in LehrerInnenteams zusammenzuarbeiten, einer Form, die für die Zukunft einer modernen Schule unvermeidbar sein wird, kurz, wir LehrerInnen sind in diesem Prozess auch Lernende.

## 7. Unterstützende Maßnahmen

Um ein solches Konzept, das nicht nur den Unterricht in einzelnen Fächern, sondern letztlich die Schule als Ganzes verändert, verwirklichen zu können, müssen auch flankierende Maßnahmen getroffen werden.

## Beispiele aus meiner Arbeit am BG / BRG Reutte:

- Elternarbeit: Die Eltern wurden von Anfang an über dieses Unterrichtskonzept informiert und auf einem eigenen Elternabend mit den Grundzügen des Modells in einer praktischen Lerneinheit vertraut gemacht. In einem zweistündigen Workshop erarbeiteten wir mit den Eltern, wie sie mit Lernproblemen ihrer Kinder umgehen und ihnen vor Schularbeiten konkrete Tipps geben können. Zahlreiche Eltern arbeiteten mit großem Engagement und Interesse mit und konnten dabei erleben, wie ihre Kinder im Unterricht lernen.
- Schulinterne Fortbildung: In einzelnen Workshops setzte sich das LehrerInnenteam mit dem Konzept auseinander, reflektierte die bisherige Unterrichtstätigkeit und erprobte verschiedene Bausteine des Klippert-Modells.
- Erlebnispädagogische Woche mit dem Schwerpunkt „Team- und Konfliktkompetenz“
- Informationsgespräche mit dem Direktor und den KollegInnen
- Konferenzen und pädagogische Tage zum Thema „EVA“

(In einem weiteren Beitrag werden verschiedene Möglichkeiten und Beispiele vorgestellt, wie das EVA-Konzept auch im Lateinunterricht eingesetzt werden kann.)

Bücher von Heinz Klippert zum Thema „Eigenverantwortliches Arbeiten und Lernen“ (alle im Beltz-Verlag erschienen, erhältlich um je € 25,60 (Anm. der Redaktion):



## Der Satz im Lateinischen und Deutschen.

### Satzdefinition, kontrastive und typologische Aspekte der lateinischen und deutschen Syntax

*Manfred Kienpointner*

#### Einleitung

Im Folgenden werden zunächst einige grundlegende Überlegungen zum Begriff „Satz“ angestellt, die eine Grundlage für eine auch im Schulunterricht brauchbare Satzdefinition liefern sollen. Dabei werden eine Reihe von älteren und neueren Satzdefinitionen verglichen, von der antiken Grammatik bis zur modernen Linguistik.

Hierauf werden Grundtypen der syntaktischen Sprachtypologie vorgestellt und lateinische und deutsche Sätze in diese Grundtypen eingeordnet und kontrastiv verglichen. Damit soll die Möglichkeit eröffnet werden, im Lateinunterricht kontrastive Beobachtungen zum Zweck der Sprachreflexion vor dem allgemeinen Hintergrund der Sprachtypologie durchzuführen und zugleich durch verschiedene Seitenblicke auf nicht-indoeuropäische Sprachen den linguistischen Horizont der Schüler und Schülerinnen zu erweitern. Die Sprachtypologie befasst sich mit der wichtigen Frage, welche formalen und inhaltlichen Eigenschaften in allen oder den meisten Sprachen der Erde anzutreffen sind – die so genannten absoluten und statistischen Universalien – und welche Eigenschaften zumindest für alle Sprachen eines bestimmten Typs gelten. Da die Sprache das wohl wichtigste Erkenntnisinstrument des Menschen ist, sind universale und typologische Eigenschaften von Sprache(n) relevant und aufschlussreich für das Verhältnis von Sprache und Denken.

Diese Eigenschaften determinieren zwar unser Denken und unsere kulturellen Institutionen keineswegs vollständig, wie es in radikalen Versionen der so genannten „linguistischen Relativitätshypothese“ (auch: „Sapir-Whorf-Hypothese“ genannt; vgl. Whorf 1956; Kienpointner 1998) angenommen worden ist. Sie geben unserem Denken aber eine bestimmte Richtung, heben bestimmte Aspekte der Realität hervor und stellen andere Aspekte eher in den Hintergrund, sodass eine Reflexion über typologische Eigenschaften des Lateinischen und Deutschen nützliche Anregungen für die Schulung des Sprachbewusstseins bieten kann.

#### Satzdefinition

Die Phonologie befasst sich mit den Phonemen, den kleinsten bedeutungsunterscheidenden Einheiten einer Sprache. Die Morphologie beschreibt die Morpheme, die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten einer Sprache. Phonologie und Morphologie erörtern somit die Laut-, Formen- und Wortinventare einer Sprache, bei denen es sich trotz der insgesamt sehr großen Zahl der dargestellten Einheiten um endliche Mengen handelt. Die Syntax erst ermöglicht es, aufgrund der wiederholten („rekursiven“) Anwendung syntaktischer Regeln, aus diesen endlichen Inventaren beliebig viele, d.h. grundsätzlich unendlich viele Sätze zu bilden und für alle denkbaren Ausdrucksbedürfnisse des Menschen zu adaptieren. Nach Humboldts genialer Intuition vermag die menschliche Sprache somit „von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch“ (Humboldt 1963: 477) zu machen.

Die grundlegende Einheit der Syntax ist nach traditioneller Sicht, aber auch nach Auffassung vieler moderner linguistischer Schulen der **Satz**. Dieser Auffassung ist zwar von der Textlinguistik zu Recht widersprochen worden, denn die grundlegende Einheit der menschlichen Kommunikation ist der **Text** bzw. der **Dialog**. Trotzdem ist es für grammatische Beschrei-

bungen im Allgemeinen und für eine kontrastive lateinisch-deutsche Grammatik im Besonderen sinnvoll, aus praktischen und darstellungstechnischen Gründen die **Satzsyntax** als eigenständigen Teilbereich der **Textgrammatik** herauszulösen und als eigenen Bereich der Grammatik zu beschreiben.

Hier stellt sich als erstes Problem die Definition des zentralen Begriffs „Satz“. Seit der Antike sind hunderte von verschiedenen Satz-Definitionen versucht worden (vgl. Müller 1985 für einen umfassenden Überblick), die alle bis zu einem gewissen Grad plausibel sind, jedoch meist einzelne Aspekte des Satzes definitorisch herausgreifen und absolut setzen. Dadurch können aber viele intuitiv als satzwertig angesehene Phänomene nicht erfasst werden. Außerdem weisen manche Satzdefinitionen theoretische Schwächen auf, die seit Aristoteles als Mängel von Definitionen festgehalten worden sind. Hier sind z.B. das (implizite) Wiederauftauchen des zu definierenden Begriffs (Definiendum) in der Definition (Definiens) zu nennen, was zu einer Zirkeldefinition führt, oder die Verwendung von Konzepten in der Definition, die selbst unklarer sind als der zu definierende Begriff.

So hat z.B. die Definition des Satzes als „vollständige Äußerung“ oder als „Äußerung, die einen vollständigen Gedanken/eine vollständige Vorstellung zum Ausdruck bringt“ den Nachteil, dass auf diese Weise Kurzsätze oder Einwortsätze zu ‘Nicht-Sätzen’ erklärt werden. Dies betrifft z.B. Redewendungen und Sprichwörter wie lat. *Cui bono?; Multum, non multa; Per aspera ad astra; Quot capita tot sensus; Suum cuique!* oder dt. *Außen hui, innen pfui; Ohne Fleiß kein Preis; Traurig, aber wahr; Hals und Beinbruch!* oder Einwortsätze (z.B. Ausrufe (lat. *ah!, ai!, heus!, hercle!*; dt. *oh!, aua!, ach!, he!*) sowie Grüße und Verabschiedungen (lat. *ave, salve, vale*; dt. *Servus, Hallo, Tschüss*) und schließlich Antworten auf Fragen, speziell auf Entscheidungsfragen (lat. *certe, minime*; dt. *ja, nein, gewiss, keineswegs*).

In all diesen Fällen sind die jeweiligen kurzen Äußerungen perfekt nach den üblichen lateinischen und deutschen Gebrauchsregeln gebildet. Es wäre sogar sonderbar und vom normalen Sprachgebrauch abweichend, würde man sie als „elliptische“ Äußerungen auffassen und durch Hinzufügung von Wörtern zu „vollständigen“ Sätzen ergänzen (vgl. z.B. *\*Per aspera [venimus] ad astra, \*Ohne Fleiß [gibt es] keinen Preis*).

Außerdem ist die Verwendung von „Gedanke“ (vgl. Kühner/Stegmann 1962, 1. Teil, 1: „Satz ist der Ausdruck eines Gedankens in Worten“) oder „Vorstellung“ (vgl. Paul 1920: 121: „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellunggruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat“) als Definiens von „Satz“ problematisch, da diese Begriffe selbst sehr erklärungsbedürftig sind. Trotzdem stehen die eben kritisierten Definitionen am Beginn der europäischen Grammatiktradition, nämlich in der klassischen Definition von „Satz“ durch den hellenistischen Grammatiker Dionysius Thrax (in seiner Τέχνη γραμματική), die in der römischen Grammatiktradition z.B. von Priscian (in seinen „Institutiones grammaticae“) in ähnlicher Weise wiederaufgenommen worden ist:

Λόγος δέ ἐστι περὶ λέξεως σύνθεσις διάνοιαν αὐτοτελή δηλοῦσα.

Der Satz ist eine Zusammenfügung von Prosawörtern, die einen vollendeten Gedanken zum Ausdruck bringen (Dionysius Thrax, § 11; ed. Uhlig 1883: 22).

Oratio est ordinatio dictionum congrua, sententiam perfectam demonstrans.

Der Satz ist eine passende Ordnung von Wörtern, die einen vollständigen Inhalt darlegen (Priscianus Grammaticus Caesariensis, 2.IV.15; ed. Hertz 1855: 53).

Der Satz ist auch durch seine Teile definiert worden, wobei in der traditionellen Grammatik vor allem Subjekt und Prädikat als unentbehrliche Minimalbestandteile jedes Satzes herangezogen worden sind, in neueren definitorischen Ansätzen dagegen auch die Objekte (Ergänzungen). Dieser Definitionsversuch scheitert einerseits an den Kurzsätzen und Einwortsätzen,

die oben bereits als Problem für die ‘Vollständigkeits-Definition’ angeführt worden sind. Andererseits ist er zirkelverdächtig, da eine Definition wie etwa „Der Satz ist eine Äußerung, die mindestens aus Subjekt und Prädikat (und eventuell Objekten) besteht“ verdeckt, dass in „Subjekt“, „Prädikat“ etc., die ja „Satzteile“ bzw. „Satzglieder“ sind, der zu definierende Begriff „Satz“ implizit enthalten ist.

Der Satz ist auch als „sinnvolle Äußerung“ bzw. als „grammatisch korrekte Äußerung“ definiert worden, was jedoch zahlreiche schwierige Abgrenzungsprobleme hervorruft: Sind z.B. dunkle oder paradoxe Äußerungen in lyrischen, dramatischen oder philosophischen Texten keine Sätze? Von Noam Chomsky (1973: 189) stammt das berühmte Beispiel (Ein Beispielsatz?!) *Colorless green ideas sleep furiously*, eine Äußerung, die perfekt nach den Regeln der englischen Syntax gebaut ist, jedoch offenkundig unsinnig ist („Farblose grüne Ideen schlafen wütend“). Handelt es sich hierbei also nicht um einen Satz? Sind mündliche Äußerungen, die bekanntermaßen viele Neuansätze, Selbstkorrekturen, Füllwörter und ‘Satzbrüche’ (Anakoluthe) enthalten, keine Sätze, weil sie tendenziell ungrammatisch sind? Sind schriftliche Äußerungen in poetischen Texten, die oft kreativ über das konventionell Anerkannte und Übliche hinausgehen und dabei gegen Syntaxregeln bewusst verstoßen, keine Sätze? Auf diese Fragen ist wohl mit „Nein“ zu antworten.

Vielversprechender sind daher neuere Versuche, die den Satz als Muster oder Schema für „kleinste, potentiell selbstständige Äußerungen“ definieren (Heringer 1996: 19; vgl. ähnlich schon Bloomfield 1935: 170: „...each sentence is an independent linguistic form...“ sowie Heringer 1972: 11ff.) und somit die oben angesprochenen Probleme vermeiden. Denn die relative Selbstständigkeit von satzwertigen Äußerungen ist unbestreitbar und trifft nicht nur auf Vollsätze, sondern auch auf Kurz- und Einwortsätze sowie auch auf inhaltlich dunkle oder unsinnige, aber grammatikalisch korrekt gebaute Äußerungen zu. Mit dem Zusatz „potenziell“ wird auch die Tatsache berücksichtigt, dass Sätze stets in einen Textzusammenhang eingebettet sind, wodurch ihre Selbstständigkeit etwas relativiert wird. Nicht in jedem Kontext können z.B. Kurz- und Einwortsätze selbstständig verwendet werden.

Ein Nachteil dieser Definition durch die relative Selbstständigkeit ist jedoch, dass die Inhaltsseite ausgeklammert bleibt. Dies kann dadurch verbessert werden, dass man die Eigenschaft aller Sätze, zum Vollzug bestimmter kommunikativer Handlungen zu dienen, in die Satzdefinition einbezieht (vgl. Heringer 1972: 14 und ähnlich Müller 1985: 150):

Der Vorteil der Annahme, ein Satz sei ein Muster für kleinste, potentiell selbstständige Äußerungen, liegt darin, daß sie den Zusammenhang der sprachlichen Muster mit deren Verwendung in der Kommunikation betont. Der Satz ist nämlich ein Muster für kleinste vollständige Sprechakte, und Sprechakte wie fragen, antworten, befehlen, behaupten, zitieren, beschreiben sind Handlungen nach Sätzen.

Tatsächlich haben alle Sätze einen kommunikativen Zweck, auch inhaltlich dunkle, unsinnige oder ungrammatische Sätze. Im Rahmen der **Sprechakttheorie** (vgl. Austin 1972, Searle 1971) ist dieser kommunikative Zweck als **Illokution** oder **illokutionäre Rolle** bezeichnet worden.

Auf dieser theoretischen Grundlage kann nun eine etwas vereinfachte allgemeine Definition von „Satz“ geliefert werden. Insbesondere kann für den Grammatikunterricht an der Schule der Fachterminus „Illokution“ durch „Redeabsicht“ ersetzt werden, der auch in deutschen Schulgrammatiken verwendet wird (vgl. Killinger 1997: 115):

DEFINITION: Sätze sind Muster für kleinste selbstständige Äußerungen, die eine Redeabsicht zum Ausdruck bringen, d.h. kleinste selbstständige Äußerungen, die produziert werden, um einem bestimmten kommunikativen Zweck zu dienen.

Diese Definition kann Anspruch auf universale Gültigkeit erheben. Für die Grammatik einer Einzelsprache bzw. einen kontrastiven und typologischen Sprachvergleich ist es natürlich darüber hinaus wichtig, die spezifischen Regeln darzustellen, nach denen eine Sprache solche kleinsten selbstständigen Äußerungen bildet.

Die Satzsyntax kann als dasjenige Teilkapitel der Grammatik einer Sprache definiert werden, das mit der einzelsprachspezifischen Kombination von Morphemen bzw. Wörtern zu Wortgruppen (**Konstituenten, Satzgliedern, Phrasen**) und ganzen Sätzen befasst ist. Im Anschluss an Coseriu (1988: 242f.) sind dabei in einer kontrastiven Grammatik 1. die unterschiedlichen Konstituenten der jeweiligen Sprachen aufzuzählen („konstitutionelle Syntax“, vgl. z.B. für lateinische und deutsche prädikative Konstituenten Kienpointner 1985) und 2. deren unterschiedliche Funktionen zu beschreiben („funktionelle Syntax“). Insbesondere die **Satzmodelle** (Satzbaupläne, Kernsätze) als elementare funktionale Einheiten der Satzsyntax sind kontrastiv darzustellen (vgl. fürs Lateinische Happ 1976, passim; fürs Deutsche Erben 1972: 257ff.; Engel 1988: 198f.; Helbig/Buscha 1991: 619ff.; Drosdowski 1995: 650ff.; sowie kontrastiv zum Lateinischen und Deutschen Kienpointner 1995). Schließlich sind aber 3. auch die möglichen Umformungen (**Transformationen**) von Konstituenten in andere, komplexere oder weniger komplexe Konstituenten darzustellen („relationelle Syntax“; für einige Beispiele vgl. Kienpointner 1992a: 74f.).

Im Rahmen der Textgrammatik werden die einzelsprachlichen Verfahren dargestellt, nach denen Sätze zu komplexeren **Textkonstituenten** (Paragraphen in schriftlichen Texten, Redebeiträgen in Gesprächen) kombiniert werden (**transphrastische Grammatik**), z.B. Verfahren der **Koordination** von Sätzen oder Verfahren der **Substitution**, d.h. der Wiederaufnahme oder Vorwegnahme von vorhergegangenen oder noch folgenden Sätzen (**anaphorische und kataphorische Substitution**). Eine kontrastive Textgrammatik hat hier die einzelsprachlich oft sehr unterschiedlichen textgrammatischen Verfahren systematisch zusammenzustellen (vgl. zu lateinischen und deutschen Texten die kontrastive Darstellung in Kienpointner 1992b).

Auch die Phänomene der Wortstellung im Satz, die mit der Verteilung von alter und neuer Information (**Thema vs. Rhema**) bzw. Hintergrund- und Vordergrundinformation (**Topik vs. Fokus**) zu tun haben, sind letztlich nur vor dem Hintergrund des Textzusammenhangs zu beschreiben. Eine kontrastive Beschreibung hat hier Unterschiede der lateinischen und deutschen Wortstellung und deren Funktion in der Informationsverteilung zu erfassen, wobei sich zeigt, dass Sprachen mit sehr freier Wortstellung wie das Lateinische mehr Raum für die Nutzung verschiedener Reihenfolgen zur Gestaltung der Informationsverteilung lassen als das Deutsche mit seiner etwas stärker syntaktisch fixierten Wortstellung oder das Englische und Französische mit ihrer noch stärkeren Fixierung der Wortfolge.

### Syntaktische Sprachtypologie

Im Folgenden sollen kontrastive Beobachtungen vor allem vor dem Hintergrund einer typologischen Einordnung der Sprachen Latein und Deutsch erfolgen. Dies könnte zur Sprachreflexion im Latein-Unterricht beitragen, indem auf allgemeiner Ebene grundlegende typologische Eigenschaften der beiden Sprachen thematisiert und verglichen werden. Denn bei aller typologischen Ähnlichkeit von Latein und Deutsch – Beide Sprachen gehören nach der klassi-

schen morphologischen Typologie zu den **flektierenden Sprachen** sowie nach der syntaktischen Typologie zu den **Nominativ-Akkusativ-Sprachen** (zu diesen Termini vgl. unten) – zeigen sich auch bei einem typologischen Vergleich immer wieder deutliche syntaktische Kontraste.

Die syntaktische Typologie wurde in Ergänzung zur klassischen morphologischen Sprachtypologie entwickelt. Die morphologische Typologie gliedert seit dem 19. Jhd. die Sprachen der Erde in **isolierende** (= Sprachen [fast] ohne grammatikalische Morpheme), **agglutinierende** (= Sprachen mit klar abgegrenzten, meist sehr regelmäßig an den Wortstamm angefügten grammatikalischen Morphemen), **flektierende** (= Sprachen mit Fusionsprozessen zwischen lexikalischen und grammatikalischen Morphemen sowie meist sehr unregelmäßiger Morphologie) und **inkorporierend-polysynthetische** (= Sprachen mit sehr komplexen „Riesenwörtern“, die aus zahlreichen grammatikalischen und manchmal auch mehreren lexikalischen Morphemen bestehen und oft Einwortsätze bilden). Seit dem 20. Jhd. werden die Sprachen der Erde auch im Rahmen der neueren **syntaktischen Sprachtypologie** zu unterschiedlichen Typen zusammengefasst (vgl. Comrie 1981, Plank 1995).

Dabei werden in der neueren typologischen Tradition Sprachen unter anderem 1. nach der Markierung von Täter (Agens) und betroffener Größe (Patiens) im einfachen intransitiven und transitiven Satz typologisch eingeordnet; 2. nach der Basiswortstellung, d.h. nach der Reihenfolge von Subjekt (= S), Verb (= V) und direktem Objekt (= O) im einfachen aktiven Aussagesatz klassifiziert, z.B. als **SVO-Sprachen** (z.B. Englisch, Französisch, modernes Arabisch, Chinesisch, Swahili), **SOV-Sprachen** (z.B. Türkisch, Japanisch, Lakota, Quechua) und **VSO-Sprachen** (z.B. Kymrisch, klassisches Arabisch, Bibelhebräisch, Maori).

Nach dem ersten Kriterium werden in der Reihenfolge der abnehmenden Häufigkeit in den Sprachen der Erde a. Nominativ-Akkusativ-Sprachen, b. Ergativ-Absolutiv-Sprachen und c. Aktiv-Inaktiv-Sprachen unterschieden, wobei es allerdings viele Misch- und Übergangsformen zwischen diesen drei Grundtypen gibt (vgl. Lehmann 1985, Plank 1995).

Sowohl Latein als auch Deutsch gehören zu den **Nominativ-Akkusativ-Sprachen**, die besonders häufig sind, vor allem bei den indoeuropäischen Sprachen, aber auch weit darüber hinaus (vgl. indoeuropäische Sprachen wie Latein, Griechisch, Sanskrit, Deutsch, Englisch, Französisch, Russisch; semitische Sprachen wie Arabisch, Hebräisch; Turksprachen wie Türkisch, uralische Sprachen wie Ungarisch sowie Indianersprachen wie Hopi, Quechua).

Diese Sprachen markieren mit dem Nominativ sowohl die aktiv handelnde Person („Agens“, auch: „Actor“) als auch die passiv einem Prozess unterworfenen Größe („Patiens“, auch: „Theme“, „Undergoer“ oder „Processed“ genannt) im intransitiven Satz. Dies zeigt sich in folgenden deutschen und lateinischen Sätzen:

1. *Der Bruder* [AGENS] *arbeitet* / *Frater* [AGENS] *laborat*
2. *Der Bruder* [PATIENS] *schläft* / *Frater* [PATIENS] *dormit*

Ferner wird die aktiv handelnde Größe (Agens) im transitiven Satz mit dem Nominativ gekennzeichnet:

3. *Der Bruder lobt den Vater* / *Frater patrem laudat.*

Die dem Geschehen passiv unterworfenen Größe (Patiens) im transitiven Satz wird hingegen mit dem Akkusativ (*den Vater/patrem*) markiert.

Bewertungen von Sprachen werden in der heutigen Sprachtypologie zu Recht generell vermieden. Dessen ungeachtet könnte man den Nominativ-Akkusativ-Sprachtyp aus der Sicht einer Perspektive, die eine eindeutige formale Kennzeichnung fundamentaler semantischer Größen wie Agens und Patiens fordert, wie folgt kritisieren: Dieser Sprachtyp markiert ‘zu-

viel' mit dem Nominativ, da nicht nur die aktiv handelnde Person (Agens), sondern auch die einem Geschehen passiv unterworfenen oder von einer Handlung betroffene Person oder Sache (Patiens) mit dem Nominativ gekennzeichnet wird (vgl. *Der Bruder* [PATIENS] *schläft* / *Frater* [PATIENS] *dormit*). Diese Nicht-Unterscheidung hat aber einen Vorteil, der den Nachteil wieder ausgleicht. Der Vorteil besteht in der größeren Ökonomie, nämlich im reduzierten Aufwand bei der morphologischen Kennzeichnung semantischer Funktionen.

Die **Ergativ-Absolutiv-Sprachen** (z.B. die isoliert dastehende Sprache Baskisch, Kaukasus-sprachen wie Georgisch, Eskimo-aleutische Sprachen wie Inuit, Maya-Sprachen wie Yukatekisch, Australisprachen wie Dyirbal) markieren gleichsam 'spiegelverkehrt' sowohl Agens und Patiens im intransitiven Satz als auch Patiens im transitiven Satz mit **einem** Kasus, dem so genannten Absolutiv (vgl. in 'pseudodeutscher' Übersetzung mit dem Akkusativ für den Absolutiv: *\*Den Bruder* [ABSOLUTIV] *arbeitet*, *\*Den Bruder* [ABSOLUTIV] *schläft*). Der Agens im transitiven Satz wird dagegen mit dem Ergativ gekennzeichnet (vgl. die annäherungsweise deutsche 'Übersetzung' eines entsprechenden transitiven Satzes: *Der Vater* [ERGATIV] *lobt den Bruder* [ABSOLUTIV]). Man könnte wiederum aus der Sicht eines semantischen Eindeutigkeits-Postulats sagen, dass dieser Sprachtyp 'zuviel' mit dem Absolutiv markiert, da sowohl Agens als auch Patiens in intransitiven Sätzen sowie Patiens in transitiven Sätzen mit dem Absolutiv gekennzeichnet werden. Diese Nicht-Unterscheidung semantischer Funktionen hat aber wieder den Vorteil der größeren Ökonomie.

Nur die **Aktiv-Inaktiv-Sprachen** (z.B. viele Indianersprachen in Nord- und Südamerika wie Haida, Lakota, Cayuga, Guaraní, aber auch asiatische Sprachen wie Lhasa-Tibetisch) trennen formal klar zwischen Agens und Patiens, sowohl im intransitiven als auch im transitiven Satz (vgl. wiederum in 'pseudodeutscher' Übersetzung mit Nominativ für Aktiv und Akkusativ für Inaktiv: *Der Bruder* [AKTIV] *arbeitet*, *\*Den Bruder* [INAKTIV] *schläft*,  $\approx$  *Der Bruder* [AKTIV] *lobt den Vater* [INAKTIV]). Die Aktiv-Inaktiv-Sprachen unterscheiden somit nicht nur im transitiven Satz – wie auch die Nominativ-Akkusativ-Sprachen und die Ergativ-Absolutiv-Sprachen –, sondern auch im intransitiven Satz formal zwischen Agens und Patiens. Sie verbinden somit eine klare formale Trennung semantischer Funktionen mit Ökonomie im Ausdrucksbereich.

Auch der Aktiv-Inaktiv-Typ ist jedoch den beiden anderen syntaktischen Typen nicht absolut überlegen, was die Entstehung und den Fortbestand auch der beiden anderen Typen sowie verschiedener Mischtypen motiviert (vgl. Lehmann 1985: 244f.). Der Nominativ-Akkusativ-Typ trägt der Tatsache am besten Rechnung, dass das Subjekt oft „Thema“ bzw. „Topik“ ist, d.h. alte, bereits bekannte bzw. Hintergrunds-Information, über die etwas Neues bzw. eine im Vordergrund des Interesses stehende Information mitgeteilt wird. Es liegt also nahe, alle Subjektskonstituenten gleich, d.h. eben mit dem Nominativ zu markieren. Andererseits ist die als Patiens im transitiven Satz fungierende Größe am direktesten von der Verbalhandlung bzw. vom Verbalgeschehen betroffen. Es liegt daher nahe, diesen 'Normalfall' (= Absolutiv) im wahrsten Sinn des Wortes auch auf die Patiens-Subjekte intransitiver Verben und schließlich auch auf die Agens-Subjekte intransitiver Verben zu übertragen, was für den Ergativ-Absolutiv-Typ spricht.

Im folgenden Schema (vgl. Abbildung 1) sind die drei Möglichkeiten zusammengefasst. Die Fälle, in denen zwischen Agens und Patiens durch formale morphologische Merkmale (Akkusativ, Ergativ) unterschieden wird, werden durch Schattierung hervorgehoben:

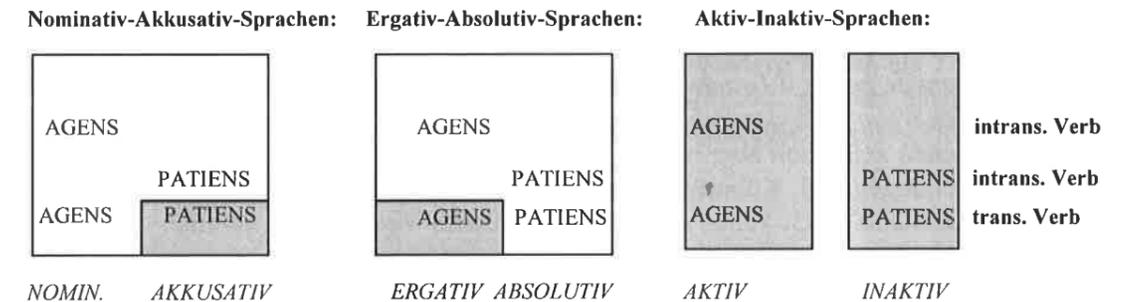


Abbildung 1

### Kontrastive und typologische Aspekte der lateinischen und deutschen Syntax

Wie oben bereits festgestellt, gehören sowohl Latein als auch Deutsch typologisch zu den Nominativ-Akkusativ-Sprachen. Die beiden Sprachen weisen jedoch auch einzelne aktiv-inaktive und ergativ-absolutive Züge auf (vgl. Lehmann 1985: 245ff.; Coseriu 1987: 184).

So wird in beiden Sprachen das Passiv normalerweise nur bei solchen intransitiven Verben gebildet, die ein menschliches Subjekt aufweisen, das „aktiv“ im typologischen Sinne ist, also Agens: z.B. *Pugnatur/Ridetur/Legitur* (für zahlreiche weitere Beispiele vgl. Nägelsbach 1905: 487ff.) – *Es wird gekämpft/Es wird gelacht/Es wird gelesen*. Nicht dagegen erscheint dieses Passiv bei intransitiven Verben, die ein Subjekt aufweisen, das „inaktiv“ im typologischen Sinne ist, also Patiens: vgl. *\*Senescitur/\*Ruitur/\*Pluitur* – *\*Es wird gealtert/\*Es wird gestürzt/\*Es wird geregnet* (für vereinzelte Ausnahmen im Lateinischen vgl. Kühner/Stegmann 1962, 1. Teil, 4; Touratier 1994: 180f.; Ausnahmen im Deutschen wie *Jetzt wird geschlafen!* sind durch die spezifische Semantik solcher Sätze zu erklären: Die betreffenden Personen werden indirekt aufgefordert, Handlungen zu vollziehen, d.h. sich schlafen **zu legen** bzw. **nichts zu tun**, was das Einschlafen verhindert oder aufschiebt).

Trotz dieser typologischen Parallelen in Form von aktiv-inaktiven Zügen bei der Passivbildung zeigen sich aber auch einzelsprachliche Kontraste, z.B. wäre eine Übersetzung von lat. *Itur/Venitur/Concurratur* im Deutschen mit *?Es wird gegangen/?Es wird gekommen/?Es wird zusammengelaufen* eher sonderbar und man würde wohl eher auf *Man geht/Man kommt/Man läuft zusammen/Es gibt einen Auflauf* ausweichen. Aber auch bei Fällen wie *Pugnatur/Pugnabatur* zeigt ein Vergleich lateinischer Originaltexte und deutscher Übersetzungen, dass im Deutschen häufig statt Passiv *Es wird/wurde gekämpft* eine aktive Wiedergabe mit *Man kämpft(e)* gewählt wird (vgl. auch Glinz 1994: 249: *Es war ein Kampf im Gange* oder analog die häufige Wiedergabe des lateinischen Passivs durch *on* im Französischen: *Lilybaeum venitur: On vient à Lilybée* in Touratier 1994: 179):

4. *Ita ancipiti proelio diu atque acriter pugnatum est.*

So **kämpfte man** lange und hart nach zwei Seiten. (Caes.Gall. 1.26.1; dt. Übersetzung: Dorminger)

5. *Cum iam amplius horis sex continenter pugnaretur...*

**Man kämpfte** schon ununterbrochen länger als sechs Stunden. (Caes.Gall. 3.5.1; dt. Übersetzung: Dorminger)

6. *Cum acerrime comminus pugnaretur...*

**Man kämpfte** erbittert Mann gegen Mann. (Caes.Gall. 7.50.1; dt. Übersetzung: Dorminger)

Ein ergativ-absolutiver Zug im Lateinischen zeigt sich bei unpersönlichen Verben, die Gefühle, Stimmungen und Empfindungen bezeichnen. Eine Person, die diese Gefühle empfindet, ist kaum als Agens zu bezeichnen, sondern steht eher der Patiens-Rolle nahe. Präziser gesagt erfüllt diese Person eine Funktion, die zwischen Agens und Patiens steht, nämlich „Experien-

cer“, d.h. „empfindende Person“ (vgl. Lehmann 2002: 185). Trotzdem kann sie in Nominativ-Akkusativ-Sprachen gemäß deren üblicher typologischer Perspektive in transitiven wie intransitiven Konstruktionen 'agens-artig' repräsentiert werden, d.h. im Nominativ stehen (vgl. *Doleo mortem/de morte. / Gaudeo id/victoria – Ich betrauern den Tod. / Ich bin traurig über den Tod. / Ich freue mich darüber/über den Sieg*).

Im Lateinischen zeigt sich aber bei einzelnen Verben (z.B. *piget, pudet, paenitet, taedet, miseret* + Ableitungen, vgl. Kühner/Stegmann 1962, 1. Teil, 468ff.) auch ein ergativ-absolutiver Zug (vgl. Lehmann 1985: 153f., Anm. 14): Bei diesen Verben steht nämlich die „empfindende Person“ im Akkusativ, d.h. in dem Kasus, der normalerweise für die passiv betroffene Person gebraucht wird (vgl. analog den Absolutiv in Ergativ-Absolutiv-Sprachen). Die Person oder Sache, die Gegenstand der jeweiligen Empfindung ist, steht im Lateinischen im Genitiv (des Bereichs). Vgl. die folgenden Beispielsätze:

7. *Data merces est erroris mei magna, pontifices, ut me non solum pigeat stultitiae meae sed etiam pudeat. Ich habe meinen Irrtum teuer bezahlen müssen, ihr Priester, sodass ich über meine Torheit nicht nur Verdruss, sondern auch Scham empfinde.* (Cic.dom. 29; dt. Übersetzung: Fuhrmann)

8. *Etsi non idcirco eorum usum dimiseram, quod iis suscenserem, sed quod eorum me subpudeat. Freilich hatte ich die Beziehungen nicht deshalb abgebrochen, weil ich ihnen zürnte, sondern weil ich mich ein wenig vor ihnen schämte.* (Cic.fam. 9.1.2; dt. Übersetzung: Kasten)

9. *Iam, iam, Dolabella, neque me tui neque tuorum liberorum, quos tu miseros in egestate atque in solitudine reliquisti, misereri potest.*

*Nein, nein, Dolabella, jetzt kann ich weder dich noch deine Kinder bedauern, die du elend in Armut und Hilflosigkeit hinterlassen hast.* (Cic.Verr. 2.1.77; dt. Übersetzung: Fuhrmann)

10. *Hominum quidem summa erga nos studia significabantur, sed prorsus vitae [implizit: me; M.K.] taedet. Gewiß, die Leute zeigen mir ihre volle Sympathie, aber das Leben ekelt mich geradezu an.* (Cic.Att. 2.24.4, dt. Übersetzung: Kasten)

Auch im Deutschen gibt es solche Verben, die aber fast alle in der Alltagssprache nicht (mehr) sehr gebräuchlich sind, z.B. *Mich friert/Mich schaudert davor/Mich ekelt davor/Mir graut vor dir.* (vgl. Goethe, Faust I, V. 4610: *Heinrich! Mir graut's vor dir*; sowie Erben 1972: 84; Engel 1988: 190; Helbig/Buscha 1991: 547; Glinz 1994: 68; Drosdowski 1995: 653).

Normalerweise wird nämlich im Deutschen im Einklang mit der Nominativ-Akkusativ-Perspektive die empfindende Person als persönliches Subjekt im Nominativ repräsentiert (*Ich bereue meine Dummheit/Ich ekle mich davor/Ich schäme mich vor den Menschen*) oder es wird eine Konstruktion mit einem Abstraktausdruck im Nominativ oder einem *dass*-Satz gewählt, wobei die empfindende Person im Akkusativ steht: *Mich reut meine Dummheit/Mich freut, dass es so gegangen ist* (vgl. Glinz 1994: 666). Diese Vorgangsweise zeigt sich auch in allen oben in den Beispielen 7-10 angeführten deutschen Übersetzungen.

Anders als im Lateinischen erscheint der ergativ-absolutive Zug im Deutschen also sehr selten in reiner Form. Sätze wie *Mich reut meine Dummheit/Dich verdrießt dein Leben* sind aber zumindest quasi-ergativ konstruiert, d.h. mit der empfindenden Person im Akkusativ, anders als die im Deutschen ebenfalls möglichen Konstruktionen mit der empfindenden Person im Nominativ: *Ich bereue meine Dummheit/Du bist lebensüberdrüssig.*

Hinsichtlich der Wortstellungstypologie, die vor allem seit der zweiten Hälfte des 20. Jhdts stark vorangetrieben worden ist (vgl. grundlegend Greenberg 1963), ist die Einordnung sowohl von Latein als auch von Deutsch sehr schwierig und problematisch. Die Probleme resultieren aus der großen Flexibilität der Wortstellung im Lateinischen (wiewohl SOV z.B. zumindest von Cäsar eindeutig bevorzugt wird).

Im Deutschen ergeben sich die Schwierigkeiten aus dem klaren Unterschied zwischen der Wortstellung im deutschen Hauptsatz und im deutschen Nebensatz (vgl. allgemein Engel 1988: 303ff.). Im aussagenden Hauptsatz begegnen wir im Deutschen oft der Verbzweitstel-

lung (nach dem Subjekt), also tendenziell einer Reihenfolge wie in SVO-Sprachen. Wegen der variablen Subjektsposition und der sehr flexiblen Besetzbarkeit der ersten Satzposition durch andere Satzglieder, die dann in der Informationsperspektive häufig als Thema fungieren, ist das Deutsche jedoch nicht als typische SVO-Sprache, sondern eher als „TVX-Sprache“, d.h. als Sprache mit einer Basiswortstellung „Thema bzw. Topik – (finites) Verb – Rest“ einzustufen (vgl. Mayerthaler 1995: 371f.). Vgl. z.B.:

	T	V	X
11.	Hans	hat	mir gestern den Apfel gekauft.
12.	Gestern	hat	mir Hans den Apfel gekauft.
13.	Mir	hat	Hans gestern den Apfel gekauft.
14.	Den Apfel	hat	mir Hans gestern gekauft.
15.	Gekauft	hat	mir Hans gestern den Apfel.

Im deutschen Nebensatz überwiegt dagegen Verbendstellung, also eine Reihenfolge, die für SOV-Sprachen typisch ist. Aus den Gegebenheiten der lateinischen und deutschen Wortstellung ergeben sich zahlreiche Kontraste, da im Deutschen viele Varianten der lateinischen Wortstellung nicht wörtlich wiedergegeben werden können. So z.B. in der Übersetzung der folgenden lateinischen Originalpassage mit SOV-Stellung ins Deutsche (mit TVX, wobei in diesem Beispiel gilt: T = Zeitangabe, V = V<sub>finit</sub>, X = [S-O-V<sub>infin</sub>]):

16. *Ego [SUBJEKT] aestivis confectis Quintum fratrem [direktes OBJEKT] hibernis ... praefeci [VERB]. Nach Abschluss des Sommerfeldzuges [THEMA/TOPIK] habe [(finites) VERB] ich [SUBJEKT] Bruder Quintus das Kommando [direktes OBJEKT] über die Winterquartiere ... gegeben.* (Cic.Att. 5.21.6; dt. Übersetzung: Kasten)

Nach den obigen Überlegungen sollte Latein also nicht, wie in traditionellen und z.T. auch in neueren Arbeiten üblich, einfach eine Basiswortstellung SOV zugeschrieben werden (vgl. z.B. Herman 1996: 55, der allerdings einschränkt: „En latin classique, l'ordre SOV était dominant, sans être général“ und die differenziertere Darstellung in Pinkster 1988: 245ff., sowie De Jong 1994, Rosén 1999: 152). Auch das Deutsche sollte als wortstellungstypologischer Spezialfall (= TVX und SOV als Basiswortstellung) eingeordnet werden. Dies wird z.B. plausibel von Mayerthaler et al. (1995: 371) vertreten. Deutsch sollte dementsprechend nicht einfach entweder SVO oder SOV zugeordnet werden (zur einschlägigen Diskussion im der generativen Grammatik vgl. z.B. Grewendorf 1980; 1987).

Auch was die Reihenfolge weiterer Satzkonstituenten anlangt, gehören Latein und Deutsch nicht zu den „harmonischen“ Sprachen, die konsequent einem Prinzip der Anordnung folgen, z.B. „regierendes Element X vor regiertem Element Y“ (= „zentrifugal“ im Sinne der linearen räumlichen oder zeitlichen Aufeinanderfolge der sprachlichen Einheiten beim Schreiben oder Sprechen, vgl. Tesnière 1966: 33) oder „regierendes Element X nach regiertem Element Y“ (= „zentripetal“, vgl. *ibid.*):

RÄUMLICH/ZEITLICHE AUFEINANDERFOLGE .....X.....	→	.....Y.....
		ZENTRIFUGAL: Regierendes Element → Regiertes Element
RÄUMLICH/ZEITLICHE AUFEINANDERFOLGE .....Y.....	→	.....X.....
		ZENTRIPETAL: Regiertes Element ← Regierendes Element

Harmonische zentrifugale Sprachen sind z.B. Thailändisch, Swahili und Malaiisch, die alle SVO-Basiswortstellung (also mit V → O, d.h. regierendem Verb vor dem regierten direkten Objekt), Präpositionen (Präp → N, d.h. (kasus)regierende Präposition von regiertem Nomen), nachgestellte attributive Adjektive (N → ADJ, d.h. regierendes Nomen vor regiertem Adjektiv) und nachgestellte Genitivattribute (N → ATTRgen, d.h. regierendes Nomen vor regiertem Genitivattribut) aufweisen.

Harmonische zentripetale Sprachen sind dagegen z.B. Türkisch, Hindi und Tamil, die alle SOV-Basiswortstellung (also mit  $O \leftarrow V$ , d.h. regierendes Verb nach dem regierten direkten Objekt), Postpositionen ( $N \leftarrow \text{Postp}$ ), vorangestellte Adjektive ( $\text{ADJ} \leftarrow N$ ) und vorangestellte Genitivattribute ( $\text{ATTRgen} \leftarrow N$ ) aufweisen (vgl. Greenberg 1963: 76, 109; Comrie 1987: 484ff.; 635ff.; 740ff.; 768ff.; 928ff.; 1009ff.):

17. Thailändisch/Swahili/Malaiisch:	$V \rightarrow O$ ,	Präp $\rightarrow N$ ,	$N \rightarrow \text{ADJ}$ ,	$N \rightarrow \text{ATTRgen}$
18. Türkisch/Hindi/Tamil:	$O \leftarrow V$ ,	$N \leftarrow \text{Postp}$ ,	$\text{ADJ} \leftarrow N$ ,	$\text{ATTRgen} \leftarrow N$

Das Lateinische und das Deutsche sind auch hier gemischte Fälle, die keine klare Basiswortstellung aufweisen bzw. mehr als eine Basiswortstellung erlauben. Sie weisen zwar überwiegend Präpositionen, aber auch einige Postpositionen auf (vgl. lat. *-cum* (z.B. *mecum*, *tecum...*), *...causa*, *...gratia*; dt. *...wegen*, *...entlang*, *...zuliebe*), ja sogar vereinzelt Zirkumpositionen (vgl. dt. *um...willen*) und lassen bei attributiven Adjektiven und Genitiven ebenfalls beide Wortstellungen zu, wobei allerdings im Deutschen anders als im Lateinischen die Voranstellung attributiver Adjektive und die Nachstellung der substantivischen Genitivattribute der weit überwiegende Normalfall ist (vgl. zur Wortstellung in lateinischen Nominalphrasen Kühner-Stegmann 1962: 605ff.; Pinkster 1988: 277ff., zur Reihenfolge in deutschen Nominalphrasen Engel 1988: 606ff.).

### Bibliographie:

- Austin, John L. (1972): Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam.  
 Bloomfield, Leonard (1935): Language. London: Allen & Unwin.  
 Chomsky, Noam (1973): Aspekte der Syntaxtheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.  
 Comrie, Bernard (1981): Language Universals and Linguistic Typology. Oxford: Blackwell.  
 Comrie, Bernard (1987): The World's Major Languages. New York: Oxford Univ. Press.  
 Coseriu, Eugenio (1987): Formen und Funktionen. Studien zur Grammatik. Tübingen: Niemeyer.  
 Coseriu, Eugenio (1988): Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft. Tübingen: Francke.  
 De Jong, J.R. (1994): Word Order in Cato's De Agricultura. In: J. Herman (ed.) (1994): Linguistic Studies on Latin. Amsterdam: Benjamins. 91-101.  
 Dionysios Thrax (1883): Ars grammatica. Ed. G. Uhlig: Leipzig: Teubner.  
 Drosowski, Günther (Hg.) (1995): DUDEN-Grammatik. Mannheim: Dudenverlag.  
 Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos.  
 Glinz, Hans (1994): Grammatiken im Vergleich. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein. Formen – Bedeutungen – Verstehen. Tübingen: Niemeyer.  
 Greenberg, Joseph (1963): Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements. In: J. Greenberg (ed.): Universals of Language. Cambridge/Mass.: MIT-Press. 73-113.  
 Grewendorf, Günther (1980): Argumentation in der Sprachwissenschaft. In: Literaturwissenschaft und Linguistik 38/39. 129-151.  
 Grewendorf, Günther (1987): Aspekte der deutschen Syntax. Tübingen: Narr.  
 Happ, Heinz (1976): Grundlagen einer Dependenzgrammatik des Lateinischen. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.  
 Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1991): Deutsche Grammatik. Berlin: Langenscheidt.  
 Heringer, Hansjürgen (1972): Syntax. Berlin: de Gruyter.  
 Heringer, Hansjürgen (1996): Deutsche Syntax Dependentiell. Tübingen: Stauffenburg.  
 Herman, Joseph (1996): Les variétés du latin. In: G. Holtus et al. (Hg.): Lexikon der Romanistischen Linguistik. Bd II.1. Latein und Romanisch. Tübingen: Niemeyer. 44-61.  
 Humboldt, Wilhelm von (1963): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: W. von Humboldt: Werke. Bd. 3. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 368-756.  
 Kienpointner, Manfred (1985): Kontrastive Darstellung lateinischer und deutscher Prädikativa im Rahmen der Dependenzgrammatik. Innsbruck: Inst. f. Sprachwissenschaft.  
 Kienpointner, Manfred (1992a): Kontrastive Grammatik. In: Der Altsprachliche Unterricht 4. 71-86.

- Kienpointner, Manfred (1992b): Lateinische und deutsche Texte – kontrastiv betrachtet. In: Latein Forum 18. 1-15.  
 Kienpointner, Manfred (1995): Sentence Patterns in Latin and German: A Contrastive Analysis. In: Papers and Studies in Contrastive Linguistics 30. 65-84.  
 Kienpointner, Manfred (1998): Sprachsystem, Sprachnorm, Sprachgebrauch und Weltbild. Bemerkungen zum linguistischen Relativitätsprinzip B.L. Whorfs. In: P. Holzer / C. Feyrer (Hg.): Text, Kultur und Sprache. Bern: Lang. 87-107.  
 Killinger, Robert (1997): Sprachbuch 1. Deutsch für die 1. Klasse der Hauptschulen und der allgemeinbildenden höheren Schulen. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky.  
 Kühner, Raffael/Stegmann, Carl (1962): Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. II. Teil. Satzlehre. 1. Bd. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.  
 Lehmann, Christian (1985): Ergative and Active Traits in Latin. In: F. Plank (ed.): Relational Typology. Berlin: Mouton. 243-255.  
 Lehmann, Christian (2002): Latin Valency in Typological Perspective. In: A.M. Bolkestein et al. (eds.): Theory and Description in Latin Linguistics. Amsterdam: Gieben. 183-203.  
 Mayerthaler, Willi et al. (1995): Natürlichkeitstheoretische Syntax. Tübingen: Stauffenburg.  
 Müller, Beat L. (1985): Der Satz. Tübingen: Niemeyer.  
 Nägelsbach, Karl Friedrich von (1905): Lateinische Stilistik. Nürnberg: Geiger.  
 Paul, Hermann (1920): Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle: Niemeyer.  
 Plank, Frans (1995): Ergativity. In: J. Jacobs et al. (Hg.): Syntax. Bd 2. Berlin: de Gruyter. 1184-1199.  
 Priscianus Grammaticus Caesariensis (1855): Institutiones grammaticae. Ed. Martin Hertz. 2 Bde. Leipzig: Teubner.  
 Rosén, Hannah (1999): Latine loqui. Trends and Directions in the the Crystallization of Classical Latin. München: Fink.  
 Searle, John (1971): Sprechakte. Frankfurt/M.: Suhrkamp.  
 Tesnière, Lucien (1966): Éléments de syntaxe structurale. London: Routledge.  
 Touratier, Christian (1994): Syntaxe latine. Louvain-La Neuve: Peeters.  
 Whorf, Benjamin Lee (1956): Language, Thought, and Reality. Cambridge/Mass.: MIT-Press.

### Benutzte Übersetzungen :

- C. Julius Caesar: Bellum Gallicum/Der Gallische Krieg. Lat.dt. hg.v. G. Dorminger. München: Heimeran 1977.  
 M. T. Cicero: Atticus-Briefe. Hg. u. übers. v. H. Kasten. München: Heimeran 1976.  
 M. T. Cicero: Briefe an seine Freunde. Hg. u. übers.v. H. Kasten. München 1964.  
 M. T. Cicero: Sämtliche Reden. Übers. u. komm.v. M. Fuhrmann. Zürich 1970-1982.

**„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten  
die Grenzen meiner Welt.“  
Sprachen – Latein – Sprachen<sup>1</sup>**

*Walter Mader / Florian Schaffenrath*

„Kann denn die Kinder keiner lehren, wie man spricht?“- Eine Antwort auf diese Frage, die Prof. Higgins zu Beginn des Musicals „My Fair Lady“ stellt, gibt vielleicht der heutige Vortrag. Wenn wir sein (Wittgenstein<sup>sches</sup>) Motto betrachten, bekommt diese Frage geradezu globale Dimensionen: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt!“ Um aber die so entstehenden einzelnen Welten – unsere, deine, meine, seine, Ihre – miteinander zu verbinden, braucht es Übergänge, braucht es Brücken. Sprachen sind die Brücken, um diese Grenzen zu überschreiten, die Grenzen meiner Welt. Wir leben im modernen Babylon. Und unser Auftrag ist es, jeglicher Sprachverwirrung entgegenzuwirken. Dabei geht es nicht nur um fremde Sprachen, die Verwirrung beginnt schon in den „eigenen“ Reihen, nämlich denen der „Gleich-Sprachigen“.

„Sprachen – Latein – Sprachen“ – heißt das: Latein als Mitte, Zentrum des Sprachenlernens? - wo nicht als Mitte, so jedenfalls als Mittler!

Jedenfalls ist es unser besonderes Anliegen, im Folgenden auch und v.a. die Bildungsleistungen der Sprache Latein zu beleuchten.

#### **I. Kommunikationssprachen:**

Sprachen dienen in erster Linie der zwischenmenschlichen Verständigung, Mitteilung, der Kommunikation; zunächst geschieht diese auf der Ebene der Muttersprache; aber funktioniert diese Verständigung auch?

Wie sieht die Realität aus? „Alle“ sprechen die Landes-/Muttersprache, trotzdem erwachsen genügend Konflikte aufgrund gegenseitigen Nicht-Verstehens; Fazit: muttersprachliche Kompetenz kann nicht hoch genug veranschlagt werden.

#### **A. Muttersprachliche Aspekte:**

Latein ist keine Muttersprache mehr, da sie sich nicht (mehr) weiterentwickelt, wenngleich es in einem Staat (Vatikan) noch immer Amtssprache ist. Im Gegensatz dazu verändern lebende Sprachen ihr Vokabular, ihren Formenbestand, die Stilistik, Idiomatik und Grammatik - der Vorteil des Lateinischen ist offensichtlich!

Beispiel: *corvus cantat* lässt sich mit „Der Rabe singt.“ übersetzen; „singt“ er wirklich? Mitnichten: Er „krächzt“ natürlich! Ein plumpes Auswendiglernen bzw. unreflektiertes Setzen von Wortbedeutungen reicht nicht aus. Bloßes Lernen ersetzt das Denken nicht! Vielmehr gilt es, im Deutschen den angemessen(st)en Ausdruck zu finden. Das heißt: Das Übersetzen fördert unzweifelhaft die muttersprachliche Kompetenz, das stete Vergleichen der beiden Sprachen führt zu einer unausbleiblichen Steigerung der Sprachsensibilität!

<sup>1</sup> Überarbeitete Fassung eines Referats, gehalten am 28.2.2002 in der Aula des Realgymnasiums Bozen, Fagengasse.



Übersetzen ist ein intensiver Prozess, der Genauigkeit beim Decodieren wie beim Recodieren erfordert. *corvus cantat* zu **decodieren** verlangt noch nicht, muttersprachlich in gleichem Maß aktiv zu werden, erst das **Recodieren** erweist den „singt“-Fehler!

Übersetzen ist eine hoch bis höchst kreative Tätigkeit: In der Recodierung wird ein völlig neues sprachliches Produkt geschaffen. Die richtige Übersetzung gibt es nicht! Der daraus resultierende (positive) pädagogische Effekt: Offenheit für Anderes, keine Eingleichung des Denkens, vielmehr gilt: „et tertium datur“!

Die Kreativität wird geleitet: durch die lateinische Vorlage, und sie vollzieht sich in bestimmten Bahnen, z.B. der Bahn der Semantik, d.i. des Bedeutungsspektrums einzelner Begriffe: Aus der Fülle eines Angebots gilt es, sich für das „Beste“ zu entscheiden! Dies fördert wiederum die Sprachdisziplin und wirkt der Verflüchtigung/Verdummung des Deutschen<sup>2</sup> entgegen. Was Latein neben der Förderung von Sprachsensibilität und Ausdrucksfähigkeit noch für die Muttersprache tut, liegt im **Wortschatz** begründet, und zwar in den **Lehnwörtern** und **Lehnübersetzungen**, d.s. Wendungen, denen man die Fremdheit gar nicht mehr ansieht - man muss es natürlich auch nicht; aber Bildung ist eben mehr, als immer nur das Augenfällige zu wissen und verstehen; Reisen in die Geschichte der eigenen Sprache sind Horizonterweiterung, ein Stück Welterklärung. Und etwas Launiges<sup>3</sup> dazu!

**Lehnwörter** entstammen meist den Bereichen, wo die andere Sprache/Gesellschaft überlegen ist oder war: Technik, Küche, Bildung: *Fenster - fenestra; Schüssel - scutella; Wein - vinum; Brief - brevis; Schule - schola.*

**Lehnübersetzungen:** Karl d. Gr. tritt für die Bereinigung der lateinischen Amtssprache ein, fördert die Entwicklung der fränkisch-germanischen Volkssprache zur christlichen Kultursprache; die antik-christliche Begriffswelt wird von Mönchen in eine muttersprachliche Ausdrucksweise übertragen - durch Übersetzen: Wohltat < ahd. *wolatat* < *beneficium*; Vorurteil - *prae-iudicium*; Vorsicht - *providentia*; Rücksicht - *respectus*; Mund halten - *ora tenere* ...

**Fremdwörter:** Natürlich muss man deretwegen genausowenig Latein lernen; zahllose Fremdwörter werden von Millionen Deutsch Sprechenden verstanden, ohne eine einzige Lateinstunde erlebt zu haben.

Geht es aber um die Tiefe des Sprachverständnisses und um ein Sprachniveau über dem der Alltagssprache, ist Latein höchst nützlich! Lateiner verwenden Fremdwörter reflektiert, daher bewusster und sicherer! Ein *Referat* „bringt“ etwas „zurück“, genauer: „soll (zurück-)bringen“; ein *Medium* ist als das „Mittlere“ das, was zwischen kommunizierenden Wesen vermittelt! Eine Verwechslung von *Infusion, Effusion, Diffusion, Konfusion, Transfusion, Perfusion, Refusion* ist bei einem Lateiner - zumindest vom verbalen Verständnis her - ausgeschlossen! Ob eine Injektion *subkutan, intrakutan* oder *perkutan* bzw. *intravenös, intramuskulär, intrakardial, intraokular, intraartikulär* oder *intraossär* ... zu setzen ist: kein (verbales) Problem für den Lateinkundigen!

Je höher das Sprachniveau von Texten ist, desto höher ist der Fremdwörteranteil aus dem Lateinischen! Das muss nicht Zeichen von Arroganz oder Präpotenz sein: Das Fremdwort bringt die Sache oft treffsicherer auf den Punkt.

Peinlich dagegen ist ein falscher Gebrauch lateinischer Wörter bzw. der Fremdwörter: **der** Virus, das *Visa*, die *Practicas*, das *Antibiotica* ... optimal**st**, d.i. „bestest“, optimieren, „verbesten“!

75% der Fremdwörter im Deutschen stammen aus dem Lateinischen!

<sup>2</sup> E. Henscheid, Dummdeutsch, 206: „**Sahnefrisch:** Ist vor allem die Käsesorte Philadelphia in der ‚Doppelrahmstufe‘. Nicht zu verwechseln mit ‚knabberfrisch‘, knabberknackig und knusperknackig.“

<sup>3</sup> „Laune“ von *luna*, Mond, dem man schon früh gemütsbeeinflussende Kraft zuschrieb.

## B. Romanische Sprachen und Englisch:

Wer die Mutter kennt, versteht auch die Töchter (Italienisch, Spanisch, Französisch, Ladinisch [Rätoromanisch]) eher; wer eine Tochter kennt, tut sich mit der Mutter um ein Vielfaches leichter - durch sich gegenseitig belebende Wechselwirkung.

Didaktisch ausgereifter Lateinunterricht wird sich dieser Partner (i.e. „lebenden“ Sprachfächer) bewusst sein und mit ihnen kooperieren, sei es durch Rekurrieren oder Sukkurrieren, weniger durch Konkurrieren. Das geschieht v.a. im lexikalischen Bereich.

Das *Italienische*, das dem Lateinischen am nächsten steht, hat an die 2000 von den 8000 häufigsten Wörtern die Schreibweise ohne Veränderung bewahrt; von den 200 gängigsten Verben werden ca.100 exakt so geschrieben wie zu Kaiser Augustus' Zeiten! Ähnlich die anderen Töchter (*Französisch* hat sich am stärksten abgenabelt)! Und ganz nebenbei wird ein Methodentraining betrieben, das auch in der Wirklichkeit und nicht nur in einer bestimmten Lernsituation ein rasches Erfassen eines fremdsprachlichen Begriffes erleichtert: it. *spettacolo* von *spectaculum*; franz. *bête* von *bestia*; span. *mercador* von *mercator*.

„Würde Rom vom Spanischen oder Französischen die entliehenen Federn zurückfordern, so müssten diese Sprachen wie nackte Krähen dastehen.“ (Jakob Balde, 17. Jh.)

Wie nahe das *Englische* dem Latein steht, wird meist übersehen: Von den ca. 400.000 Wörtern des großen Oxford English Dictionary sind rund 80% direkt oder indirekt lateinisch; von den 10.000 häufigsten Vokabeln sind **mehr als die Hälfte** lateinischen/griechischen Ursprungs. Allein aus Vorsilben wie *co, de, dis, ex, extra, in, intra, per, post, pre, pro, re, retro, trans, ultra* ... wurden aus relativ wenigen Grundwörtern -zig Zusammensetzungen gebildet. Stößt der darin Bewanderte bei der Lektüre naturwissenschaftlicher Texte auf derartige Ausdrücke, kann er getrost auf die Hilfe eines Wörterbuches verzichten, selbst wenn ihm ein Wort als ganzes „neu“ ist.

Weiters: Das „Dictionary of foreign terms in the English language“ von D. Carroll enthält 8000 „commonly used“ Wendungen, die größtenteils lateinischer Herkunft sind; nicht mehr als fremd empfunden werden beispielsweise folgende „terms“: *ad hoc, alter ego, ad libitum, ad infinitum* ..., *cf., e.g., i.e.* ... Auf die grammatischen syntaktischen Strukturen, die aus dem Lateinischen übernommen sind (AcI, AcP, „Abl. abs.“ [*this done we went home*], Gerundium [*the art of reading books*], Adverbbildung), kann in diesem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden.

„England ist ein lateinisches Land“! (T. S. Eliot, Nobelpreis für Literatur 1948)

In der Folge entsteht ein Europa-Bewusstsein, das erfahren wird an der Verwandtschaft der europäischen Sprachen; so kann „Europa“ in den Köpfen wachsen! Eine Konkurrenz der Sprachfächer ist somit nicht sinnvoll; sinnvoller ist vielmehr ein komplementäres Verhältnis! Ein Blick auf die Naturwissenschaften ergibt, dass von diesen Grundlagen-Wissen/ Grundlagen-Forschung (fundamentum!) vorausgesetzt wird; ein brüchiges Fundament bedeutet einen unsicheren Bau! „Back to the roots!“ ist also die Devise; im Bereich des Sprachenlernens heißt Grundlagen(„roots“)-Forschung LATEIN.

Wenn das Gymnasium zur Hochschulreife führen soll, wird man dieser Tendenz entsprechen, um sich nicht von vornherein mit einer akademischen Schmalspurausbildung begnügen zu müssen.

D.h.: Kein Entweder-Oder in puncto Sprachen, sondern ein Sowohl-Als auch!!!

•Damit Latein all dies leisten kann, ist ein vernünftiges **Stundenquantum** vonnöten.

•Sprachenerziehung ist **mehr** als Sprechen und Sprechen-Können. Wer freilich damit zufrieden ist, am Piccadilly Circus „fish and chips“ kaufen zu können, mag da anderer Meinung

sein; wer sich in Zeitungen informieren will oder technische bzw. wissenschaftliche Literatur nutzen möchte, wird mehr nach Tiefe streben.

•Vertiefende und vertiefte Sprachausbildung kann nur **im Verein mit Latein** erfolgen!

•**Latein ist nicht nur ein Fach**, sondern deckt – zumal in Kooperation mit den anderen Fächern – einen ganzen Komplex von (Bildungs-)Inhalten und Kulturgütern ab!

## II. Reflexionssprache

Kehren wir zum Generalthema „Sprache“ zurück und betrachten wir die Stellung dieses faszinierenden Bereiches in der Schule!

Dass es begründet und notwendig ist, sich mit dem Phänomen Sprache an sich in der Schule auseinanderzusetzen, darüber herrscht wohl weitgehend Konsens und braucht nicht diskutiert zu werden. Sprache ist (neben non-verbalen Systemen) das wichtigste Kommunikationsmittel unter den Menschen, ja es ist ein Spezificum des Menschen, unterscheidet ihn vom Tier. Sprache verleiht uns die Fähigkeit zu differenziertem und nuanciertem Ausdruck. Auf den engen Zusammenhang von Sprache, Bewusstsein und Denken haben die großen Sprachphilosophen längst hingewiesen.

Da der Mensch ein neugieriges und forschendes Wesen ist, ist es für ihn reizvoll, dem Geheimnis der Sprache auf die Spur zu kommen, gewissermaßen einen Blick hinter die Kulissen der Sprache zu werfen. Einem kritischen Menschen genügt es nicht, sich mit der bloßen Anwendung zufrieden zu geben, er will das „System Sprache“ klären – wie auch die Naturwissenschaften an der systematischen Einordnung der von ihnen beobachteten Phänomene interessiert sind.

In der Schule hat man sich auf verschiedene Herangehensweisen an den Großkomplex Sprache geeinigt: Die modernen Fremdsprachen stellen die Mitteilungsfunktion von Sprache ins Zentrum ihrer Bemühungen: Die aktive Beherrschung des Englischen ist wichtig, das spontane Reproduzieren-Können von französischen *patterns*, die ständige Anpassung an die sich stets wandelnde spanische Muttersprache. Dem entsprechend finden auch große Teile dieses Unterrichts in der jeweiligen Fremdsprache statt. Sprachen, die so unterrichtet werden, fasst man als Performanzsprachen zusammen.

Anders die Alten Sprachen: Hier ist die Unterrichtssprache Deutsch, Ziel des Unterrichts ist es, verschlüsselte Botschaften durch sorgfältige Analyse zu entschlüsseln. Es geht also nicht um möglichst unbewusstes Reproduzieren – eine Tugend im modernen Fremdsprachenunterricht –, sondern vielmehr darum, sprachliche Strukturen bewusst zu machen, über sprachliche Strukturen zu reflektieren – daher „Reflexionssprachen“. Durch die Arbeitsteilung und Kooperation der genannten Sprachfächer entsteht ein facettenreiches Bild und nicht zuletzt enorme Lernökonomie durch die gegenseitige Ergänzung.

Angesichts dieser Grundverteilung der sprachpädagogischen Aufgaben an der Schule erkennt man, wie verfehlt das alte Totschlagargument „Latein ist eine tote Sprache!“ ist. Mit „tot“ werden Adjektive wie „unnützlich“ und „funktionslos“ verbunden. Aber, wieviel von dem uns Umgebenden ist eigentlich tote Materie, und dennoch ziehen wir Nutzen daraus! Es kommt auf den vernünftigen und gewinnbringenden Einsatz und Umgang an, und hier fällt Latein in Bezug auf die reflektorische Tätigkeit im Zusammenhang mit Sprache eine bedeutende Aufgabe zu!

Zur Grammatik: Sie ist das Instrumentarium, das es uns in erster Linie erlaubt, sprachliche Systeme zu beschreiben. Zwar lernen viele Menschen Sprachen ganz ohne Regeln, Lehrmeister oder –bücher, einfach durch den vielbeschworenen Sprung ins kalte Wasser, doch sei auf das Filmzitat, das am Anfang unseres Beitrages steht, verwiesen! Grammatik ist das Rückgrat unserer Sprache, erst durch sie gewinnt das Gemeinte sprachliche Struktur, erhält es einen

Ordnungsrahmen. Unser Ziel ist es, den Schülern einen fundierten Einblick in dieses System zu verschaffen.

Gerade an dieser Stelle ist es auch legitim, ein Wort über den Transferwert dieser Tätigkeit zu verlieren: Wer einmal gelernt hat, sich in ein fremdes (sprachliches) System zu versenken und sich dieses System angeeignet hat, hat eine hervorragende Basis für die Beschäftigung mit anderen Systemen, kurz, systematisches Denken wird geschult.

Gerade die Sprache Latein bietet sich hier als ideales Studienobjekt an: Ihr Formenreichtum wird sofort erträglich, wenn man das dahinterstehende System verstanden hat: Man nehme einen Stamm, ein Tempuszeichen und eine Endung, und fertig ist die Verbform! Ein einfaches Verfahren, dessen Logik schnell zu durchschauen ist. Natürlich ließe sich dies auch an der Muttersprache demonstrieren, aber die nötige Klarheit und Stringenz erhalten sprachliche Phänomene erst durch die (kontrastive) Spiegelung in einer anderen Sprache.

Ein weiteres sehr beliebtes Vorurteil in Bezug auf die lateinische Sprache ist die (behauptete) Logik des Lateinischen. Selbstverständlich ist Latein keine logische Sprache im mathematischen Sinne – keine historisch gewachsene Sprache ist das. Sehr wohl ist die lateinische Grammatik aber geprägt von strengen Gesetzmäßigkeiten, etwa der Übereinstimmung von Fall, Zahl und Geschlecht. Erst die sorgfältige Analyse verschiedener Formen kann zu einer Übereinstimmung auf höherer Ebene (und somit zur richtigen Übersetzung) führen. Diese Analysefähigkeit wird trainiert, davon sprechen wir auch, wenn wir von der Schulung des logischen Denkens sprechen.

Von vielen Leuten hört man den bezeichnenden Satz: „Erst durch Latein habe ich die deutsche Grammatik gelernt/verstanden!“ Der Grund dafür liegt darin, dass Latein die Fachbegriffe der Fundamentalgrammatik bereitstellt – sie sind Voraussetzung für geordneten Lateinunterricht – während unter Deutschlehrern kein Konsens darüber besteht, dass terminologische Hilfsmittel zur Sprachbeschreibung Pflichtstoff sind. Es sehen also weder Deutsch noch die modernen Fremdsprachen, wie oben ausgeführt, in der Beschäftigung mit Basisgrammatik ihr Hauptbetätigungsfeld, wohl aber Latein, das jeden einzelnen dieser Fachbegriffe braucht, um sich über Texte verständigen zu können! Anders gesagt: Die Vermittlung metasprachlicher Kompetenzen ist wesentlich.

Im Literaturunterricht, der sich folgerichtig an den Sprachunterricht anschließen soll, finden wir ein analoges Verhältnis: Moderne und Alte Sprachen ergänzen sich!

Während es den modernen Fremdsprachen besser gelingt, durch die Lektüre von Ganzschriften in nur wenigen Wochen Erkenntnisse über das Gesamtwerk zu gewinnen, lernen die Schüler im Lateinunterricht, durch genaues Hinsehen und sorgfältige Analyse auch die ästhetische Dimension von Texten zu entdecken und sich daran zu erfreuen. Überhaupt ist ja das Erfolgsgeheimnis qualitätvoller Literatur der Antike in der „Kongentialität von Inhalt und Form“ zu suchen. Die Form soll einerseits überzeugend im Dienste des Gehaltes stehen, andererseits macht sie einen Text ästhetisch attraktiv. Dass hier die Lektüre von Originaltexten Voraussetzung ist, versteht sich von selbst.

Wiederum gilt: Das Handwerkszeug, das der Lateinunterricht hier für die Beschreibung literarischer Phänomene liefert, ist nicht nur für die römische Literatur, sondern für jede Literatur geeignet. Warum aber bietet es sich dann an, es gerade an lateinischen Texten zu lernen? Zwei gewichtige Gründe sprechen dafür: Einerseits die stilistische Komposition antiker Texte, zumal der im Unterricht behandelten, andererseits die geringe Lesegeschwindigkeit: Das im altsprachlichen Unterricht betriebene „mikroskopische Lesen“ ermöglicht interpretatorische Beobachtungen auf engstem Raum, geradezu unter der Lupe oder eben dem Mikroskop. Der Konstanzer Literaturwissenschaftler Manfred Fuhrmann bezeichnete Latein als ein vorzügliches Introditorium für die ästhetischen Qualitäten von Literatur überhaupt.

### III. Bildungssprache:

Latein als Kulturfach vereinigt viele geisteswissenschaftliche Fächer in sich: Kunst, Musik, Geschichte, Philosophie, Literatur.

„Latin teaches youngsters how to think not what to think.“ (Los Angeles Times, 1999)

Latein ist

- ein Fundamentalkursus „**Richtiges Lernen**“: Grundformen geistiger Arbeit werden gefördert durch die exakte sprachliche Analyse, die kreativen und reflektorischen Akte, daneben durch neue (etwa handlungsorientierte) Unterrichtsformen;
- ein Fundamentalkursus „**Elementargrammatik**“: wie funktioniert Grammatik? Präzise sprachliche Artikulation ist eine Schlüsselqualifikation!
- ein Fundamentalkursus „**Europäische Sprachen**“ durch sein vernetztes, vernetzendes, fächerverbindendes Lernen;
- ein Fundamentalkursus „**Europäische Kultur**“: Texte aus Politik, Philosophie, Geschichtsschreibung, Recht, Naturwissenschaft, Dichtung und Religion stehen im Zentrum des Latein-Unterrichts;
- ein Fundamentalkursus „**Rhetorik**“, der einen entsprechenden Beitrag zur politischen Mündigkeit der Jugend leistet;
- Latein bietet **Orientierungshilfen**, Kriterien, Maßstäbe für das eigene Urteil(en) und -Handeln und bedeutet somit **Werteerziehung**, etwa aus der Auseinandersetzung mit philosophischen Gedanken der Antike:
  - Was bedeutet *auctoritas, pietas* ...?
  - Grundfragen der menschlichen Existenz werden gestellt: Dabei geht es nicht um Erlungenschaften im naturwissenschaftlichen Sinn; in existenziellen Belangen wird kaum „ewig Gültiges“ gefunden, und diesbezügliche Fragen müssen von jeder Generation neu gestellt werden.
  - Wie stehe ich zu Werthaltungen anderer?
    - Praktiziert wird multikulturelles Lernen aus dem Kennenlernen anderer Kulturen,
    - Reflektieren des eigenen Standpunktes und der eigenen Geschichte;
    - daraus resultiert eine Erziehung humanistischer Prägung, d.h. einer Erziehung in Richtung *humanitas*, Toleranz und höherer Bildung.
- Der Latein-Unterricht ist ein anspruchsvolles Denktraining mit einem hohen Abstraktionsgrad. Sorgfalt, Genauigkeit, Ausdauer, Blick für Zusammenhänge, genauso aber der Blick fürs Kleine kommen **allen** zugute, ob sie die Lateinkenntnisse unmittelbar für ihren Beruf benötigen oder nicht.
- Eliten sind für die Fortentwicklung unserer Gesellschaft heute nicht mehr in Frage gestellt. Wer über breites Kulturwissen, eigenständiges, problemlösendes Denken verfügt und in der fächerverbindenden **Vernetzung** des Denkens trainiert ist, strahlt aus einer Masse von Mitbewerbern hervor, sticht *hervor* und oftmals *aus* ... d.h. Chancen-Gleichheit für alle durch Bildungs-Gleichheit!
- Latein ist eine Zeitreise zu den Wurzeln unserer Kultur – noch dazu eine launige (aufgrund der Entwicklungen im Fach während der letzten 30 Jahre).

### IV. Kultursprache:

Im Gegensatz zu früheren Zeiten, in denen der Lateinunterricht aus reiner Übersetzungstätigkeit bestand – nach dem Motto: Bitte nur nicht nachdenken, was das heißen könnte! Was

grammatikalisch richtig ist, stimmt, auch wenn es noch so hahnebüchener Unsinn ist! –, versteht sich das Fach heute als Sprach- und Kulturfach. Sprache und Kultur als zwei Seiten einer Medaille oder als die ineinanderfließenden Tropfen des Yin-und-Yang-Symboles.

Versucht man aber nun zu beschreiben, welche Bereiche Latein als Kulturfach abzudecken hat, steht man einer schier unüberschaubaren Fülle gegenüber. Man betrachte zunächst die Bedeutung des Lateinischen als Wissenschaftssprache:

1500 Jahre lang war Latein die Wissenschaftssprache Europas schlechthin. Nach dem Untergang des weströmischen Reiches im 5. Jahrhundert ging das abendländische Wissen nicht verloren, sondern wurde weitergepflegt. Ein Curiosum am Rande: Bis ins 17./18. Jahrhundert galt der ältere Plinius mit seinem monumentalen Werk „Naturalis historia“ als die Autorität der Naturerkenntnis. Wer wissen wollte, wieviele Zähne ein Pferd besitzt, schaute bei Plinius, nicht im Pferdemaul nach.<sup>4</sup>

Einige bedeutende Wissenschaftler, die uns in erster Linie aus anderen Fächern sehr geläufig sind, verfassten ihre Hauptwerke - selbstverständlich – in lateinischer Sprache: Kopernikus und Kepler, Bacon, Galilei und Descartes, Leibniz, Spinoza und Newton, von Linné und Galvani, Humboldt, Gauß und viele andere mehr. Man kann bei diesen Herren häufig von den Vätern ihrer modernen Wissenschaftsdisziplinen sprechen, sie haben die Fachterminologie ihrer Bereiche tief lateinisch geprägt.

So stand in der Medizin zunächst freilich das griechische Element im Vordergrund. Bereits die Römer latinisierten dann die griechische Terminologie, und noch heute sind die lateinischen Fachbegriffe in einer bestimmten Form international vereinbart: Da viele Bezeichnungen ursprünglich mehr volkstümlich als wissenschaftlich waren (*musculus*, eig. Mäuschen, *furunculus*, eig. kleiner Dieb, Schmarotzer<sup>5</sup>), gab die Anatomische Gesellschaft in Basel 1895 ein berechtigtes Verzeichnis lateinischer Namen heraus. Die heute gültige, letzte Neufassung der „nomina anatomica“ erschien 1955 in Paris. Ähnliches gilt für die Pharmazie.

Dass sich die Mediziner auch oft aus Standesdünkel der lateinischen Sprache bedienen und in welche Probleme sie dabei geraten können, belegt folgende Anekdote F. Dorners aus dem Jahr 1975:

„Als mein Chirurgielehrer Schloffer, die Schilddrüsenmetastase eines seltenen Malignoms betrachtend, uns zuflüsterte: *Metastases eius tumoris in collo esse numquam audivi!* unterbrach ihn der Patient, ein einfaches, hinterwäldlerisches Bäuerlein, mit den Worten: Das hat der Professor Jirasek auch gesagt, der hat das auch noch niemals gesehen! Worauf Schloffer nur resignieren konnte: Da sehen Sie, meine Herren, wie weit wir mit unserer humanistischen Bildung kommen!“<sup>6</sup>

Im Bereich der Botanik veröffentlichte Carl von Linné 1735 sein „Systema Naturae“ und schuf damit das noch heute gültige Sprachgut in Botanik und Zoologie. Der zuletzt 1969 überarbeitete „International Code of Botanical Nomenclature“ mit dem Ziel, in den botanischen Bezeichnungen Einheitlichkeit, Genauigkeit und Beständigkeit zu schaffen, schreibt in Art. 36 noch immer eine lateinische Beschreibung neu entdeckter Arten vor. Das ist auch sinnvoll, man denke nur an die bereits im Deutschen unterschiedlichen Bezeichnungen bestimmter Pflanzen!

Die Juristerei gilt als eine der herausragendsten Errungenschaften der Römer. Das 534 zusammengestellte Corpus iuris civilis war die Grundlage der Rechtssprechung im Mittelalter, hatte wesentlichen Einfluss auf die fränkische Rechtsordnung, die deutsche Reichskammergerichtsordnung; viele Elemente des römischen Rechts finden sich im deutschen BGB, mehr noch im österreichischen Pendant, dem ABGB. Gemäß Carl Vossen ist das CIC in Teilen

<sup>4</sup> Cf. Vossen (1999), 33.

<sup>5</sup> Cf. Pfeifer (1993), 386.

<sup>6</sup> Cf. Vossen (1999), 36.

Südafrikas und Sri Lankas heute noch in Kraft!<sup>7</sup> Nach Meinhard Dreher, der an der Universität Mainz den Lehrstuhl für Europarecht innehat, wird es mit zunehmender Europäisierung zu einer Rückbesinnung auf eine ursprünglich überstaatliche Rechtswissenschaft und auf das römische *ius commune* (Gemeinrecht) kommen.<sup>8</sup> Im ersten Studienabschnitt aus Ius ist an österreichischen Universitäten immer noch eine umfangreiche Prüfung aus dem römischen Recht abzulegen.

Um die Bedeutung der lateinischen Sprache für die Wissenschaft zu eruieren, muss man jedoch nicht unbedingt zu den Wurzeln dieser Disziplinen zurückgehen – so reizvoll dies auch sein mag: Gerade junge wissenschaftliche Disziplinen, wie Soziologie, Psychologie, Politologie oder Pädagogik, bedienen sich gerne eines Fach-Chinesisch, das in Wirklichkeit ein Fach-Latein ist. Lauschen wir einem französischen Soziologen: „Wenn wir der subjektivistischen Selbsttäuschung entgehen wollen, die den sozialen Raum zum Ort punktueller Interaktionen macht, d. h. in eine diskontinuierliche Folge abstrakter Situationen auflöst, dann haben wir, wie hier gesehen, den sozialen als objektiven Raum zu konstruieren, als eine Struktur objektiver Relationen, die die mögliche Form der Interaktionen wie die Vorstellungen der Interagierenden determiniert!“ Warum der moderne Soziologe so viele Fremdwörter benötigt, ist klar, wenn auch nicht wünschenswert: Er will seine Sprache von der Alltagssprache möglichst klar und präzise abgrenzen. Einem solchen Brocken von Text kann man sich auf zwei Wegen nähern: entweder mit einem guten Fremdwörterbuch – jedes Wort mühsam suchend – oder mit Lateinkenntnissen, durch die man zumindest zu einem Basisverständnis gelangen kann.

Welchen Stellenwert Latein an der Universität besitzt, dürften die letzten Ausführungen hinreichend gezeigt haben. Wir können also lapidar sagen: Latein fördert die Studierfähigkeit.

Neben der Bedeutung des Lateinischen als Wissenschaftssprache einst und jetzt liegt die Bedeutung für die römisch-katholische Kirche auf der Hand: Mit universaler Ausstrahlungskraft ist Latein die Sprache der Liturgie, des Vatikanstaates und der päpstlichen Enzykliken. Während im Christentum in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eher das Griechische dominierte, setzte sich im 4. Jh. die lateinische Volkssprache, vor allem afrikanischer Prägung (Tertullian!) durch – griechische Reste sind etwa im Kyrie-Ruf erhalten. Dass dem Papst auch nach der Zeit der Völkerwanderung eine Sprache zur Verfügung stand, um mit allen Priestern zu reden, zeigt die bindende Kraft des Lateinischen. Freilich forderte das 2. Vaticanum, das übrigens in lateinischer Sprache abgehalten wurde, dass in Zukunft die Muttersprache vermehrt im Zentrum der Liturgie stehen sollte. Latein wurde aber dezidiert nicht ausgeschlossen: Wenn an einem Sonntag mehrere Messen stattfinden, sollte mindestens eine davon lateinisch sein. Zumindest gibt es heute noch Menschen, die im Lateinbüro des Vatikan walten und wirken, wie Carlo Egger, der die erste lateinische Micky Maus herausbrachte, oder Reginald Foster.

Blicken wir abschließend nochmals auf die Schulrealität, beispielsweise jener in der Bundesrepublik Deutschland!

Die TIMSS (Third International Mathematics and Science Study) 1997 hat ergeben, dass deutsche Schüler (ausgenommen Bayern und Baden-Württemberg) im internationalen Maßstab gerade im Mittelfeld liegen; der „Stern“ 1999 weist auf gewaltige Lücken bei 14- bis 16-Jährigen hin: nur 27% wussten, was ein Lichtjahr ist. - Gelernt wurde aus solchen Erkenntnissen nichts: Statt von Bildung, Wissen und Können, Wissenschaftlichkeit und Geschichtlichkeit ist die deutsche (und zunehmend auch die österreichische) Schule *durchgestylt*, geprägt von *Workshops*, *Corporate Identity*, *Total Quality Management*; *Laptop* statt Schultasche ist angesagt. Die Rezepte heißen dann: *Edutainment*, *Lernanimation*, *Online-Learning*, *Teletea-*

<sup>7</sup> Vossen (1999), 44.

<sup>8</sup> Cf. Dreher (2001), 331.

*ching*, *didaktische Hyperlinks*, *knowledge-machines* ... Und wie sieht das Endprodukt aus? Schule des Kultur-Managements statt der Kultur, der Verpackungen statt der Inhalte, der Häppchen und der events statt der geistigen Unterkellerung, der Flüchtigkeit statt der Konzentration!!!

In einem solchen Szenario ist Latein Teil des bitter nötigen **Anti-Stromlinien-Programms**:

- Bildung ist mehr als Ausbildung!
- Bildung ist nicht „functional fastfood“.
- Ziel sind jedenfalls Schlüsselqualifikationen, wie Konzentration, Ausdauer, Sorgfalt, Unterscheidungsvermögen, Kombinationsfähigkeit, Prägnanz im Ausdruck, Sinn für Ästhetik;
- eigene Geschwätzigkeit und die der anderen wird entlarvt;
- ein Pragmatismus, bei dem Denken **vor** dem Kommunizieren und v.a. Handeln kommt, ist die Devise!

### Verwendete Literatur:

- Dreher, Meinrad: „Wer Latein kennt, hat mehr vom Recht!“ in: AW 32 (2001), 329-331.  
 Haarmann, Harald: Kleines Lexikon der Sprachen. Von Albanisch bis Zulu, München 2001.  
 Henscheid, Eckhard: Dummdeutsch. Ein Wörterbuch, Stuttgart 1993.  
 Kraus, Josef: „Lateinunterricht in Zeiten des Internets“ in: AW 31 (2000), 433-438.  
 Pfeifer, Wolfgang: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, Berlin <sup>2</sup>1993.  
 Schavan, Anette: „Latein als Schlüssel für die geistigen und kulturellen Traditionen Europas“ in: AW 32 (2001), 112-114.  
 Vossen, Carl: Latein. Muttersprache Europas, Düsseldorf <sup>3</sup>1979.  
 Vossen, Carl: Mutter Latein und ihre Töchter, Düsseldorf <sup>14</sup>1999  
 Weber, Karl-Wilhelm: Mit dem Latein am Ende? Tradition mit Perspektiven, Göttingen 1998.  
 Zehetmair, Hans: „Latein als Kulturfach begreifen“ in: AW 31 (2000), 324-327.

## LATEIN MACHT PR PR MACHT LATEIN

*Renate Glas*

**E**in mehrsemestriger Lehrgang des PI Kärnten brachte mich zu PR. Die Leiter des Lehrganges, Gerhard Hopfgartner und Karl Nessmann, gaben ein sehr empfehlenswertes Buch „Public Relations für Schulen. So gelingt erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit“ heraus. Das Thema faszinierte mich so sehr, dass ich beschloss, PR für Latein zu adaptieren, PR für Latein anzuwenden und an meine FachkollegInnen weiterzugeben.

PR steht für „Public Relations“ oder für uns Lateiner *publicae relationes*. PR ist eine Abkürzung für „Öffentliche Beziehungen“, die in Österreich gerne als „Öffentlichkeitsarbeit“ bezeichnet werden. PR haben mit dem Aufbau, der Pflege und der Förderung der Beziehungen von Organisationen oder Personen mit deren Bezugsgruppen in der Öffentlichkeit zu tun. Das übergeordnete Ziel ist es, gegenseitiges Vertrauen, Verständnis und Akzeptanz aufzubauen und zu sichern.

- **PR sind Arbeit in der, für die und mit der Öffentlichkeit**

Wir müssen den Elfenbeinturm verlassen und agieren statt reagieren.

Es gilt Kritiker ernst zu nehmen, ihre Meinungen anzuhören, sie in die Strategien einzubeziehen, sie als Mitstreiter zu gewinnen, denn: Wer nicht ernst genommen wird, macht ernst. Und dann ist Gegensteuern schwer.

Reden wir, erklären wir unsere Ziele. Wir müssen Sprachrohr und Hörrohr sein.

- **PR informieren nach außen**

Wir müssen über unsere Vorhaben, Aufgaben und Aktivitäten berichten (Homepage, Jahresbericht, Elternabende etc.).

- **PR informieren nach innen**

Immer gibt es Klagen, dass gerade die Fachkollegen über wichtige Projekte, Erlässe Vorhaben etc. nicht informiert sind.

- **PR beeinflussen Einstellungen**

Gezielte Information über die Leistungen des Faches Latein dürfen nicht einmalig, sondern müssen kontinuierlich erfolgen.

- **PR wecken Medieninteresse**

Eines unserer Ziele ist es, die Aufmerksamkeit von Medienfachleuten zu erringen und sie zu informieren.

- **PR machen bekannt**

Unter dem Motto „Reden ist Gold, Schweigen ist Blech“, müssen wir Kanäle finden, dass über Latein geredet wird.

- **PR vertreten Interessen**

PR sind immer parteiisch, wobei wir aber die Meinungen und Interessen der relevanten Bezugsgruppen beobachten müssen, denn PR sind eine Zweiwegkommunikation.

- **PR stellen Dialoge her**

Wir alle brauchen Feedback. Fragen wir die Eltern, wie zufrieden sie sind, was sie schätzen, was sie stört?

- **PR bauen Vertrauen auf**

Erst wenn Vertrauen besteht, kann auch gegenständliches Verständnis aufgebaut werden. Wir müssen uns um ein positives Klima bemühen.

- **PR warnen vor Krisen**

Das Frühwarnsystem wird in den Schulen praktiziert. Wir müssen lernen früh aktiv zu werden und zu wissen, wie wir reagieren werden.

- **PR bauen Image auf**

Image spielt eine große Rolle. PR können mit Befragungen und Analysen herausarbeiten, wie man gesehen wird. Dann kann ein Imageaufbau starten, wobei wir immer beachten müssen: PR können nicht alles.

- **PR transportieren Leitbilder**

Zuerst muss man wissen: Wer sind wir? Was wollen wir? Wohin wollen wir?

Wenn wir wissen, was wir wollen, dann können wir an die Öffentlichkeit gehen.

Spätestens nach dieser kurzen Zusammenfassung wird bei vielen die Fragen „Braucht Latein PR?“ aufkommen. Reicht nicht die Qualität unseres Unterrichts, reicht nicht die fachliche und soziale Kompetenz der KollegInnen, reicht nicht die Verankerung des Gegenstandes Latein im Lehrplan?

Die folgende Zusammenfassung wird klar machen, dass wir, um den ständig steigenden Anforderungen und Veränderungen der modernen Kommunikationsgesellschaft gerecht werden zu können, professionelle PR benötigen.

- **Bedürfnis nach Information und Orientierung**

Die Eltern der heutigen Schülergeneration wollen informiert sein.

Die „Bringschuld“ hat die „Holschuld“ schon längst eingeholt. Wollten die Eltern früher etwas wissen, so hatten sie es gefälligst zu „holen“. Heute müssen wir aktiv auf die Eltern zugehen und sie informieren.

- **Imageprobleme**

Das Image beeinflusst das Verhalten aller Beteiligten; viele, nicht nur wir LateinerInnen, haben trotz Engagement der KollegInnen ein Problem mit ihrem Image.

Bei uns geht es immer mehr um die Frage: Anmeldung für das Fach Latein „ja oder nein“.

Viele leiden darunter, dass sie von der Öffentlichkeit anders wahrgenommen werden, als sie sich selber sehen. Fremdbild und Selbstbild stimmen nicht überein.

Öffentlichkeitsarbeit kann dabei helfen, eine Annäherung der beiden Bilder zu ermöglichen.

PR können helfen, Nachfrage und Interesse zu wecken, indem das Angebot des Faches Latein bei den möglichen Bezugsgruppen bekannt gemacht wird.

- **freier Wettbewerb**

Die Zeiten der geschützten Werkstätten sind vorbei. Heute wird verglichen und abgewogen. Die spezifischen Leistungen und Angebote müssen unter die Leute gebracht werden. Eine Aufgabe für PR.

- **moderne Kommunikationsgesellschaft**

Um ins Gespräch zu kommen, kann man den medialen Weg einschlagen (Printmedien, Hörfunk, Fernsehen).

- **Ansprüche an Schule**

PR kennen zwei Goldmedaillen: Reden ist Gold und Zuhören ist Gold.

Eltern erwarten sich die bestmögliche Förderung ihrer Sprösslinge, andere Interessensgruppen wollen spezifische Werte vermittelt sehen. Wir müssen bereit sein, uns mit den anderen auseinander zu setzen und unsere Ideen und Werte aufzuzeigen. Diskutieren ist die ursächlichste Aufgabe von PR.

Wenn wir nun erkannt haben, dass professionelle PR auch für unser Fach Latein nötig ist, soll die folgende kurze Einführung dazu verführen, sich auf **publicae relationes** tiefer einzulassen.

Im Grund genommen sind die folgenden Stufen der PR-Planung für uns Lateiner nichts Neues, kennen wir sie doch aus Senecas *de vita beata* I,1f.

- *proponendum est itaque primum, quid sit, quod adpetamus.*
- *tunc circumspiciendum, qua contendere illo celerrime possimus.*
- *decernatur itaque et quo tendamus et qua ...*

Schauen wir uns die Stufen der PR-Planung von der Ausgangslage bis zur Evaluation an :

### 1. Ausgangslage

Wichtig ist eine präzise Beschreibung der Ausgangslage: Wo stehen wir? Wo liegt das Problem? Was wollen wir ändern? Was wollen wir innerhalb welcher Zeit erreichen?

Was wird es kosten? Welche zeitlichen, budgetären und personellen Rahmenbedingungen stehen uns zur Verfügung?

### 2. Bestandsaufnahme (Briefing)

Wer sind unsere Bezugsgruppen? Wie ist unser Image? Wie ist Latein positioniert? Wie schaut das Angebot aus? Welche Trends sind zu erwarten? Welche Atmosphäre vermittelt Latein? Wie engagiert sind die KollegInnen? Mit welchem Leitbild und in welchem Umfeld arbeiten wir?

### 3. Situationanalyse

Eine der wichtigsten Aufgaben von PR ist die Auflistung der Stärken und Chancen sowie der Schwächen und Risiken, wobei immer die Frage „Warum?“ mitschwingen muss. Zu beachten ist auch, dass nicht alles von PR geleistet werden kann, dass aber PR helfen kann, die Stärken hervorzuheben und die Schwächen abzubauen.

#### 4. Strategie

Vier verbindliche Teilschritte sind auszuführen:

- ❖ Ziele  
Die Ziele müssen positiv, präzise und konkret formuliert werden. Die Ziele müssen bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erreichbar und messbar sein.
- ❖ Bezugsgruppen  
Wir müssen uns klar werden, mit wem wir konkret kommunizieren wollen, wen wir informieren wollen, wer uns unterstützen kann und über welche Opinionleader wir an unsere Bezugsgruppen herankommen.
- ❖ Botschaften  
Unsere Botschaften müssen wir zielgruppengerecht formulieren, d.h. wir müssen sie so formulieren, wie die Zielgruppen denken und reden.
- ❖ Strategische Leitlinien  
Wir müssen uns entscheiden, welche Richtung wir einschlagen wollen. Man unterscheidet die leise Kommunikation, die in direkten Gesprächen sehr effizient ist, und die laute Kommunikation über Plakat- und Medienkampagnen.

#### 5. Taktik und Maßnahmenplanung

Was findet wo, wie, wann, wie oft statt? Wer ist verantwortlich? Wie viel kostet es?

Einige Vorschläge wären z.B.:

- ◆ Interne Information über die geplanten PR-Maßnahmen im Rahmen einer Konferenz.
- ◆ Informations-Folder
- ◆ Plakat
- ◆ Schnupperstunden
- ◆ Info-Stand am Tag der offenen Tür
- ◆ Beteiligung an Informationsveranstaltungen
- ◆ Brief an die Eltern der betroffenen Schüler (Beilage, Folder, Plakate)
- ◆ Presseaussendung an regionale Medien
- ◆ Schülerprojekte (Schüler informieren Schüler)
- ◆ Fest mit altrömischen Spezialitäten
- ◆ ...

#### 6. Umsetzung und Durchführung

In der ersten Euphorie sind die Pläne oft nicht in die Wirklichkeit umsetzbar. Nicht alles kann von den KollegInnen gemacht werden. Man braucht für viele Bereiche Profis und die kosten Geld. Manchmal ist es besser auf einiges zu verzichten, wenn es nicht professionell umgesetzt werden kann, als es laienhaft auszuführen.

#### 7. Evaluation

Was immer wir auch tun, eine Bewertung ist unumgänglich. Die Ergebnisse unseres Einsatzes sind eine wertvolle Basis für unsere weitere Arbeit.

Nach dieser sehr kurzen und rudimentären Einführung in grundlegende Punkte von PR möchte ich drei Bereiche herausheben und etwas genauer vorstellen:

- Bezugsgruppen
- Image
- Presseaussendung

#### Wer sind unsere Bezugsgruppen? Wer ist die Öffentlichkeit, an die wir uns wenden?

Im Fachjargon werden die Bezugsgruppen auch als Zielgruppen, Dialoggruppen oder Teilöffentlichkeiten bezeichnet. Wie auch immer man es nennen will, die Öffentlichkeit ist jeder mit dem Kommunikationsbeziehungen bestehen oder angestrebt werden.

Wir müssen uns aber folgende Fragen überlegen:

Wer kann helfen, unser Ziel zu erreichen?

- Wer ist von Bedeutung?
- Wer kann uns unterstützen?
- Wer kann unsere Ideen am besten transportieren und/oder dabei helfen?

Wer sind unsere KonkurrentInnen?

- Wer hat andere Interessen und will uns be- und verhindern?
- Gibt es Möglichkeiten, Kritiker einzubinden?

Dabei ist die Unterscheidung zwischen internen und externen Bezugsgruppen von Bedeutung.

Interne Bezugsgruppen sind SchülerInnen; Kollegen; Direktor; Eltern;

externe Bezugsgruppen sind z.B. Behörden, Vereine, Wirtschaftsunternehmen ...

Am Anfang der PR-Arbeit muss die Zielgruppenfrage stehen. Die Suche nach den interessantesten und effektivsten Zielgruppen kann unter den Aspekten des Betroffenheitsgrades, des Problembewusstseins und des Interesses erfolgen:

Folgende Gruppen werden unterschieden:

**Aktive Teilöffentlichkeit**

Das sind Gruppen, die als Mitstreiter in Frage kommen; sie haben das Problem erkannt sind eventuell selbst betroffen und engagieren sich bereits.

**Bewusste Teilöffentlichkeit**

Sie hat das Problem erkannt, ist eventuell betroffen, aber engagiert sich noch nicht.

**Latente Teilöffentlichkeit**

Diese hat das Problem erkannt, ist aber noch nicht betroffen.

**Nicht-Teilöffentlichkeit**

Sie befasst sich nicht mit dem Problem, ist nicht betroffen, ist nicht zuständig und hat keinerlei Interesse für die Thematik.

Für die PR-Arbeit ist daher wichtig: Wen wollen wir ansprechen? Wen will ich erreichen?

#### Image

##### Wie entsteht das Image? Methoden der Imageanalyse

Das Image ist sehr wichtig; uns ist oft unverständlich, dass unsere Anstrengungen und Bemühungen nicht wahrgenommen werden. Das bedeutet: Fremdbild (Corporate Image) und Selbstbild (Corporate Identity) stimmen nicht überein.

Gerhard Hopfgartner und Karl Nessmann geben in ihrem Buch „Public Relations für Schulen“ folgende Kriterien der Bewertung von außen an. In der Regel werden bei Schulrankings folgende Sachverhalte beurteilt, die im Großen und Ganzen auch auf das Fach Latein zutreffen:

- Unterrichtsqualität, Ausbildungsniveau, Schülermotivation, Förderung von begabten, weniger begabten bzw. behinderten SchülerInnen, Gegenwartsbezug des Unterrichts ...
- LehrerInnenkompetenz und Engagement, pädagogische und didaktische Fähigkeiten der KollegInnen
- Leistungen der SchülerInnen, Leistungsdruck, Prüfungsangst, Stress und Aufwand für die SchülerInnen
- Ausstattung und Angebot der Schule
- Zufriedenheit der SchülerInnen und Eltern, Kommunikation zwischen SchülerInnen, LehrerInnen und Eltern ...

Bei der Entscheidung welches Image eine Schule bzw. ein Fach in der Öffentlichkeit hat, ist auch die Frage des Schulprofils wichtig. Das bedeutet, dass auch wir ein Lateinprofil benötigen:

- Was leisten wir?
- Wie arbeiten wir?
- Was bieten wir an?
- Wie schätzen wir uns als Pädagogen ein?
- .....????

Wichtig für die Einschätzung von außen ist nicht nur die Qualität und Leistung des Unterrichts, sondern weitere Faktoren wie Offenheit für die Umwelt, gesellschaftliches Engagement, Kommunikationsstil, öffentliches Auftreten etc.

Neben diesen „objektiven Fakten“ entsteht das Image auch durch die subjektive, selektive Wahrnehmung einzelner Personen und Gruppen, durch Vorurteile, Gefühle, Einstellungen und deren Wissenstand, also durch den Blick durch die subjektive Brille.

Wer prägt und transportiert das Image nach außen?

alle Personen, die mit Latein zu tun haben

SchülerInnen

KollegInnen

AbsolventInnen

Eltern

alle Bezugsgruppen

Je höher die Zufriedenheit, je größer die Identifikation mit Latein, desto besser wird man über Latein reden.

Die Folgen eines positiven Images sind:

- Eltern lassen Kinder Latein wählen
- AbsolventInnen sprechen stolz über ihre Lateinkenntnisse
- PolitikerInnen unterstützen Latein in ideeller Form
- JournalistInnen berichten positiv

Um das Image zu analysieren gibt es folgende Möglichkeiten der Fragestellungen:

Ist-Image: beschreibt das Bild von Latein zum Zeitpunkt der Untersuchung

Soll-Image: Zielvorstellung, welches Bild die Öffentlichkeit in einem absehbaren Zeitpunkt haben soll.

Beim Ist-Image und Soll-Image unterscheidet man auch noch folgende Unterteilungen:

- Wie sehen wir uns? (Ist-Image – innen)
- Wie werden wir von den anderen gesehen? (Ist-Image – außen)
- Wie würden wir uns gerne sehen? (Soll-Image – innen)
- Wie wollen wir von den anderen gesehen werden? (Soll-Image-Außen)

Nach einer Untersuchung von Ist-Image und des Soll-Image **können** PR-Images gestaltet. Da Images meist fest gefügt, stabil und schwer zu bearbeiten sind, ist dafür eine lange, intensive und kontinuierliche Arbeit nötig.

Aber Achtung: „*Publicae Relationes*“ können nicht alles, vor allem, wenn es personelle Probleme gibt.

Daher bitte nie zu viel versprechen, da Worte und Taten übereinstimmen müssen.

## Presseaussendung

Am 3. Juli 1999 erschien in der „Kleinen Zeitung“ ein Artikel mit dem Titel „Vom unbekanntem Anbieter zum gefragten Spezialisten“, in dem die PR-Expertin und Pressereferentin des Signum Verlages in Wien, Sylvia Fullmann, 10 wertvolle Tipps zur professionellen Öffentlichkeits- und Imagearbeit gab. Zum Schluss möchte ich Ihnen diese Tipps, für LateinerInnen umgesetzt, „servieren“, damit auch Sie erfolgreiche Öffentlichkeits- und ImagearbeiterInnen werden.

1. *Nihil igitur casu fit in mundo* (Augustinus, *de quaestionibus* 24): **Erfolg ist kein Zufall.** Überlassen Sie nichts dem Zufall. Planen Sie Ihre Pressekampagne und warten Sie nicht, bis Sie zufällig ein Redakteur anruft.
2. *Lectio certa prodest* (Seneca, *epistulae morales* 45,1): **Was liest Ihr Kunde?** Kaufen Sie die Zeitungen und Zeitschriften, die Ihre Kunden lesen. Dann kontaktieren Sie die entsprechenden Redaktionen. Ein großer Fehler ist das falsche Medium. Was für ein Regionalmedium eine tolle Story sein mag, ist für ein Fachblatt gänzlich uninteressant.
3. *Brevis esse laboro* (Horaz *de arte poetica* 25f.): **In der Kürze liegt die Würze** Fassen Sie vor dem ersten Telefonat in drei kurzen Sätzen zusammenfassen, was Sie Neues zu bieten haben, und welchen Nutzen die Leser der Zeitung haben.
4. *Conditio sine qua non agitur*: **Persönlicher Kontakt zählt** Bringen Sie in Erfahrung, wer der verantwortliche Redakteur ist, und stellen Sie persönlichen Kontakt her. Dieser steigert die Chance der Veröffentlichung.
5. *Res (non) liquet* (Cicero, *Pro Cluentio* 76): **Niemand liest Romane** Die Presseaussendung muss auf den ersten Blick klären: quid, quando, quomodo, quis, qua de causa? Wichtig sind auch Telefon, Fax und Mailkontakte. Tipp: Achten Sie in der Zeit nach der Aussendung, gut erreichbar zu sein.
6. *Mutum est pictura poema* (Helfer 108): **Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte** Sorgen Sie für attraktive Fotos. Eine Fehlerquelle sind fehlende Fotos. Fragen Sie bereits beim Telefonat, ob Fotos erwünscht sind, und wenn ja, in welchem Format.
7. *Fuge multitudinem!* (Seneca, *epistulae morales* 10,1): **Vergessen Sie Massenaussendungen** Stimmen Sie Ihren Bericht auf das Medium ab. Regionalmedien stellen Menschen und Ereignisse der Region in den Vordergrund. Ein Fehler, den viele machen: Massenaussendungen mit zu allgemeiner Information interessieren niemanden.
8. *Memoria minuitur* (Cicero, *de senectute* 21): **Auch Redakteure sind vergesslich!**



Erinnerungsfax und Nachfasstelefonate kurz vor der Veranstaltung helfen Redakteuren auf die Sprünge. Oft wird zu wenig nachgefasst, denn schriftliche Einladungen gehen oft unter.

9. *Nocere facile est, prodesse difficile* (Quintilian, *de institutione oratoria* 8,5,6): **Bringen Sie Nutzen!**

Bereiten sie Angebote mit Informationsveranstaltungen, Newsletters, Checklisten, Expertentipps für die Leser der Zeitschrift vor.

10. *Tempus arguit amicum* (Wanderer, 5,544): **Pflegen Sie Ihre Kontakte**

Legen Sie Ihren Aussendungen Presseartikel bei. Sobald man Sie als Experten anerkennt, werden Sie zu Vorträgen und Interviews automatisch eingeladen. Vermeiden Sie lange Pausen zwischen den Aktionen. Durch kontinuierliche Presseinformationen werden Sie sich zum vertrauenswürdigen Partner der Medien machen.

Vieles, was zur PR-Arbeit gehört, konnte nicht einmal angerissen werden, wie Sponsoring und Werbung, Medienarbeit, Events, persönliche Öffentlichkeitsarbeit für LehrerInnen etc.

Die Deutsche Public Relations Gesellschaft DPRG hat die sechs Kernaufgaben der Öffentlichkeitsarbeit/Public Relations in der Formel **AKTION** zusammengefasst, die ich Ihnen am Schluss präsentieren möchte:

**A**nalyse, Strategie, Konzeption (Sachstands- und Meinungs-Analysen, Ziel-/Strategie- Entwicklung, Programmplanung)

**K**ontakt, Beratung, Verhandlung

**T**ext und kreative Gestaltung (Informationserarbeitung und -gestaltung, Aufbereitung in Informationsträgern)

**I**mplementierung (Entscheidung, Ausplanung von Maßnahmen, Kosten und Zeitachse)

**O**perative Umsetzung und

**N**acharbeit, Evaluation (Effektivitäts- und Effizienzanalysen, Korrekturen)

Ich hoffe, Ihnen mit dieser kurzen Vorstellung Lust auf mehr PR gemacht zu haben und vor allem auf PR für Latein.

(Für Anfragen stehe ich unter [glas.agamemnon@utanet.at](mailto:glas.agamemnon@utanet.at) gerne zur Verfügung.)

## Antike im Internet

Gottfried Siehs  
g.siehs@tirol.com

### Latein am "education highway" Teil 1

Hinter der von den Kollegen Peter Glatz und Andreas Thiel (ARGE-Oberösterreich) betreuten Website [www.lateinforum.at](http://www.lateinforum.at) (Anm. d. Red.: Bitte nicht mit unserer davon unabhängigen Zeitschrift und unserer URL [www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at) verwechseln!) steht die Absicht, Synergien zu nutzen und eine österreichweite Datenbankplattform für die Klassischen Sprachen zu entwickeln. Genutzt wird dabei die Struktur von [eduhi.at](http://eduhi.at) und von [schule.at](http://schule.at).

Es ist möglich, die Website zu nutzen,

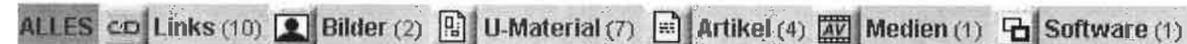
- um Informationen zu beschaffen
- selbst Informationen zur Verfügung zu stellen
- an Diskussionen teilzunehmen
- über "Communities" virtuelle Arbeitsgruppen zu bilden.

(Heute wird nur der erste Punkt besprochen, die übrigen in den folgenden Nummern.)

Ein guter Einstieg ist es, sich einfach einmal umzusehen, was es bereits alles gibt. Die Startseite enthält oben ein Menü. Ein Klick auf "Themen" bringt die Bereiche

- Elementarunterricht
- Lektüreunterricht
- Matura
- Wahlpflichtfach
- Wettbewerbe
- Fun und Freizeit

Ein Klick auf "Latein Lektüre", "Ovid" bringt z.B. 27 Einträge (wenn Sie es lesen, werden es wahrscheinlich schon wieder mehr sein!). Geben Sie im Suchen-Fenster "Icarus" ein (ohne Anführungszeichen) und klicken Sie auf "Go" (oder drücken Sie die Eingabetaste). Nun erhalten Sie die folgende Leiste:



Das bedeutet, zum Stichwort "Icarus" gibt es

- 10 Links (Verzweigungen zu anderen Homepages)
- 2 Bilder
- 7 U-Materialien (Arbeitsblätter, Rätsel, ...)
- 4 Artikel
- 1 Medium (Eichstätter Datenbank zur Rezeption)
- 1 Software (Powerpoint-Präsentation).

"Elementarunterricht" – "Latein Vokabel" liefert drei Seiten Materialien, unter anderem viele Rätsel.

"Elementarunterricht" – "Latein Grammatik" liefert 12 Seiten, sodass eine Eingrenzung mit Hilfe eines Suchbegriffs sinnvoll ist, z.B. "Ablativ" oder "Partizip".

Sie wollen wissen, ob es auch Anleitungen und Materialien für offene Lernsequenzen gibt? Sehen Sie einmal unter "Didaktik" nach! Sie können auch ganz oben rechts auf "Suchen" klicken und "offenes Lernen" eingeben (ohne Anführungszeichen).

Sehen Sie sich einfach einmal ein wenig um – nächstes Mal erfahren Sie dann, wie Sie selbst Materialien zur Verfügung stellen oder sich an einer Diskussion beteiligen können.

## Unterlagen für den Lektüreunterricht. Eine Anregung

Gottfried Siehs

Im neuen Lehrplan ist vorgesehen, dass die Lektüre in themenbezogenen Modulen durchgeführt wird. Da stellt sich die Frage, wie geeignete Unterlagen gestaltet sein könnten.

Bei einem Buch - egal ob es sich um ein Buch pro Jahrgang oder um einzelne Bücher pro Modul handelt - ergibt sich das Problem, dass die Anzahl der Texte aus Kostengründen sehr stark eingeschränkt sein wird. Somit hätten wir die Möglichkeit, uns mit dieser geringen Auswahl zufrieden zu geben oder - wie schon bisher von vielen praktiziert - mit zusätzlichen Fotokopien zu arbeiten.

Eine Alternative, die den Schulbuchreferenten sicher freuen würde, wäre es, auf das Buch ganz zu verzichten und nur mit Fotokopien zu arbeiten. Dagegen spricht allerdings die Erfahrung, dass diese "Zettel" bei Schülern bei weitem nicht die Wertigkeit haben wie ein Buch: "Gehört das auch zum Stoff? Das war ja nur auf einem Zettel!"

Nun kenne ich von meinen Kindern Sammelmappen zu Themen wie „Tiere“, „Pflanzen“ usw. Von Zeit zu Zeit werden neue Einlageblätter geliefert, die in einen Ordner eingelegt werden. Diese Blätter sind schön gestaltet und aus etwas festerem Papier. Sollte so etwas auch für uns möglich sein?

Ich stelle mir das so vor: Ein Blatt bildet eine abgeschlossene Einheit aus Text, Angaben, Sachkommentar, Arbeitsaufträgen und evtl. Bildern. Auf der Rückseite stehen Hintergrundinformationen. Um ein handliches Format zu erhalten, könnte das Blatt im Querformat verwendet und ein Teil eingeschlagen werden.

Wenn es zu jedem Modul eine ausreichende Anzahl solcher Einheiten gibt, könnte jeder Lehrer für seine Klasse eine Auswahl solcher Blätter bestellen. Damit wäre eine individuelle Gestaltung des Themas möglich, die Kosten würden sich trotzdem in Grenzen halten. Es sollte auch möglich sein, zu einem Modul Blätter zu bestellen, die von verschiedenen Verlagen herausgegeben werden - auf einen einheitlichen Lochabstand werden sie sich wohl einigen können!

Zugleich böte sich die Möglichkeit, auf vorhandene Ressourcen zurückzugreifen: Viele von uns haben schon thematische Einheiten erstellt, die bei entsprechender Überarbeitung angeboten werden könnten. Die Tantiemen wären wohl kaum mehr als eine Anerkennung, aber immerhin.

Ergänzen könnte man diese Mappe durch Blätter zu ausgewählten grammatikalischen Themen mit entsprechenden Übungen.

Diese Überlegungen sind als Anstoß gedacht, der eine breite Diskussion über die Lehrmittel für den lateinischen Lektüreunterricht anregen soll. Vielleicht gelingt es uns Altphilologen wieder einmal, innovative Impulse zu setzen!

## **Texte aus der so genannten Lebersorg-Chronik des Klosters Stams**

*Christoph Haidacher*

**D**as tragische Ende des Staufers Konradin in Neapel, der Kampf zwischen den Dynastien der Habsburger und Wittelsbacher um die Grafschaft Tirol, der Tiroler Bauernaufstand unter Michael Gaismair, das Vordringen der lutherischen Lehre, die Plünderung des Klosters durch Truppen des Schmalkaldischen Bundes; all diese Ereignisse fanden Eingang in die Chronik des Klosters Stams, die Pater Wolfgang Lebersorg in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts verfasst hat und mit folgenden Worten beginnen ließ:

Chronica monasterii sancti Iohannis Baptistae  
in Stams, quantum ex eiusdem libris, litteris  
et aliis monumentis colligi poterant.

Dilectae posteritati pro brevi informa-  
tione conscripta et dedicata

omniumque eruditiorum correctioni  
exposita

*(Chronik des Klosters zum heiligen Johannes dem Täufer  
in Stams, wie sie aus dessen Büchern, Urkunden  
und anderen Aufzeichnungen erstellt werden konnte.*

*Für die geschätzte Nachwelt zur kurzen Informa-  
tion geschrieben und dieser gewidmet*

*und für eine Berichtigung durch alle Kundigeren  
vorgelegt)*

Da Tirol im Unterschied zu anderen Territorien mit Chroniken und Annalen nicht allzu reich gesegnet ist, kommt dieser Handschrift für die Geschichte von Stift Stams wie auch für manche Teilaspekte der Tiroler Landesgeschichte eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu.

### **Der Verfasser**

Ihr Autor, der Stamser Zisterziensermönch Wolfgang Lebersorg, wurde als Sohn eines Hufschmiedes 1570/71 in Innsbruck geboren. Über seine Kindheit und Jugend wissen wir nur sehr unzulänglich Bescheid: Vermutlich hat er in seiner Heimatstadt eine angemessene schulische Ausbildung erhalten, ehe er im Frühjahr 1590 als Novize in das Oberinntaler Kloster eintrat. Nach vollendetem Probejahr legte er am 23. März 1591 die Profess, das feierliche Gelübde, ab. Am Fest des hl. Michael (29. September) des Jahres 1595 wurde der junge Mönch schließlich auf der Fürstenburg im Vinschgau von Bischof Peter von Chur zum Priester geweiht.

Zu jener Zeit war es mit der von Graf Meinhard II. im Jahre 1273 ins Leben gerufenen Klostergemeinschaft nicht zum Besten bestellt. Die Nachwehen der Reformation waren noch deutlich spürbar, viele Brüder hatten dem Ordensleben entsagt, die klösterliche Zucht lag im Ar-



Abb. aus der Lebersorg-Chronik: Ansicht der Klosterunterkünfte um 1600

gen und die wirtschaftliche Lage bot wenig Grund zur Freude. Erst um die Jahrhundertwende ging es mit den Stamser Zisterziensern dank tüchtiger Äbte wieder bergauf.

Auch Pater Wolfgang wurde von der damaligen Aufbruchsstimmung erfasst, er begrüßte die eingeleiteten Reformen und setzte sie nach Kräften um. Sein Fleiß, seine Verlässlichkeit und sein Wissen, vor allem aber sein streng an der Ordensregel ausgerichteter Lebenswandel qualifizierten ihn für die Übernahme wichtiger Funktionen: Er war Novizenmeister, Küster und Subprior sowie über viele Jahre Bibliothekar und Archivar des Stiftes. Ohne die lange und intensive Beschäftigung mit den historischen Zeugnissen des Archivs und der Bibliothek wäre seine Chronik wohl nie entstanden.

Auf Grund seines guten Gesundheitszustandes konnte Lebersorg das Amt des Bibliothekars und Archivars bis ins hohe Alter ausüben; erst im Frühjahr 1644 legte er diese beiden Funktionen nieder. Am 2. Oktober 1646 schließlich verschied Lebersorg im für damalige Begriffe sehr hohen Alter von 75 oder 76 Jahren. Seine Grabstätte fand er nicht im Klosterfriedhof, sondern im linken Seitenschiff der Stiftskirche vor dem Altar des Evangelisten Johannes, was seine Wertschätzung durch den Abt und seine Mitbrüder dokumentiert.

### Das Werk

Die insgesamt 165 beidseitig beschriebene Blätter umfassende und mit fast 200 Abbildungen illustrierte Papierhandschrift befindet sich heute in der Stamser Klosterbibliothek (Codex D 40); das Tiroler Landesarchiv besitzt eine Kopie davon (Handschrift 6598). Pater Wolfgang Lebersorg hat seine Chronik mit eigener Hand niedergeschrieben. Seine Schriftzüge wirken flüssig und sind im Allgemeinen auch gut lesbar.

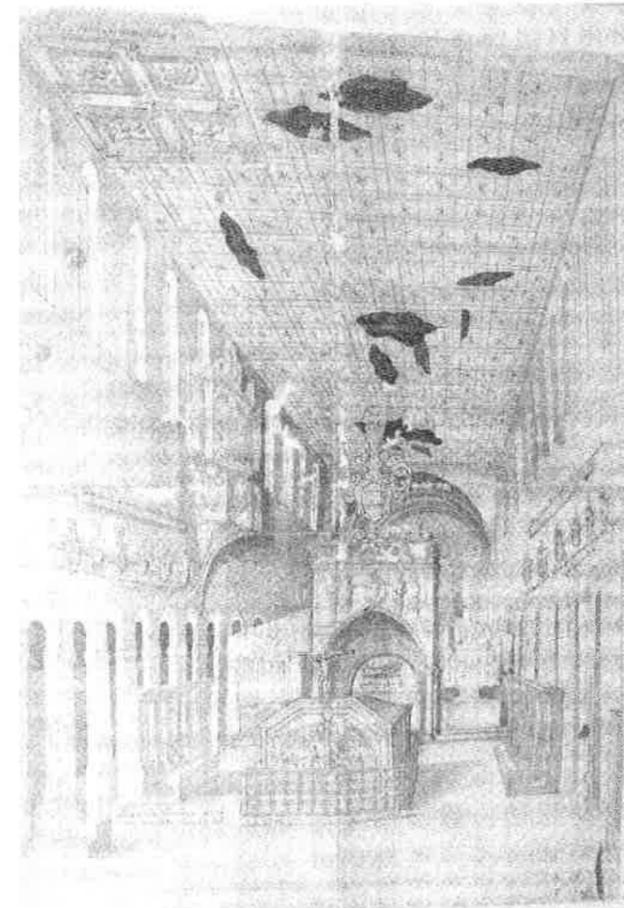


Abb. aus der Lebersorg-Chronik: Innenansicht der Kirche um 1600.

Der Autor bedient sich sowohl der lateinischen als auch der deutschen Sprache, wobei die Verwendung von Latein bzw. Deutsch in erster Linie von den von ihm benützten Vorlagen und Quellen abhängt (daher überwiegt auch im mittelalterlichen Teil der Chronik die lateinische Sprache, während in den frühneuzeitlichen Abschnitten das Deutsche dominiert). Wenn Wolfgang Lebersorg in seiner Muttersprache schreibt, dann entspricht dieses Deutsch jenem, das im 17. Jahrhundert in unserem Raum gesprochen wurde. Gleiches gilt für sein Latein; es ist jenes vom klassischen Vorbild doch einigermaßen entfernte Latein, dessen man sich im kirchlichen Leben damals bediente und das so manche grammatikalische und stilistische Unebenheit aufwies. Im Unterschied zu den deutsch verfassten Abschnitten, die manchmal nicht ganz einfach zu verstehen sind, insbesondere wenn es sich um rechtliche Inhalte handelt, bereiten die lateinischen Texte - von eini-

gen Ausnahmen abgesehen - beim Übersetzen keine allzu großen Probleme.

Im Gegensatz zu den recht schmucklos und einfach gehaltenen Textpassagen der Handschrift weist die Bebilderung der Klosterchronik einen sehr hohen Standard auf. Erst die zahlreichen Illustrationen vermitteln dem Leser ein anschauliches und detailreiches Bild des Gesagten bzw. der beschriebenen Gebäude und Gegenstände. Der Bogen der großteils kolorierten Bilder reicht von Wappen und Siegeln über liturgische Gegenstände bis hin zu aussagekräftigen Plänen und Ansichten des Klosterkomplexes und seiner einzelnen Gebäude. Besonders beeindruckend ist die Bebilderung des verheerenden Klosterbrandes vom Jahre 1593, den Lebersorg als Augenzeuge in all seinen Phasen festhält. Der Wert der Darstellungen liegt vor allem in der Tatsache begründet, dass der Autor mit seinen Zeichnungen der Nachwelt Dinge überliefert hat, die heute zum allergrößten Teil nicht mehr existieren; dies trifft insbesondere auf die ursprünglichen und vom erwähnten großen Brand vernichteten mittelalterlichen Baulichkeiten des Klosters zu.

Obwohl sich aus dem 13. und 14. Jahrhundert chronikale Aufzeichnungen über die Gründung von Stift Stams erhalten haben, stellt Wolfgang Lebersorgs Werk die erste zusammenhängende und umfassende Darstellung der Klostergeschichte dar. Damit fügt sich diese kurz nach 1600 entstandene Chronik nahtlos in die Tiroler Historiographie ein, die in jener Epoche zu neuem Leben erwacht und zahlreiche bedeutende Autoren wie Mathias Burglechner, Jakob Andreas von Brandis, Marx Sittich von Wolkenstein und andere mehr hervorgebracht hat.

### Die Inhalte

Wolfgang Lebersorgs Chronik beschäftigt sich mit der Geschichte des Zisterzienserstiftes Stams von dessen Anfängen bis zum Jahre 1601. Am Beginn stehen der Stauferspross Konradin, sein tragisches Ende in Neapel sowie die Bemühungen seiner Mutter Elisabeth und ihres Gemahls Meinhard II. um die Klostergründung. Im Folgenden stellt der Autor dann die Geschichte des Klosters Stams in den Mittelpunkt seiner im wesentlichen chronologisch aufgebauten Darstellung, fügt aber auch Ereignisse aus der Landesgeschichte, der Geschichte der österreichischen Länder, des Reiches und des Papsttums ein, wenn dies im Hinblick auf die Geschichte von Stams notwendig und geboten erscheint bzw. entsprechende Bezüge vorhanden sind.

Da sich Lebersorg bei seiner Darstellung im Wesentlichen auf Quellen stützt, orientiert sich der Inhalt seiner Klostergeschichte naturgemäß an deren Verfügbarkeit und Vorhandensein; daher enthält seine Chronik anfänglich umfangreiche Passagen über Schenkungen, Stiftungen, Ablässe, Altarweihen, Privilegienverleihungen etc., Aspekte, die die frühen Stamser Urkunden sehr gut dokumentieren. Da die Aufzeichnungen im 14. Jahrhundert noch sehr wenig über die inneren Verhältnisse des Klosters verraten, beinhaltet sein Werk für diesen Zeitraum auch nur sporadisch diesbezügliche Angaben. Im 15. und 16. Jahrhundert hingegen, wo entsprechendes Quellenmaterial reichlicher fließt, beschäftigt sich Lebersorg intensiver mit diesen Aspekten.

Die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse des Klosters bilden bei Lebersorg einen inhaltlichen Schwerpunkt, da diese einerseits die Geschichte der Abtei entscheidend mitbestimmten und andererseits Lebersorg persönlich offenbar sehr interessiert haben, trat er doch in einer für Stams ökonomisch äußerst schwierigen Zeit in den Orden ein.

### Die Quellen

Wolfgang Lebersorg bemüht sich in seiner Chronik möglichst „ad fontes“ zu gehen und nicht bloß mündlich tradiertes sowie andere Geschichtswerke kritiklos in seine Arbeit zu übernehmen. Dabei war ihm durchaus bewusst, dass er nur aus jenen Materialien schöpfen konnte, die ihm im Klosterarchiv zur Verfügung standen; der Zugang zu auswärtigen Quellen, die ihm zu manchen Fragestellungen ausführlicheres und besseres Material geboten hätten, blieb ihm mit Ausnahme der in der Stiftsbibliothek vorhandenen gedruckten Quellenwerke versagt. Wir entdecken bei Lebersorg aber auch einen durchaus modernen, ja fast interdisziplinären Ansatz bei der Heranziehung von Quellen; er stützt sich nämlich nicht nur auf das geschriebene Wort, sondern wertet auch Bildquellen, architektonische Reste, archäologische Spuren, persönlich Erlebtes und Aussagen seiner Mitbrüder aus.

An gedruckten Geschichtswerken hat Lebersorg im Wesentlichen zwei Arbeiten herangezogen: Die *Annales ecclesiastici* (Rom und Köln 1616-1672) des Dominikanerpaters Abraham Bzovius und die *Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus ... gestarum* (Innsbruck 1592) des Gerard van Roo, des Sekretärs Erzherzog Ferdinands II. Lebersorg übernahm diese Autoren nicht kritiklos, sondern bezog auch gegenteilige Positionen und korrigierte die dort dargelegten Fakten, wenn sie seiner Meinung nach falsch waren. Selbstverständlich unterlag auch er selbst - aus der Sicht der heutigen Geschichtswissenschaft - manchem Fehler, wie beispielsweise dem angeblichen Giftmord Manfreds von Sizilien an König Konrad IV. am Beginn der Chronik (wobei Lebersorg in diesem Fall keine Legende schuf, sondern das übernahm, was zeitgenössische Chronisten in ihren Darstellungen berichteten).

In wesentlich größerem Umfang als die gedruckten Geschichtsschreiber zog Wolfgang Lebersorg die ihm als Archivar und Bibliothekar leicht zugänglichen Handschriften sowie das reichhaltige Stamser Urkundenmaterial für seine Chronik heran.

Neben diesen drei Hauptquellen (gedruckte Geschichtswerke, Handschriften und Urkunden) wertete Wolfgang Lebersorg noch diverse andere Aufzeichnungen aus dem Stamser Archiv wie Briefe, Inventare, Abrechnungen, Visitationsberichte etc., aus. Zudem schöpfte er für die jüngere und jüngste Zeit auch aus den Erzählungen und Berichten älterer Mitbrüder sowie aus persönlich Erlebtem. Eindrucksvollstes Beispiel dafür ist wohl seine Schilderung des Klosterbrandes von 1593, die er zusätzlich noch mit mehreren Abbildungen illustrierte.

Wolfgang Lebersorg darf man durchaus bereits als kritisch arbeitenden Chronisten bezeichnen. Zum einen war er bestrebt, das ihm zugängliche Quellenmaterial möglichst vollständig und umfassend heranzuziehen; zum anderen finden sich immer wieder freimütige Feststellungen seinerseits, dass er hinsichtlich dieser Fragestellung oder über den Ausgang jenes Rechtsstreits keine Unterlagen gefunden habe und deshalb auch manches offen bleiben müsse.

Bei seinen Wertungen und Urteilen bemüht sich der Chronist objektiv zu bleiben und vor allem der historischen Wahrheit gerecht zu werden. Positives wird als solches gesehen, unerfreuliche Ereignisse und Zustände nicht verschwiegen. Dass er als Stamser Mönch eine besondere Hochachtung für den Klostergründer Meinhard II. hegt und dessen Vorgangsweise gegen die Kirche, insbesondere gegen den Bischof von Trient, mit mildernden Umständen sieht, darf nicht erstaunen. Ansonsten nimmt er gegenüber Missständen und Fehlverhalten durchaus eine kritische Haltung ein, unbeschadet ob sie das eigene Kloster betreffen oder die weltliche Obrigkeit.

### Vier Passagen aus Wolfgang Lebersorgs Stamser Chronik

Pater Wolfgang Lebersorgs Chronik stellt die erste umfassende Darstellung der Stamser Klostergeschichte dar. Das Werk gewährt dem Leser einen Blick in die Stamser Vergangenheit, in das klösterliche Leben des Spätmittelalters, in den Alltag der Mönche; es versteht sich nicht als Tiroler Landesgeschichte, bezieht diese jedoch im notwendigen Ausmaß in die Darstellung mit ein.

Die Chronik basiert weitgehend auf Originalquellen, wobei dem Verfasser deren kritische und objektive Auswertung ein großes Anliegen ist. Die Arbeit entbehrt sicherlich der tiefgehenden Analysen, der großen Längs- und Querschnitte, sie reiht streng positivistisch die einzelnen Ereignisse Jahr für Jahr aneinander. Andererseits darf sie wegen ihrer hohen Authentizität und ihrer aussagekräftigen Bebilderung zurecht den ihr zukommenden Platz in der Tiroler Geschichtsschreibung beanspruchen.

Eine Auswahl aus einem mehr als 300 Seiten umfassenden Geschichtswerk zu treffen, bedeutet immer Willkür: Die vier vorzustellenden Beispiele können selbstverständlich nie repräsentativ für die gesamte Chronik sein, sie gewähren allerdings einen ersten Einblick in diese Handschrift, ermöglichen einen ersten Kontakt mit dieser Quelle und wecken vielleicht das Interesse für eine tiefer gehende Beschäftigung mit ihr.

Die vier Belegstellen stammen aus vier ganz verschiedenen Themenbereichen: Die erste Passage beschäftigt sich mit der Vorgeschichte der Errichtung des Klosters und den ihr zugrunde liegenden Motiven bzw. Ereignissen. Die zweite Belegstelle hat mit dem Vordringen des Protestantismus und mit dem Tiroler Bauernaufstand einen religions- und sozialgeschichtlichen Hintergrund. Der dritte Text hat den verheerenden Klosterbrand des Jahres 1593 zum Inhalt, der die mittelalterliche Anlage zerstörte. Beim vierten Beleg handelt es sich um eine Episode aus dem Leben der Mönche.

### Texte und Erläuterungen

Text 1: Ein Giftmord steht am Beginn (S. 4-8)<sup>1</sup>

Cum illustrissimus dominus Fridericus secundus, Romanorum imperator, utriusque Siciliae et Hirosolimae rex, dux Sueviae etc., Manfredo, filio suo spurio ex nobili quadam Sicula nato, regna Siciliae suo nomine gubernanda tradidisset, is, cum probe perspectum haberet Germanorum regimen Italiae exosum esse, regna gubernanda ut propria posset possidere, rem crudeli parricidio est aggressus. Suffocato namque primo parente proprio 13 Decembri cum post biennium eius filius legitimus Conradus, et ipse Romanorum imperator electus, paterna regna utriusque Siciliae adiisset, eidem venenum propinari iussit, quod cum hausisset mortemque prae foribus sentiret, Conradum, qui postea ab Italis et nonnullis propter ipsius iuventutem et per despectum diminutive dictus est Conradinus, quasi Germanice Conradt sive Cuenzel, filium unicum, puerum tunc triennem, quem ex domina Elisabetha, domini Ottonis ducis Bavariae filia, susceperat, paternarum regionum et provinciarum haeredem instituit atque primariorum quorundam Bavariae tunc sibi praesentium tutelae commendavit. Manfredus vero interim pueruli imbecillitatem perpendens audacior factus totum Siciliae regnum vi et dolo occupavit. Cum autem iura feudalia eiusdem regni immediate ad sedem apostolicam pertineant, Alexander quartus tunc summus pontifex ea Manfredo, tanquam illegitimo et iniusto invasori sancti Petri patrimonii, imo et persecutori ecclesiae, impertiri noluit, et cum post multas eius dehortationes ab iniquo proposito desistendi nulla spes emendationis in Manfredo appareret, eum denique a consortio fidelium excommunicavit.

Sed cum idem pontifex cerneret se verbis nihil contra Manfredum proficere, exercitum contra illum conduxit; quod cum Manfredo innotuisset, nil cunctatus, sed cito omnem regium thesaurum ex urbe Panormitana ad se transtulit, de quo et quam celerime exercitum maximum omnis generis populorum tam fidelium quam infidelium congregavit, quo facili negotio exercitum pontificium superavit atque fugavit. Qua strage perterritus pontifex, cum nullum auxilium in propinquo nec habere nec sperare posset, ad externa subsidia confugit; et primo ad id obtinendum Edmundo, Heinrichi regis Anglie filio, feudum regni Siciliae obtulit certis quibusdam conditionibus, imo et postea sub anathemate praecepit, sed dum reges illi subsidium diutius different, Alexander papa Viterbii moritur.

Alexandro summo pontifice defuncto subrogatus est ipsi Urbanus quartus natione Gallus. Is feudale ius, quod antecessor suus Heinricho et Edmundo, regibus Angliae, obtulerit, cum ecclesiae romanae afflictatae auxilium propter intestina bella ferre non valerent, per legatum dictum ius ab eisdem repetiit atque in Carolum, comitem Andegavensem, si ipse contra Manfredum opem praestare vellet, transferre promisit, nulla habita ratione aut mentione Conradini, naturalis haeredis praedictorum regnorum. Hunc tam praedulcem bolum cum Carolus aure gustasset, eum non negligendum ratus, cito exercitum validum conscribit atque cum eo in Italiam contra Manfredum properat, sed antequam cum Manfredo congrederetur, summus pontifex Perusii moritur. Extincto ut supra dictum est Conrado imperatore Romanum imperium in periculissimum interregnum devenit, ita ut pene per 28 annos nullum certum imperatorem haberet; quo intervallo propter Germanorum principum discordiam contigit, ut nullus inveniebatur, qui causam Conradini miseri pupilli suscipere auderet.

Hoc eodem interregni tempore anno videlicet Domini 1259 Meinhardus, comes Tyrolis et Goriciae etc., cum celebri fama percepisset Elisabetham supradictam Conradi

<sup>1</sup> Die Seitenzahlen beziehen sich auf: Pater Wolfgang Lebersorgs Chronik des Klosters Stams (Stiftsarchiv Stams, Codex D 40). Edition und Übersetzung von Christoph Haidacher (=Tiroler Geschichtsquellen 42), Innsbruck 2000.

relictam viduam dictique Conradini matrem, mulierem fortem, prudentem et tam pietate quam aliis regalibus virtutibusque insignem, eius coniugium concupiscit et obtinuit celebratisque nuptiis Monachii eandem secum in Tyrolim deduxit relicto eius filio sub tutela.

Urbano summo pontifice defuncto in pontificatu successit Clemens et ipse Gallus hic primo anathema Manfredo iam dudum inflictum continuavit et confirmavit atque contra eum dictum Carolum Andegavensem, qui iam in pröcin[c]tu erat littoraque Italica attigerat cum praedicti feudi sponsione facili prece ad progressum commovit. Carolus autem cum Romam pervenisset statim a Clemente papa utriusque Siciliae rex declaratur et coronatur. Inde regnum Neapolitanum invadit, Manfredum cum suo exercitu superat ipsumque occidit et sic brevi tempore utrumque regnum occupavit.

Huius rei rumor cum iam ubique terrarum spargeretur, in Italia aliqui proceres Gibellinae factiones non parum sunt commoti et in Germania quidam principes, praesertim qui Conradino consanguinitate et affinitate erant coniuncti, non tam pro eius causa quam pro Germanici nominis gloria convenerunt (indignum etenim rati Germanos a Gallis ab Italiae regnis detrueri) atque exercitum ultro 10000 Germanorum congregarunt, cui Conradinus adolescens, vix 18 annorum, est praefectus, qui Italiam quanto citius ingressus auctoque a Gibellinis italicis exercitu plurima loca facile occupavit, insuper et Caroli marescallum cum ingenti exercitu faeliciter devicit.

Hoc faelici Conradini successu Clemens, summus pontifex, non modice turbatus eum primo, ut ab incepto desisteret, monuit, admonitum postea, ne ecclesiae patrimonium hostiliter attingeret, publicato in ipsum et omnes auxiliares eius anathemate detertere curavit. Sed victor neutrum curavit et caeptum iter proseguens Carolo hosti obviam procedit. Verum fortuna, quae hactenus ei favebat, eum in fine dereliquit, nam post congressum eius exercitus, quod 12000 viris constabat, fusus et deletus est; et ipse quidem Conradinus fuga sibi consuluit, sed paulo post agnitus, captus Neapolimque deductus atque ibidem per annum (ut quidam tradunt) in carcere detentus, tandem sequenti anno 26 Octobris die una cum Friderico, duce Austriae, suo in prosperis et adversis collega, publice decollatus est.

Huius tam miserae stragis principumque tam illustrium captio et detentio cum fama ubique percrebuisset, nullus tamen nec in Italia neque in Germania principum inveniebatur, qui vindicaret aut adolescentes principes vi aut armis aut alio quovis modo, si non in regnum restituere, saltem in pristinam libertatem vindicare auderet. Domina Elisabetha igitur, saepedicti Conradini mater et uxor Meinhardi, comitis Tyrolis etc., mulier vere fortis materno amore teneritudinem faemineam superante facinus audax est aggressa utpote, cum nec ipsa nec alius quisquam miseris principibus succurrere armata manu posset, hoc illa deaurata efficere tentavit atque ita instructa per longum, asperum plurimisque periculis refertum iter hostem est aggressa. Sic enim de ea Abraham Bzovius ad annum 1269 § 4, qui tamen eam ibi, nescio quo authore deceptus, Margaretham nominat.

Per haec tempora venit Neapolim Margaretha (Elisabetha), mater Conradini, multo auro onusta, si forte posset redimere filium, quem adhuc vivere existimabat. Reperit tamen casum, et cum aliud in defunctum maternae pietatis officium praestare neque in loco caedis negante id Carolo tumulum erigere potuisset, istum unicum impetravit, ut in alium locum cadaver occisi transferret indidemque oratorium aedificaret ac reditibus divitaret etc.

Haec suprascripta idcirco aliquantulum altius repetenda censui, quae licet non admodum congrua et ad historiam praesentem pertinere videantur, poterit tamen lector ex iisdem causam primam et praecipuam constructionis monasterii Stams clarius cognoscere. Nam cum dicta domina Elisabetha, certe una de numero prudentum,

Carolus regem Neapolitanum etc. tam inhumanum erga se perspiceret, ut ne corpori quidem defuncti filii condignum honorem, ut ipsa optaverat, impendere valeret, indignum rata, plures ibidem et in terra hostili pro eius corpore facere expensas; relicto corpore quamvis non sine gravi cordis dolore, reliquum lytri in salutem animae ipsius convertit, et ut Deus, aequissimus iudex, huius adolescentis misereretur, delictorumque iuventutis suae et ignorantiarum oblivisceretur, in eius honorem monasterium aliquod construendum vovisse dicitur, in quo fratres diu noctuque in Dei laudibus existentes, non solum pro anima illius, sed et cunctae familiae suae, imo totius mundi delictis Deum placare studerent.

Cum autem domina Elisabetha domum ad suos reversa fuisset, hoc suum votum, quod in Italia emiserat, in patria complere studuit. Nam cum omnem rem voluntatemque eius Meinhardo, marito suo, indicasset, is non modo eam approbavit, sed et colaudavit atque opem suam (quod et postmodum egregie praestitit) promisit.

**Erläuterung:** Nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. (1250) versuchte dessen Sohn König Konrad IV. die staufische Herrschaft über Italien aufrecht zu erhalten; sein Halbbruder Manfred, ein unehelicher Sohn Friedrichs II., unterstützte ihn dabei. Nach Konrads Tod (1254) gelang es Manfred (gegen päpstlichen Widerstand) sich 1258 in Palermo zum König von Sizilien krönen zu lassen. Dass er Konrad durch einen Gifttrank ermordet habe, geht auf einen zeitgenössischen Chronisten zurück; Wolfgang Lebersorg übernahm diesen Irrtum in sein Werk.

Manfred gelang es in den folgenden Jahren die staufische Position in Italien auszubauen, weshalb der Papst Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs, zu Hilfe rief; diesem gelang es Manfred in der Schlacht von Benevent (1266) zu besiegen und zu töten.

Zwei Jahre später brach Konradin, der Sohn Konrads IV., nach Süden auf, um das väterliche Erbe zurückzuerobern. Er unterlag jedoch 1268 Karl von Anjou in der Schlacht von Tagliacozzo, wurde gefangen genommen und in Neapel öffentlich enthauptet.

Seine Mutter Elisabeth, die inzwischen Graf Meinhard II. von Tirol geheiratet hatte, gelobte angesichts dieses Schicksalsschlages die Gründung eines Klosters zur Erinnerung an ihren Sohn Konradin; so zumindest weiß der Stamser Chronist Wolfgang Lebersorg zu berichten.

Tatsächlich findet sich in keiner Aufzeichnung vor Lebersorg irgendein Hinweis auf eine Erinnerungsstätte für Konradin. Vielmehr wurde Meinhard II., der Schöpfer des Landes Tirol, vom Gedanken geleitet, für seine Dynastie ein eigenes Hauskloster, eine eigene Grablege zu errichten, so wie es sich für ein Geschlecht seines Ranges ziemte. Die alte Grablege der Görzer im Kloster Rosazzo war ja infolge der Teilung von 1271 an seinen Bruder Albert gefallen und die alten Grafen von Tirol hatten erstaunlicherweise kein eigenes Hauskloster besessen, sondern ihre Toten auf Schloss Tirol bestattet.

All diese dynastischen Überlegungen dürften Meinhard II. 1273 dazu bewogen haben, in Stams mit erheblichem finanziellem Aufwand ein Zisterzienserkloster samt Grablege zu errichten. Wenn überhaupt, so hat die Erinnerung an Konradin nur am Rande eine Rolle gespielt; erst Wolfgang Lebersorg machte aus Stams ein „staufisches“ Kloster.

## Text 2: Martin Luther und Michael Gaismair (S. 464-466)

Incidit autem initium administrationis domini Pelagii in teterrima tempora, nam cum iam pridem haeresis Lutherana universam Germaniam peragrasset, de eadem non modicae scintillae in alpes Tyrolenses deciderunt, quae sicut et alibi ita et hic populum vulgarem clerum contemnere monasteria dotesque sacerdotum et parochorum spoliare, decimas retinere, officia divina negligere etc. docuerunt, quod et nostri rusti-

rustici et quidam oppidani fossoribusque metallarum in Schwaz, Gossenßaß und Schneberg egregie praestiterunt ubique et nostrorum vicariorum dotes spoliarunt decimasque in futurum dare omnino negarunt.

Quod vero ad monasterium attinet nostrum praeter decimas per biennium negatas ab omnibus nostris tam feudatariis quam aliis quibuscunque debitoribus census plerique retenti sunt insuper et a circumiacentibus rusticis ablata animalia et alia victualia sunt; puto quod tunc thesaurus ecclesiasticus et alia praetiosiora forte sublata fuerint, nam non tunc multa depraedata invenio, nisi quod dominus Pelagius tunc administrator in quadam supplicatione ad archiducem Ferdinandum de quibusdam ablatiis litteris ipsi est conquaestus.

Ut autem particularis monasterii status acuratus intelligatur libet obiter communem totius provinciae statum breviter attingere. Cum enim Lutherana haeresis iam fere universam Germaniam pervagata fuisset, quae sub praetextu evangelicae libertatis omnibus vitiis ianuam aperuit, inde tam clerici quam monastici ordines, qui contra omnia vitia non tantum pro se, sed etiam pro aliis latrare et pugnare tenerentur, iam ante a communi plebe exosi erant, accidit plebi haec res gratissima, ut occasionem habere possent ad diripienda tam clericorum quam monasteriorum bona; quibus se maxime in partibus Athesinis coryphaeum se exhibuit Michael Gayßmayr, qui praeter ceteras domos canonicas sive parochiales etiam domum nostram sive dotem in Mays cum sua turba nemine resistere volente vel valente non solum expotavit, sed et fenestras, fornaces, parietes et alia quaedam aedificia petulanter fregit et dissipavit.

**Erläuterung:** Nach Maximilians Tod (1519) herrschte in Tirol eine Stimmung der Unzufriedenheit und des Unmuts; der Kaiser hatte einen gewaltigen Schuldenberg hinterlassen, der nun vom Generalschatzmeister Gabriel Salamanca gnadenlos auf dem Rücken der Bevölkerung abgetragen wurde. In solch einer angespannten Situation fiel die von Martin Luther propagierte neue Lehre auf fruchtbaren Boden. Vor allem die Städte und die Bergknappen wurden von den neuen Ideen angezogen, während die Bevölkerung auf dem Lande mehr dem Wiedertäuferturn anhing.

Zur gleichen Zeit erfasste den Bauernstand der Funke der Erhebung, die im deutschen Südwesten ihren Ausgang genommen hatte. Wiewohl die Lage der ländlichen Bevölkerung in Tirol insgesamt nicht schlecht war, hatte sich dennoch in den geistlichen Territorien und kirchlichen Grundherrschaften, in denen die rechtliche Stellung der Bauern um einiges schlechter als unter dem Landesfürsten war, einiges an Missmut und Unzufriedenheit aufgestaut. Zusammen mit der die traditionellen kirchlichen Institutionen in Frage stellenden reformatorischen Lehre entwickelte diese Erhebung eine enorme Sprengkraft.

Als sich im deutschen Südwesten die Bauern erhoben, taten es ihnen die Tiroler gleich. Unter Führung des in Diensten des Bischofs von Brixen stehenden Michael Gaismair plünderten sie vor allem Einrichtungen der geistlichen Grundherren. Pater Wolfgang Lebersorg schildert, wie auch Stamser Liegenschaften, vor allem jene in Mais bei Meran, dem Zorn der Bauern zum Opfer fielen.

Letztendlich gelang es dem Tiroler Landesfürsten die bäuerliche Erhebung des Jahres 1525 weitgehend im Wege von Verhandlungen und unter Gewährung einiger Zugeständnisse beizulegen. Die zum Teil sehr revolutionären Ideen Michael Gaismairs setzten sich nicht durch. Der Anführer der Tiroler Bauern musste nach Venedig fliehen und fiel schließlich 1532 einem Mordanschlag zum Opfer.

Der Protestantismus, der anfänglich bei Teilen der Tiroler Bevölkerung Eingang gefunden hatte, erlitt mit der Niederschlagung der Gaismair'schen Erhebung einen schweren Rück-

schlag. Hingegen fand in den folgenden Jahren das Wiedertäuferium zahlreiche Anhänger in Tirol, die jedoch von der Obrigkeit blutig verfolgt wurden.

Wolfgang Lebersorgs Schilderung dieser stürmischen Jahre illustriert sehr deutlich die aus seiner Sicht verständliche, ganz der Gegenreformation verhaftete Ablehnung der lutherischen „Irrlehre“ und der mit ihr einhergehenden bäuerlichen Unruhen in Tirol, unter denen auch das Kloster Stams zu leiden hatte.

### Text 3: Das Kloster Stams wird ein Raub der Flammen (S. 582-586)

Anno Domini 1593 die tertia Februarii circa horam noctis secundam intonuit terremotus ingens per totam Germaniam, qualis (ut a quibusdam senibus percepi) ab hominum memoria auditus non fuerit, prognosticon utique et paraenesis belli turcici, qui iam in Croatia erat inchoatum, postmodum in Hungaria per annos 30 continuatum, ubi saepenumero et vario Marte cum maiori tamen Christianorum damno fuit pugnatum. Eodem anno quinto die Maii cum c[u]iusdam coloni servus decernina sive purga-

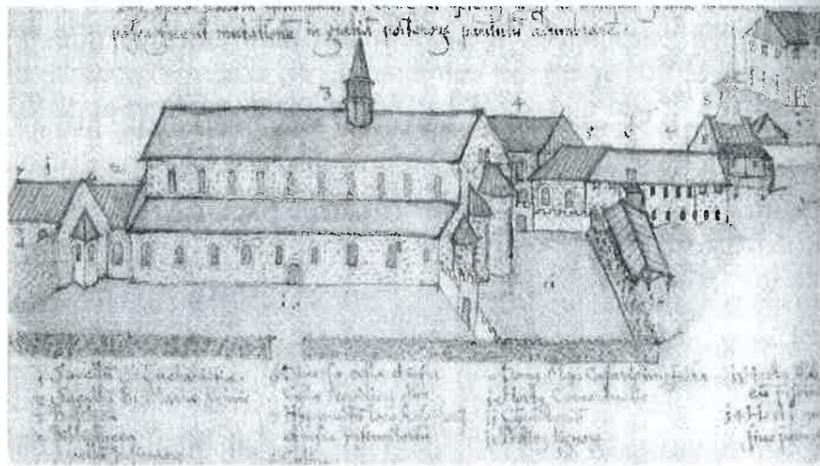


Abb. aus der Lebersorg-Chronik: Zustand der Kirchenanlage um 1600

menta hortuli prope murum caemiterii ecclesiae sancti Iohannis combussisset, nemine advertente ventus scintillulas quasdam ex eo igne in tectum ecclesiae sustulit, quod quia antiquum et mucidum erat, facile appraehendit, scandulisque quibusdam perustis ignis intus priusquam foras erumperet latius vagabatur, quae causa fuit, ut minus mature ei succurri potuerit. Eo autem iam erumpente tectoque flagrante, flammae eius mox et turris ligna appraehendunt, quo, quia aqua propter scalas plerasque laceras ea celeritate, qua opus erat, deferri non poterat sed neque per funes ad sufficientiam sursum trahi (ut tentatum fuit), ignis utrobique praevaluit. Laborabatur quidem a populo concurrente egregie pro restrictione incendii, saltem ne ultra diffunderetur, quia de ecclesiae tecto et turri iam actum erat. Combusto igitur ecclesiae tecto, contignationes interiores turris adhuc valide flagrabant usque ad horam pene septimam, qua tectum sine cacumen ipsius turris totaliter ardens in caemiterium decidit, stella autem deaurata, quae in summitate turris erat, per aerem in hortum caemiterio contiguum devolutum fuit. Contignationes autem et alia ligna turris adhuc in incendio permanserunt, atque ita ut spes quibusdam esset, quod ignis ultra se non diffusurus esset. Veruntamen cum incendium hoc iugiter duraret, circa decimam noctis horam quatuor acuminata et murata turris cacumina nimio calore resoluta simul

omnia ruunt, unum ad orientem, alterum ad meridiem, tertium ad occidentem, quartum in ipsam turrim, quod, si hoc ut alia tria extra turrim versus aquilonem cecidisset, fornem ecclesiae utique perfregisset atque in ea magnam hominum stragem edidisset, multi enim adhuc in restringendo igne, ne in ecclesiam penetraret, laborabant. Eo autem cacumine in turrim delapso fornix sacrarii ab eodem obrutus est, nemine tamen laeso. Verum cum lapides dicti cacuminis reliqua ligna, quae adhuc in flammis durabant, perfregissent vento valico accedente, tanto multitudo prunarum et scintillarum sese inde simul undique in circumiacentia tecta diffudit, ut impossibile esset eas ubique extinguere, eo quod tecta tam domorum quam horreorum pleraque instar ecclesiarum essent acuminata, et aqua ad horum vertices pro necessitate minus celeriter et commode potuerit deferri, et sic igne praevalente omnia circumquaque (praeter domunculum unum et officinam carpentarii, quae monasterii aedificiis propiora erant et, ne ignis in ea serperet, diruta fuerunt) in cinerem sunt redacta.

Durabat hoc incendium ab hora decima usque ad horam secundam sequentis diei dubitantibus quibusdam, an ultra ignis sit irrupturus, plures tamen de monasterio actum esse affirmabant, unde et fratres, famuli et alii laici relicto foras incendio ad monasterium currebant indeque suppellectilem sacrarii praecipue et alia, et quae, qui-

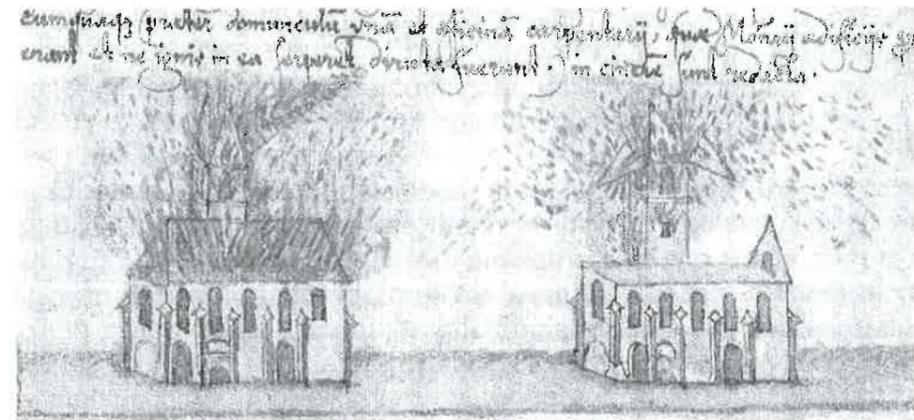


Abb. aus der Lebersorg-Chronik: der Brand

libet in hoc terrore rapere poterat, in hospitium detulerunt. Et quis tunc de totali monasterii iactura ultra dubitare poterat, iam enim scintilla quaedam in turrim basilicae a vento agitata scandulas quasdam in ea incenderat, sed quorundam industria et celeritate mature ibidem ignis extinctus fuit. Reverendus autem dominus abbas interea plenus tristitia et prae maerore consilii inops ab amicis et aliis quibusdam subinde adventantibus consolabatur, sed evidens incendium paulatim crescens, consolationem admittere non poterat. Laborabatur equidem pro extinctione aut saltem pro restrictione ignis tam a nostris subditis tam ab aliis ex vicinioribus pagis adventantibus egregie (et ut alacriores sese in hoc labore exhiberent, aliquot urnae vini eis delatae fuerunt) sed vere inaniter, nisi Deus ipse circum horam secundam et vento imperasset et pluviam voluntariam segregasset, qua reliqua adhuc madefacta volitantes scintillas tam facile concipere non potuerint. Et sic circa horam tertiam ignis in tantum occubuit, ut fratres eadem hora divinas laudes pro consuetudine temporis et debito secure persolvere poterant.

Periere in hoc incendio tectum ipsius ecclesiae, turris et tres campanae, sed exiguae, quae vel vi caloris liquefactae, vel ruina cacuminis comminutae fuerunt. De altaribus ipsius ecclesiae, quae et tunc destructa fuerunt, vide supra fol. 59. Aedificia, quae supra ecclesiam extiterunt usque ad portam monasterii, aut combusta aut destructa



fuerunt, eo quod impetus venti in illas partes magis seviebant, quod et causa extitit, ut inferiora aedificia omnino intacta remanserint. Conciones et alia divina officia populus interim in ecclesia monasterii audiebat ante clausuram chori.

Biduo post hoc incendium ad monasterium venit reverendissimus dominus Petrus, episcopus Curiensis, qui iam ante ab abbatibus domino Nicolao Stambsensenti et domino Iohanne Saurwein Wilthinensi exoratus et vocatus fuerat pro benedictione abbatiali. Hic mox sequenti die (quoad dominum abbatem Wilthinensem ex concessione reverendissimi domini Andreae, sanctae r(omanae) ecclesiae cardinalis et episcopi Brixinensis) ex nostris fratribus ordinavit tres subdiaconos, duos e nostris et fratrem Marcum de Wilthina (postea ibidem abbatem) diaconos et duos sacerdotes. Altero vero die, quae fuit dies Dominica, in magna populi frequentia consecravit pontificali-busque ornavit dictos duos reverendos dominos abbates.

Hoc perpesso incendii damno dominus abbas Nicolaus probe sciens in monasterii facultatibus non esse tale reparare damnum, archiducem ipsum accessit oblatoque supplici libello illius auxilium imploravit. Ad quod princeps, ut benevolum animum erga monasterium opere ostenderet, tunc abbati pecuniam venatoriam, quae quotannis ad 196 florenos se extendet ad sexennium indulsit, insuper et cupri octo centipondia pro refundendis campanis donavit. Ad has etiam reparandas et amplificandas dominus Nicolaus praeter reliquias, quae ex congerie lapidum eruebantur et ultra sex centipondia aestimatae erant, etiam aliquot antiquas lebetes tradidit et sic istae novae campanae multo ampliores effecta, ita ut harum trium maior 14 centipondia, minor septem, minimae sesqui centipondia excedat. Magistro vero fusorio pro quolibet centipondio quinque floreni sunt dati. Addita tamen fuere tam ipsi quam servo eius honoraria non spernenda.

Quod vero ad reparationem ecclesiae et aliorum aedificiorum attinet, quamvis praeter iam dictum principis subsidium, viciniore nostri egregiam operam praestiterint (mandato tamen, ut reor, ipsius principis), maxime in vecturis lignorum et aliorum necessariorum, sumptus tamen mechanicorum et aliorum operariorum abbas praestitit. Sed quia ad tantum onus pecunia sufficiens non aderat, abbati necessum fuit, ut illos residuos mille florenos, qui monasterio pro traditis olim ab abbate Pelagio argenteis vasis debebantur, pro quibus et hactenus annuatim monasterium primo quidem ex salina in Hall, deinde ex communi aerario ordinum Tyrolensium census 50 florenorum percipiebat, avocare debuerat.

Restaurata sunt autem omnia et praecipue, quae magis necessaria videbantur, atque meliori forma, quam antea erant. Quare et antiquum fratrum dormitorium cum supposito ovili aliaque quadam vilia praetermissa fuerunt et eo loco hortus excultus est. Impensi sunt in constructionem horum novorum aedificiorum praeter aliena auxilia, propria victualia, ligna et alia necessaria, quae e monasterii proprietate haberi poterant, in sola et mera pecunia ultra 1300 floreni.

**Erläuterung:** Das 1273 von Graf Meinhard II. ins Leben gerufenen Zisterzienserkloster Stams war nach rund zehnjähriger Bauzeit am 5. November 1284 in Anwesenheit von sieben Bischöfen geweiht worden. Über das Aussehen dieser romanischen Anlage, die ein hervorragendes Zeugnis spätmittelalterlicher Zisterzienserarchitektur darstellt, gibt uns der umfangreiche Bildschmuck der Lebersorg Chronik erschöpfend Auskunft. Auch wenn in der Folgezeit im Klosterareal einige gotische Bauten entstanden, so blieb doch die romanische Grundkonzeption von Stams im Wesentlichen bis zu jenem schrecklichen Brand des Jahres 1593 erhalten.

Dieses Feuer zerstörte den Dachstuhl der Kirche, den Dachreiter sowie Teile der Wohntrakte und Wirtschaftsgebäude; die Mauern und die Flachdecke der dreischiffigen romanischen Ba-

silika blieben von den Flammen verschont. Die größten Schäden wurden alsbald durch Abt Nikolaus beseitigt. Das heutige barocke Aussehen verdankt das Stift den Umbauten des 17. und 18. Jahrhunderts, die nach Plänen der berühmten Tiroler Baumeisterfamilie Gumppe erfolgten.

#### Text 4: Die fischenden Mönche (S. 572)

Vigebat adhuc hoc tempore consuetudo certe non laudanda, ut fratres absque habitu regulari solis lineis vestibus induti in Oeno et aliis sibi propinquis rivis et paludibus piscationi licet pro recreatione incumberent. Contigit igitur hoc anno, ut, cum huiusmodi piscationi fratres operam darent, ut unus fratrum in palude lutosa iuxta Oenum pedibus haereret et iam mergi inciperet, alius ipsi succurrere volens, ab ipso apprehensus ambo sint suffocati. Caeteri vero fratres cum eos videre non possent vadoque tam lutoso se credere nolentes, relictis illis domum tristes redierunt. Isti vero duo fratres paulo post a piscatoribus et aliis monasterii famulis inventi et ad monasterium delati ibique in hippocausto portarii habitu regulari reinduti permanserunt ea nocte; altera vero die uno feretro conclusi a conventu cum precibus consuetis ad ecclesiam, deinde officio peracto ad caemiterium portati unoque tumulo ambo sunt sepulti.

#### Information der LF-Redaktion:

Die Lebersorg-Chronik ist in folgender Ausgabe erhältlich:

**Pater Wolfgang Lebersorgs Chronik des Klosters Stams** (Stiftsarchiv Stams, Codex D 40). Edition und Übersetzung von Christoph Haidacher (=Tiroler Geschichtsquellen 42), Innsbruck 2000, 692 Seiten, 187 Abbildungen, ISBN 3-901464-11-5, € 35,97

Bestelladresse:

**TIROLER LANDESARCHIV**  
 Michael-Gaismair-Straße 1  
 6020 Innsbruck  
 Tel.: 0512-508-3500  
 Fax.: 0512-508-3505  
[landesarchiv@tirol.gv.at](mailto:landesarchiv@tirol.gv.at)  
[www.tirol.gv.at/landesarchiv](http://www.tirol.gv.at/landesarchiv)



## Übersetzungen

### Text 1: Ein Giftmord steht am Beginn

Nachdem der durchlauchtigste römische Kaiser Friedrich II., König beider Sizilien und von Jerusalem, Herzog von Schwaben etc., seinem unehelichen Sohn Manfred, dessen Mutter eine adelige Sizilianerin war, die sizilischen Königreiche übergeben hatte, damit er sie in seinem Namen regiere, beging dieser, als er erkannt hatte, wie verhasst die deutsche Herrschaft in Italien war, einen grausamen Verwandtenmord, um die von ihm verwalteten Königreiche selbst besitzen zu können. Nachdem zuvor sein eigener Vater am 13. Dezember gestorben war, ließ er, als zwei Jahre später dessen Sohn Konrad, ebenfalls erwählter römischer Kaiser, in die väterlichen Königreiche beider Sizilien gekommen war, diesem einen Gifttrank reichen. Der aber setzte, als er das Gift getrunken hatte und den Tod nahen fühlte, seinen einzigen Sohn Konrad, der später von italischen und anderen Chronisten wegen seiner Jugend und herabsetzend in der Verkleinerungsform Konradin, auf deutsch Conradt oder Cuenzel genannt wurde, einen damals dreijährigen Knaben, den ihm Elisabeth, die Tochter Herzog Ottos von Bayern geboren hatte, als Erben der väterlichen Reiche und Länder ein und vertraute ihn dem Schutz von damals gerade anwesenden Adligen aus Bayern an.

Manfred aber, sich der Schwäche des Knaben bewusst und durch sie ermutigt, besetzte inzwischen mit Gewalt und List das ganze Königreich Sizilien. Da aber die Lehenrechte dieses Königreichs unmittelbar beim hl. Stuhl lagen, wollte der damalige Papst Alexander IV. diese nicht an Manfred, einem unrechtmäßigen Eindringling in das Patrimonium Petri und geradezu einem Verfolger der Kirche, übertragen. Und als trotz vieler Ermahnungen von diesem unrechtmäßigen Vorhaben abzulassen, bei Manfred keine Hoffnung auf Besserung zu erkennen war, schloss ihn der Papst schließlich aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus.

Als aber der Papst erkannte, dass er mit Worten nichts gegen Manfred ausrichten könne, führte er ein Heer gegen ihn. Nachdem Manfred davon erfahren hatte, zögerte er nicht, sondern brachte rasch den gesamten königlichen Schatz aus der Stadt Palermo an sich, mit dessen Hilfe er rasch ein sehr großes Heer aller Völker, Christen wie Nichtchristen, aufstellte, mit dem er sehr leicht das päpstliche Heer besiegte und in die Flucht schlug. Erschreckt durch diese Niederlage und ohne Hoffnung auf irgendeine nahende Hilfe wandte sich der Papst um auswärtige Unterstützung. Um diese zu erlangen, bot er zuerst das Lehen des sizilischen Königreichs Edmund, dem Sohn König Heinrichs von England, unter bestimmten Bedingungen an; später befahl er es ihnen sogar unter Androhung des Bannfluchs. Aber während die genannten Könige ihn mit der Hilfe immer länger hielten, starb Papst Alexander in Viterbo.

Nach dem Tod Papst Alexanders wurde Urban IV., ein Franzose, gewählt. Das Lehen, das sein Vorgänger den Königen Heinrich und Edmund von England angeboten hatte, entzog er ihnen durch einen Gesandten, da sie wegen eines Kriegs im Innern der bedrängten römischen Kirche keine Hilfe bringen konnten, und versprach es Graf Karl von Anjou zu übertragen, wenn dieser ihm gegen Manfred Hilfe leisten wolle; dabei wurde mit keinem Wort Konradin, der rechtmäßige Erbe der genannten Königreiche, erwähnt. Nachdem Karl solch ein verlockendes Angebot vernommen hatte, glaubte er dieses nicht ausschlagen zu dürfen und stellte rasch ein schlagkräftiges Heer auf, mit dem er nach Italien gegen Manfred eilte; aber bevor er mit Manfred zusammentraf, verstarb der Papst in Perugia.

Nach dem oberwähnten Tod Kaiser Konrads verfiel das römisch-deutsche Reich in eine äußerst gefährliche herrscherlose Zeit, in der es durch fast 28 Jahre keinen allseits anerkannten Kaiser besaß. In diesem Zeitraum fand sich wegen der Uneinigkeit der deutschen Fürsten niemand, der es wagte, sich der Sache des armen, unmündigen Konradins anzunehmen.

Während dieses Interregnums, nämlich im Jahr des Herrn 1259, begehrte Graf Meinhard von Tirol und Görz etc., nachdem er wegen der weitverbreiteten Kunde von Elisabeth, der oberwähnten Witwe Konrads und Mutter Konradins, einer starken und klugen Frau, die sich sowohl durch ihre Frömmigkeit, als auch durch andere königliche Eigenschaften auszeichnete, vernommen hatte, ihre Hand und erhielt diese; nach der Hochzeitsfeier in München führte er sie mit sich nach Tirol, ihren Sohn ließ er bei seinem Vormund zurück.

Nach dem Tod Papst Urbans folgte diesem Clemens, gleichfalls ein Franzose, im Pontifikat nach. Dieser verlängerte und bestätigte zuerst den schon lange über Manfred verhängten Bannfluch und trieb den genannten Karl von Anjou, der bereits kampfbereit war und an der Küste Italiens gelandet war, mit der Zusage des genannten Lehens mühelos bittend zum Vormarsch gegen diesen an. Nachdem Karl Rom erreicht hatte, wurde er sofort von Papst Clemens zum König beider Sizilien proklamiert und gekrönt. Hierauf fiel er in das Königreich Neapel ein, besiegte mit seinem Heer Manfred und tötete ihn; so nahm er binnen kurzer Zeit beide Königreiche in Besitz.

Als sich die Nachricht von diesem Ereignis bereits überall im Lande verbreitete, wurden in Italien die Anhänger der ghibellinischen Partei davon stark bewegt und in Deutschland kamen etliche Fürsten, vor allem jene, die mit Konradin verwandt und verschwägert waren, nicht so sehr seiner Sache, als vielmehr des Ruhms des deutschen Namens wegen, zusammen (denn sie hielten es für schmachvoll, dass die Deutschen von den Franzosen aus den italischen Königreichen vertrieben wurden) und versammelten ein Heer von mehr als 10000 Deutschen, an dessen Spitze der junge Konradin, eben erst 18 Jahre alt, stand. Dieser drang schleunigst nach Italien ein und besetzte, verstärkt durch italienische Ghibellinen, leichter Hand mehrere Orte und besiegte darüber hinaus durch die Gunst der Stunde den Marschall Karls mit einer gewaltiger Streitmacht.

Durch diesen unter günstigen Umständen errungenen Erfolg Konradins war Papst Clemens sehr beunruhigt und ermahnte ihn zunächst von seinem Vorhaben abzulassen. Nachdem er ihn gewarnt hatte, den Kirchenstaat in feindlicher Absicht zu betreten, ließ er ihn durch die Verhängung des Bannfluchs gegen ihn und alle seine Mitstreiter abschrecken. Aber der siegreiche Konradin sorgte sich um keines von beiden, setzte den begonnenen Vormarsch fort und rückte dem Gegner Karl entgegen. Aber das Glück, das ihn bisher begünstigt hatte, verließ ihn am Schluss; denn nach dem Aufeinandertreffen wurde sein 12000 Mann starkes Heer versprengt und vernichtet; Konradin selbst wandte sich zwar zur Flucht, wurde aber wenig später erkannt, gefangengenommen und nach Neapel gebracht, dort für ein Jahr (wie berichtet wird) in den Kerker gesperrt und schließlich im folgenden Jahr am 26. Oktober zusammen mit Herzog Friedrich von Österreich, seinem Schicksalsgenossen in guten wie in schlechten Tagen, öffentlich enthauptet.

Obwohl die Kunde dieser so unglücklichen Niederlage, die Gefangennahme und Haft solch berühmter Fürsten, überall ruchbar geworden war, fand sich dennoch weder in Italien noch in Deutschland ein Herrscher, der es wagte die jungen Fürsten entweder mit Waffengewalt oder auf eine andere Weise zu befreien und diese, wenn schon nicht in die Herrschaft wiedereinzusetzen, so doch wenigstens in die frühere Freiheit zu bringen. Daher unternahm Elisabeth, die Mutter des oft erwähnten Konradin und Gemahlin Graf Meinhardts von Tirol etc., eine wahrhaft tapfere Frau, nach Überwindung der weiblichen Schwachherzigkeit durch die mütterliche Liebe, eine kühne Tat und zwar in der Weise, da weder sie selbst noch jemand anderer den unglücklichen Fürsten mit Waffengewalt zu Hilfe kommen konnte, dass sie das mit Gold zu erreichen versuchte und damit ausgerüstet ihren langen, harten und mit sehr vielen Gefahren verbundenen Weg zum Feind antrat. So nämlich berichtet über sie Abraham Bzovius zum Jahr 1269 unter § 4, der sie jedoch dort, ich weiß nicht von welchem Chronisten falsch unterrichtet, Margarethe nennt.

Um diese Zeit kam Margarethe (Elisabeth), die Mutter Konradins, mit viel Gold nach Neapel, um ihren Sohn möglicherweise freikaufen zu können, den sie noch am Leben wähnte. Sie erkannte freilich die Lage und nachdem sie ein anderes Zeichen mütterlicher Liebe für den Toten am Ort der Hinrichtung nicht leisten konnte, da Karl die Errichtung eines Grabmals verboten hatte, erreichte sie lediglich, dass der Leichnam des Getöteten an einen anderen Ort gebracht, dort deshalb eine Kirche errichtet und mit Geldmitteln ausgestattet werde etc.

Ich glaubte das Gesagte, das freilich durchaus nicht zur gegenwärtigen Geschichte zu gehören scheint, deswegen ein wenig ausführlicher wiederholen zu müssen, damit der Leser daraus den ersten und wichtigsten Grund für die Errichtung des Klosters Stams deutlicher erkennen könne. Denn als die genannte Elisabeth, sicherlich eine aus der Zahl der Klugen, erkannte, dass König Karl von Neapel etc. ihr gegenüber so unmenschlich sei, so dass sie nicht einmal dem Leichnam des getöteten Sohnes die angemessene Ehre, wie sie es selbst gewünscht hatte, zukommen lassen konnte, hielt sie es für schmachvoll, dort, im feindlichen Land zudem, für dessen Leichnam mehr Ausgaben zu tätigen; obwohl sie den Leichnam schweren Herzens zurückließ, wandte sie den Rest des Lösegeldes seinem Seelenheil zu und sie soll gelobt haben, damit sich Gott, der gerechteste Richter, dieses Jünglings erbarme und ihm die Sünden seiner Jugend und Unwissenheit vergebe, zu seiner Ehre ein Kloster zu errichten, in dem die Mönche Tag und Nacht zum Lobe Gottes leben und nicht nur für dessen Seelenheil, sondern auch für das ihrer gesamten Familie und sogar für die Sünden der ganzen Welt Gott gefällig sein sollen.

Nachdem Elisabeth nach Hause zu den Ihren zurückgekehrt war, ging sie daran ihr in Italien getätigtes Gelübde in der Heimat zu erfüllen. Nachdem sie die ganze Sache und ihren Willen ihrem Gemahl Meinhard mitgeteilt hatte, billigte er es nicht nur, sondern lobte es auch sehr und versprach seine Hilfe (was er auch bald darauf in hervorragender Weise tat).

### Text 2: Martin Luther und Michael Gaismair

Der Beginn der Verwaltung des Pelagius fiel in eine überaus schreckliche Zeit, denn nachdem die lutherische Irrlehre bereits ganz Deutschland durchzogen hatte, fielen von ihr nicht unbedeutende Funken in die Tiroler Berge, die hier wie auch anderswo das einfache Volk lehrten, den Klerus zu verachten, die Klöster und den Besitz der Priester und Pfarrer zu rauben, die Zehente zurückzubehalten, die Gottesdienste zu vernachlässigen etc., was auch unsere Bauern sowie Städter und Bergleute in Schwaz, in Gossensaß und zu Schneeberg überall ganz besonders taten, den Besitz unserer Vikare raubten und die Leistung der Zehente in Hinkunft gänzlich verweigerten.

Was aber unser Kloster betrifft, so wurden außer dem für zwei Jahre verweigerten Zehent von allen unseren Grundholden und unseren anderen Abgabepflichtigen die meisten Zinse zurückbehalten und darüber hinaus von den umliegenden Bauern die Tiere und andere Lebensmittel fortgeführt; ich glaube, dass damals vielleicht der Kirchenschatz und andere Wertgegenstände weggebracht worden sind, denn ich habe damals nicht viel über Plünderungen entdeckt, außer dass sich Pelagius damals als Administrator in einer Bittschrift bei Erzherzog Ferdinand über entwendete Urkunden beschwert hat.

Damit man aber den besonderen Zustand des Klosters genauer erkenne, möge nebenbei die allgemeine Lage im ganzen Land kurz geschildert werden. Denn nachdem sich die lutherische Irrlehre bereits über fast ganz Deutschland ausgebreitet hatte, die unter dem Vorwand der freien Verkündigung des Evangeliums allen Lastern das Tor öffnete, weshalb nicht nur die Priester, sondern auch die Mönchsorden, die verpflichtet waren gegen alle Laster nicht nur für sich, sondern auch für andere zu schimpfen und zu kämpfen, bereits vorher beim gemeinen Volk verhasst waren, ergab sich für das Volk diese höchst willkommene Gelegenheit, dass sie

die Möglichkeit zum Raub der Güter der Priester und Klöster erhielten; unter diesen tat sich in den Regionen an der Etsch als Hauptanführer Michael Gaismair hervor, der neben den übrigen kirchlichen und pfarrlichen Häusern auch unser Haus bzw. unseren Besitz zu Mais mit seiner Schar, der sich niemand entgegenstellen wollte oder konnte, nicht nur plünderte, sondern auch Fenster, Öfen, Wände und andere Baulichkeiten mutwillig zertrümmerte und zerstörte.

### Text 3: Das Kloster Stams wird ein Raub der Flammen

Im Jahr des Herrn 1593 am 3. Feber erschütterte um die zweite Nachtstunde ein gewaltiges Erdbeben ganz Deutschland, wie es (wie ich von Älteren erfuhr) seit Menschengedenken nie vernommen worden war, gleichsam als Vorzeichen und Ermahnung des Türkenkriegs, der bereits in Kroatien begonnen hatte, später in Ungarn über 30 Jahre dauerte, wo oftmals und mit unterschiedlichem Kriegsglück mit größerem Schaden freilich für die Christen gekämpft worden ist.

Im gleichen Jahr am 5. Mai, nachdem ein Bauernknecht Gartenschnitt oder Gartenabfall nahe der Friedhofsmauer der St. Johanneskirche verbrannt hatte, trug der Wind, ohne dass es jemand bemerkte, einige Funken von diesem Feuer auf das Dach der Kirche, das, weil es alt und vermoost war, das Feuer leicht erfasste; und nachdem einige Schindeln durchgebrannt waren, breitete sich das Feuer, bevor es nach außen hervorbrach, innen weiter aus, was der Grund war, dass es nicht rechtzeitig bekämpft werden konnte. Als es aber bereits hervorbrach und das Dach brannte, erfassten dessen Flammen auch bald das Holz des Turms, wodurch das Feuer, weil das Wasser wegen der vielen unbrauchbaren Leitern nicht mit der nötigen Schnelligkeit herbeigebracht noch durch Seile ausreichend aufwärts gezogen werden konnte (wie versucht wurde), in beiden Fällen die Oberhand behielt. Zwar wurde von den herbeigeströmten Menschen in hervorragender Weise an der Eindämmung des Brands gearbeitet, damit es sich nicht weiter ausbreite, da es sich bereits vom Dach der Kirche und vom Turm wegbewegte. Nachdem das Kirchendach durch das Feuer zerstört worden war, brannte das innere Gebälk des Turms sehr stark bis fast zur siebten Stunde, in der das Dach bzw. die Spitze des Turmes selbst vollkommen brennend in den Friedhof herab fiel, der vergoldete Stern jedoch, der sich auf der Turmspitze befand, stürzte durch die Luft in den dem Friedhof benachbarten Garten. Das Gebälk jedoch und die anderen Hölzer des Turms hielten bis jetzt dem Feuer stand, so dass einige die Hoffnung hatten, dass sich das Feuer darüber hinaus nicht ausbreiten werde. Als das Feuer aber beständig weiter brannte, stürzten um die zehnte Nachtstunde die vier steilen und gemauerten Dächer, durch die Hitze allzu sehr geschwächt, alle zugleich herab, eines nach Osten, das zweite nach Süden, das dritte nach Westen und das vierte in den Turm selbst; wenn dieses wie die anderen drei außerhalb des Turms nach Norden gestürzt wäre, hätte es das Gewölbe der Kirche in jedem Fall durchschlagen und in ihr den Tod von vielen Menschen hervorgerufen, denn viele bemühten sich noch weiterhin mit der Eindämmung des Feuers, damit es nicht in die Kirche eindringe. Nachdem aber das Dach in den Turm hineingefallen war, wurde das Gewölbe der Sakristei von diesem zerstört, niemand jedoch wurde verletzt. Als aber die Steine des besagten Dachs das übrige Gebälk, das bisher den Flammen standhielt, durchschlug und starker Wind hinzukam, breitete sich von dort eine solche Menge an Glut und Funken überall über die umliegenden Dächer aus, dass es unmöglich war, diese überall zu löschen, weil die meisten Dächer sowohl der Häuser als auch der Scheunen wie jene der Kirchen sehr steil waren und das notwendige Wasser zu deren Giebeln weniger schnell und zweckmäßig herangebracht werden konnte, und alles wurde durch das überhand nehmende Feuer rundherum (mit Ausnahme eines Häuschens und der Werkstätte

des Zimmermanns, die sich näher an den Gebäuden des Klosters befanden und die zerstört worden waren, damit sich das Feuer darin nicht weiterschlingte) in Asche gelegt.

Dieser Brand dauerte von der zehnten Stunde bis zur zweiten Stunde des folgenden Tages, wobei einige zweifelten, ob das Feuer vielleicht länger gewütet habe, viele jedoch versicherten, dass es vom Kloster ausgegangen sei, weshalb auch die Brüder, die Knechte und andere Laien den Brand draußen verließen und zum Kloster eilten und von dort vor allem das Inventar der Sakristei und anderes und das, was jeder in diesem Schrecken ergreifen konnte, in die Herberge trugen. Und wer konnte damals am vollständigen Verlust des Klosters länger zweifeln, denn Funken im Turm der Basilika, vom Wind entfacht, hatten bereits ihre Schindeln in Brand gesteckt, aber durch den Fleiß und die Schnelligkeit einiger wurde das Feuer dort rechtzeitig gelöscht. Der hochwürdige Abt aber, erfüllt von Trauer und aus Schmerz unfähig zu einem Entschluss, wurde indessen von Freunden und anderen gleich darauf Herbeigeeilten getröstet, aber da der Brand offenbar sich allmählich immer mehr ausdehnte, konnte ihn kein Trost erreichen. Man bemühte sich zwar sowohl von Seiten unserer Untertanen als auch anderer, aus den benachbarten Dörfern Herbeigeeilter in hervorragender Weise um das Löschen oder wenigstens die Eindämmung des Feuers (und damit sie sich bei dieser Tätigkeit eifriger erwiesen, wurden ihnen einige Yhren Wein gegeben), jedoch in der Tat ohne Erfolg, wenn nicht Gott selbst um die zweite Stunde sowohl dem Wind Einhalt geboten hätte als auch einen unerwarteten Regen geschickt hätte, durch den das noch Bestehende befeuchtet wurde und daher die umher fliegenden Funken nicht mehr so leicht aufnehmen konnte. Und so war um die dritte Stunde das Feuer soweit unter Kontrolle, dass die Brüder in derselben Stunde die göttlichen Lobpreisungen zur gewohnten Zeit und pflichtgemäß in Sicherheit beten konnten.

Zerstört wurden bei diesem Brand das Dach der Kirche, der Turm und drei Glocken, jedoch kleine, die entweder durch die Hitze schmolzen oder durch den Einsturz der Spitze zerschlagen wurden. Über die Altäre der Kirche, die damals auch zerstört worden sind, siehe oben auf Seite 59. Die Gebäude, die sich oberhalb der Kirche bis hin zur Pforte des Klosters befanden, verbrannten entweder oder wurden zerstört, weil der heftige Wind dort mehr wütete, was auch der Grund dafür war, dass die unteren Gebäude zur Gänze unversehrt blieben. Messen und andere Gottesdienste hörte das Volk inzwischen in der Klosterkirche vor der Chorschranke.

Zwei Tage nach diesem Brand kam der hochwürdigste Bischof Peter von Chur zum Kloster, der bereits früher wegen der Abtweihe von den Äbten Nikolaus von Stams und Johannes Saurwein von Wilten erbeten und herbeigerufen worden war. Dieser weihte gleich darauf am folgenden Tag (hinsichtlich des Abts von Wilten mit Erlaubnis des hochwürdigsten Andreas, Kardinal der hl. römischen Kirche und Bischof von Brixen) drei von unseren Brüdern zu Subdiakonen, zwei der unseren sowie Bruder Markus von Wilten (der später dort Abt wurde) zu Diakonen und zwei zu Priestern. Am zweiten Tag aber, es war der Sonntag, weihte er in Anwesenheit einer großen Menschenmenge die beiden genannten hochwürdigsten Äbte und stattete sie mit den bischöflichen Insignien aus.

Nach diesem erlittenen Feuerschaden erkannte Abt Nikolaus wohl, dass es außerhalb der Möglichkeiten des Klosters lag, diesen Schaden wieder herzustellen, und er wandte sich an den Erzherzog selbst, übergab ihm eine Bittschrift und erflehte dessen Hilfe. Daraufhin erließ der Landesfürst, um sein Wohlwollen gegenüber dem Kloster mit einer Tat zu zeigen, dem Abt damals die Jagdabgabe, die sich jährlich auf 196 Gulden belief, auf sechs Jahre, darüber hinaus schenkte er ihm auch acht Zentner Kupfer für den Guss der Glocken. Um diese wieder herzustellen und zu vergrößern, gab Abt Nikolaus außer den Überresten, die aus den Steinmassen ausgegraben wurden und auf mehr als sechs Zentner geschätzt wurden, auch einige alte Kessel her und so wurden diese neuen Glocken um vieles größer gegossen, so dass von diesen dreien die größere 14 Zentner, die kleinere 7 Zentner und die kleinste 1½ Zentner übertraf. Dem Glockengießer aber wurden für jeden Zentner 5 Gulden gegeben. Hinzu gegeben

wurden jedoch nicht gering zu schätzende Ehrengeschenke sowohl für ihn als auch für seinen Gehilfen.

Was aber die Wiederherstellung der Kirche und der anderen Gebäude betrifft: Obwohl außer der bereits erwähnten Hilfe des Landesfürsten unsere Nachbarn eine hervorragende Arbeit leisteten (jedoch aufgrund der Anordnung des Landesfürsten, wie ich glaube), insbesondere beim Transport des Holzes und anderer notwendiger Dinge, bezahlte die Kosten für die Handwerker und die anderen Arbeiter dennoch der Abt. Weil jedoch für eine so große finanzielle Belastung nicht ausreichend Geld vorhanden war, musste der Abt jene restlichen 1000 Gulden hernehmen, die dem Kloster für die einst von Abt Pelagius abgelieferten Silbergefäße geschuldet worden waren, wofür das Kloster bis dahin auch zuerst aus der Haller Saline, später aus der gemeinschaftlichen Kasse der Tiroler Landstände einen jährlichen Zins von 50 Gulden erhalten hatte.

Aber alles wurde wiederhergestellt und vor allem das, was am notwendigsten erschien, und zwar in einem besseren Zustand, als es früher war. Deshalb wurden auch der alte Schlafsaal der Brüder mit dem darunter liegenden Schafstall und anderes Wertloses weggelassen und an deren Stelle ein Garten angelegt. Für die Errichtung dieser neuen Gebäude wurden außer der fremden Hilfe, den eigenen Lebensmitteln, dem Holz und anderem Notwendigen, die aus dem Besitz des Klosters bereitgestellt werden konnten, allein an Bargeld über 1300 Gulden aufgewendet.

#### Text 4: Die fischenden Mönche

Zu dieser Zeit herrschte der sicherlich nicht lobenswerte Brauch, dass die Brüder ohne die gewohnte Kutte nur mit Leinenkleidern am Inn und anderen in der Nähe liegenden Bächen und Teichen freilich zur Erholung der Fischerei nachgingen. Folglich passierte es in diesem Jahr, als sich die Brüder solcher Art dem Fischen hingaben, dass einer der Brüder in einem morastigen Pfuhl nahe des Inns mit den Füßen stecken blieb und bereits zu versinken begann, ein anderer, als er diesem zu Hilfe eilen wollte, von ihm ergriffen wurde und beide ertranken. Die übrigen Brüder aber, da sie diese nicht sehen konnten und sich nicht in eine so morastige Untiefe begeben wollten, ließen jene zurück und kehrten betrübt nach Hause zurück. Die beiden Brüder aber wurden wenig später von Fischern und anderen Knechten des Klosters gefunden, zum Kloster gebracht und verblieben dort für diese Nacht im beheizten Raum des Pförtners, nachdem sie mit der gewohnten Kutte bekleidet worden waren. Am anderen Tag jedoch wurden sie in eine Bahre gelegt und vom Konvent unter den üblichen Gebeten zur Kirche und nach der Totenmesse zum Friedhof gebracht, wo beide in einem Grab bestattet worden sind.

## **Ethnogenese, Gens, Regnum. Die historische Ethnographie**

*Roland Steinacher*

### **Einleitung**

Die historische Forschung der letzten 20 Jahre hat erfolgreich den ‚Mythos von Volkstum und Rasse‘ widerlegt und neue Modelle entwickelt. Es ist müßig zu betonen, wieviel Unheil die biologistischen Denkmodelle der Welt gebracht haben. Völker werden heute nicht mehr als biologische, sondern als historische Phänomene beschrieben, als Prozess, nicht als (naturgebener) Zustand. Schon der deutsche Soziologe Max Weber stellte Anfang des vorigen Jahrhunderts fest, nicht die Abstammung, sondern der Glaube an diese, sei entscheidend für den Zusammenhalt eines Volkes. Besonders in der in Wien weltweit anerkannt betriebenen Frühmittelalterforschung konnten diese Thesen mit Erfolg gegen die Bilder von der Wanderung fertiger ‚Völker‘ gesetzt werden.

Entsprechende Quellentexte (siehe Kopiervorlagen im Anhang) könnten im Lateinunterricht gelesen und diskutiert werden, um die vielfach noch verbreiteten obsoleten Vorstellungen von „den“ so genannten „Völkern“ und „der Völkerwanderung“ zu revidieren. Dies stellt eine hervorragende Gelegenheit dar, politischer Bildung im Lateinunterricht Raum zu geben.

### **Römische Ethnographie und die Konfrontation des Mittelmeerraums mit den, Barbaren‘**

Die Völkerwanderung ist in vieler Hinsicht nur aus römischer Perspektive zu betrachten und diese römische Brille lässt sich nicht abnehmen. Dem einen *populus Romanus* stand in der Sicht der beherrschenden Macht am Mittelmeer eine Vielzahl von *gentes* gegenüber. Ethnizität war der Antike keine Kategorie, wie man es als moderner Mensch selbstverständlich erwarten würde. Patrick Geary definiert anhand der Terminologie der antiken Quellen zwei Modelle eines ‚Volkes‘: *people by descent* (z. B. Goten, Vandalen) und *people by constitution* (die römischen Bürger). Diese Zweiteilung entspricht der Dualität von *gens* und *populus*.<sup>1</sup> Der Norden Europas wurde von Jordanes als *vagina gentium* bezeichnet.<sup>2</sup> Die Barbaren dort haben unbändige Kräfte und sind sehr fruchtbar. Durch die Kälte des Nordens können sie ihre Kräfte sparen und vermehren sich in unvorstellbaren Ausmaßen. Die Fähigkeit zur Kultur, zur Errichtung von Städten und der Zivilisation überhaupt wurde den Barbaren abgesprochen. Die barbarische Welt sah der gebildete Römer als unveränderbares, geschichtsloses Chaos. Roms Aufgabe wurde darin gesehen, die aus der *vagina gentium* in großer Zahl strömenden Wilden zu zähmen. Dazu aber musste man ihre Namen kennen. Synesius von Kyrene berichtete seinem Kaiser Arcadius, es gebe überhaupt keine neuen Barbaren nördlich des Schwarzen Meeres. Nur erfinden sie listig ständig neue Namen, um die Römer zu täuschen und ihnen Angst einzujagen.<sup>3</sup> Ethnographische Sammelnamen wie Germanen, Kelten, Skythen beschrieben eher einen ökologischen Raum als eine Lebensweise. Franken und Alamannen bezeichnete man nicht selten wie vor der Anwendung des Germanenbegriffs durch Caesar auf die rechts-

<sup>1</sup> Geary 2002, 7.

<sup>2</sup> Jordanes, *Getica*, 25.

<sup>3</sup> Synesius, *Oratio de regno ad Arcadium imperatorem*, 15.

rheinischen Völkerschaften als Kelten, Vandalen, Goten und Hunnen galten gleichermaßen als Skythen. Ein Jahrtausend der antiken Ethnographie hatte Methoden und Wissen gebracht, dessen man sich in der Spätantike bedienen konnte, um das Geschehen zu kategorisieren. Gebildete Heiden wie Ammianus Marcellinus Ende des 4. Jahrhunderts und Zosimos Mitte des 5. Jahrhunderts, der Augustinusschüler Orosius und gut informierte byzantinische Beamte wie Priskos (Mitte 5. Jahrhundert) und Prokop (Mitte 6. Jahrhundert) machten sich dieses Vorwissen zu eigen und schrieben die wichtigsten Quellen, die uns heute zur Verfügung stehen, um die ethnischen Prozesse der Spätantike zu begreifen. Erst später begannen bereits romanisierte und gebildete Autoren barbarischer Herkunft die Geschichte der neuen *gentes* zu schreiben. Immer waren sie dabei auf eine Einordnung in die *historia Romana* bedacht, von Jordanes um 550 bis Paulus Diaconus um 790. Doch dazu weiter unten.

### Völker?

Was ist aber nun ein Volk und was meinten die spätantiken und frühmittelalterlichen Autoren damit? Ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts wäre schnell mit einer Antwort bei der Hand gewesen: Ein Volk sei wohl eine Gruppe von Menschen mit gemeinsamer Abstammung, Sprache und Kultur, erkennbar an Tracht und Bewaffnung, weiters verbunden durch Recht und Tradition. Fast genau so sah Isidor von Sevilla im 7. Jahrhundert Völker und leitete sie nach biblischem Vorbild allesamt von den Söhnen Noahs her. Sein Modell bekam eine immense Deutungsmacht: Im Laufe der Formierung des polnischen Königsreichs im Hochmittelalter bediente man sich solcher Konstruktionen ebenso, wie zur Rechtfertigung eines schwedischen Staates seit dem 14. Jahrhundert. Die französischen, deutschen und italienischen Humanisten lieferten sich wortreiche Auseinandersetzungen um Größe und Altherwürdigkeit ihrer Länder und Reiche. Ein Beispiel: Sehr schnell fand der erst 1470 einer breiteren Öffentlichkeit zugängliche Text des Tacitus Eingang in die humanistischen Vorstellungen von der germanischen Frühzeit. Er wurde dabei als so grundlegend empfunden, dass man es für nötig erachtete, die Erzählung auch noch mit biblischen Informationen zu verifizieren. Die Fälschung des Pseudo-Berosos des Humanisten Annius, die das Modell des Tacitus mit der biblischen Geschichte verband, erschien 1499 in Rom im Druck. Der babylonische Weise Berosos erweiterte die bisher nur aus den biblischen Texten ableitbaren Vorstellungen von Ursprung und Herkunft der Völker. Es schien bewiesen, dass die Germanen, deren frühe Geschichte man aus Tacitus kannte, direkt mit den biblischen Menschen verwandt seien, was wiederum den deutschen humanistischen Patriotismus des 16. Jahrhunderts förderte.<sup>4</sup> Die Deutschen forder-ten den vollständigen, wahren und echten Text des Tacitus und die angeblich absichtlich von der Kirche und den Italienern versteckten 20 Bücher germanischer Geschichte des Plinius. Die Reformation bedingte zusätzlich eine Abwehrhaltung gegen die Kirche und die in ihrer Nähe tätigen italienischen Gelehrten. Man kann von einem humanistischen Protonationalismus sprechen, der in der frühen Neuzeit die Wurzeln für die nationalen und nationalistischen Konzepte seit der französischen Revolution legte.<sup>5</sup> Die an den Universitäten etablierte nationale Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts griff eine solche Sichtweise begierig auf und verschärfte sie nach ihren Interessen. Völker wurden zu den echten und entscheidenden Subjekten der Geschichte gemacht, nach Herder zu Individualitäten mit einer Volksseele,

<sup>4</sup> Borst, Turmbau III, 1, 975ff.

<sup>5</sup> Vgl. Borsts monumentales Werk „Der Turmbau zu Babel“. Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorstellungen vom Ursprung der Sprachen und Völker finden sich hier in großem Materialreichtum zusammengetragen. Zur Geschichtswissenschaft vor dem 19. Jh. vgl. Muhlack 1991. Am Fallbeispiel der Vandalen angewandt bei Steinacher 2004 und im Lemma „Vandalen-Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte“ im DNP RWG 4.

nach dem Muster menschlicher Stammbäume miteinander verwandt und in gute und schlechte klassifizierbar, je nach aktuellem Bedarf. So zerfielen die aus den Indogermanen hervorgegangenen Germanen in diesen Vorstellungen in die einzelnen deutschen Stämme der Bayern, Alemannen, Franken, aber auch Goten und Vandalen. Manche gingen in den Stürmen der Völkerwanderung unter, in den anderen verwirklichte sich das Ideal der deutschen Einheit. Im 20. Jh. setzte man auf diese Grundlage den Mythos von Volkstum und Rasse mit allen schrecklichen Folgen. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit hat sich die Vorstellung von Völkern als naturwüchsigen Einheiten weitgehend erhalten, wie man an den aktuellen Debatten rund um die Ergebnisse der Genforschung sehen kann.

Noch einmal zurück ins vorletzte Jahrhundert: Das Projekt der *Monumenta Germaniae Historica* hatte sich nach dem Wiener Kongress das ehrgeizige Ziel gesetzt, die wesentlichen Geschichtsquellen zur deutschen Vergangenheit zu edieren. Zu dieser deutschen Geschichte zählte man von Anfang an auch die der „ausgewanderten deutschen Stämme“, die der Vandalen, der Burgunder und der Langobarden ebenso wie die der Angelsachsen. „Bis zu ihrer Vermischung oder ihrem Untergange“ gehöre ihre Geschichte „im weiteren Sinne auch zu der unsrigen“, heißt es im Plan des Unternehmens für ältere deutsche Geschichtskunde im Jahr 1824.<sup>6</sup> So verschieden die Auffassungen über den Gegenstand der groß- und kleindeutschen, preußischen, bayerischen oder rheinländischen Vaterlandsliebe in der Gesellschaft waren (vgl. das Motto der MGH *sanctus amor patriae dat animum*), so groß waren auch die anfänglichen Unklarheiten über den Umfang der Quellensammlung. Etwa wurde die Frage des Anfangs der Sammlung recht kontrovers diskutiert. Grundsätzlich war man sich zwar einig, dass die fränkische Geschichte von der deutschen nicht zu trennen sei und man jedenfalls die fränkischen Quellen auch vor 843 aufnehmen müsse, doch wurde mehrfach auch gefordert, ebenso die römischen Quellen für die älteste Geschichte der Germanen zu berücksichtigen und die Sammlung mit Tacitus beginnen zu lassen. Gegen die Aufnahme der Quellen der „ausgewanderten Stämme“ hatte Carsten Niebuhr große Bedenken: Die Franken waren seiner Meinung nach ohne weiteres aufzunehmen, weil ja Deutschland Teil des karolingischen Reiches gewesen war. Aber die Angelsachsen, wandte er ein, wären *toto orbe divisi* gewesen und die „Westgothen“ nicht minder. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden die so genannten germanischen Stämme in der deutschen Forschung dann allgemein stärker in die Suche nach den Ursprüngen der eigenen Nation miteinbezogen. So schrieb etwa der prominente Felix Dahn Lemmata zu den einzelnen vandalischen Königen in der großangelegten Nationalbiographie des deutschen Reichs, der Allgemeinen Deutschen Biographie. Selbstverständlich betrachtete man die Könige der Völkerwanderungszeit als ruhmreiche Vorfahren der eigenen Nation und Staatlichkeit.<sup>7</sup>

### Völker sind nicht naturgegeben

Oben Ausgeführtes konnte nur ein Schlaglicht – und ein der deutschen Wissenschaftstradition verpflichtetes noch dazu – auf die große Last werfen, die die moderne Forschung zu tragen hat, wenn sie das Wort „Volk“ in den Mund nimmt. Kein Wunder also, dass man zusehends dazu übergeht, die Quellenbegriffe *gens/gentes* für die Beschreibung der völkerwanderungszeitlichen Identitätsmodelle zu verwenden. „Völker sind aber Abstraktionen, deren scheinbare Evidenz auf ganz wenigen Merkmalen aus der Vielfalt menschlicher Lebensfor-

<sup>6</sup> Archiv 5, 794.

<sup>7</sup> Archiv 5, 731; Allg. Dt. Biographie 8, 38, 49, 50, s. v. Gelimer/ Hunerich/ Thrasamund/Gunthamund. Vgl. zu diesen Diskussionen in den MGH Reimitz, im Druck!

men beruht.“<sup>8</sup> So Walter Pohl. Schon Max Weber sprach explizit vom „subjektiven Glauben an eine Abstammungsgemeinschaft“, der ein Volk ausmache.<sup>9</sup>

Wie die sozialen und militärischen Verbände, die seit dem 4. Jahrhundert in den römischen Mittelmeerraum vordrangen, nun zusammengesetzt waren, ist eine der bedeutsamsten Fragestellungen der Alten Geschichte und Mediävistik unserer Tage. Neben den mit alten aus der ethnographischen Literatur bekannten Namen bezeichneten *gentes* dürften sich auf allen Etappen der Migration, etwa der als Vandalen und Alanen bezeichneten Gruppen zwischen der pannonischen Tiefebene und Afrika, römische Deserteure, entflohenen Sklaven, Abenteurer und Menschen, die sich als nun germanische Krieger einfach mehr Chancen erwarteten, als in ihrer vorherigen sozialen Umgebung, angeschlossen haben. Im Reich des Goten Ermanarich lebten außer den Ostrogoten Finnen, Anten, Eruler, Alanen, Hunnen, Sarmaten, Esten und wahrscheinlich auch Slawen. Die terwingische Aristokratie bestand aus Taifalen, Sarmaten, kleinasiatischen Minderheiten, ehemaligen römischen Provinzialen, dako-carpischen Gruppen und verschiedensten Iranern. Gerade die Bayern wären ein Paradebeispiel für eine recht spät entstandene neue Identität. Germanische und nichtgermanische Gruppen, Zuwanderer nach Raetien, germanisch-romanische Provinzialen, naristische, skirische, erulische, donausuebische und alamannische Elemente, sowie Thüringer und Langobarden formierten sich zu den Bayern. Keine Spur von Wanderungen germanischer Bajuwaren aus Böhmen, die anhand ihrer unverwechselbaren Keramik seit der Bronzezeit zu greifen wären. Es gab vor allem im inneralpinen Bereich Romanen, die der bayerischen Rechtsgemeinschaft angehörten. Vom achten Jahrhundert an kennen die Quellen auch slawische Bayern.<sup>10</sup> Deutlicher als der im 5. Jahrhundert im afrikanischen Regnum belegbare Königstitel *Rex Vandalorum et Alanorum* kann kaum eine Quelle die Komplexität deutlich machen, sprachen die Alanen doch eine uraltaische Sprache.

Alter bedeutet Würde und somit haben die Gruppen, die sich an den Grenzen des Imperiums formierten wohl auf Namen zurückgegriffen, die eine gewisse Tradition besaßen. Damit war innerhalb der Gemeinschaft eine Identität leichter zu konstituieren und den Römern gegenüber ein Ansatzpunkt zu Identifikation gegeben, um die oben erwähnte stereotype Abwertung der geschichtslosen Barbaren zu relativieren. Viele Stammesnamen, die Tacitus, Plinius und Ptolemaios in der Kaiserzeit an der Ostsee erwähnen, werden Jahrhunderte später von den ins Imperium drängenden neuen Gruppen getragen.

*Gens* bezeichnet eine Großgruppe wie eine Sippe, einen Stammessplitter, wie eine Konföderation mehrerer ethnischer Einheiten. Hinzu kommt, dass die völkerwanderungszeitlichen *gentes* keinen Zustand implizieren, sondern einen offenen Prozess: Wer mitkämpft, gehört dazu. Die *gens* vergrößert und erweitert sich ständig. Ein Beispiel: Ein gefangener römischer Baumeister errichtete seinem hunnischen Herrn in Pannonien ein Bad aus Spolien. Nach der Fertigstellung des Gebäudes machte der hunnische Herr den Experten zum Badeknecht, der heizen und waschen musste. Ein anderer Römer diente demselben Hunnen als Krieger und kämpfte in mehreren Schlachten an seiner Seite. Keine zwei Jahre vergingen, und der Römer war ein hunnischer Krieger geworden, äußerlich nicht mehr von den anderen zu unterscheiden. In derselben Quelle berichtet ein byzantinischer Gesandter von einem griechischen Kaufmann, der am Hofe Attilas als Skythe, also als hunnischer Krieger, lebe und sich recht wohl fühle damit.<sup>11</sup>

Die römische Politik hatte darauf gesetzt, durch Föderatenverträge, die Anwerbung von Soldaten und den Handel mit Gewerbe- und Luxusgütern auf friedlichem Weg jene römische

<sup>8</sup> Pohl 2001, 18.

<sup>9</sup> Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 235-40.

<sup>10</sup> Wolfram 1990, 22 (Ermanarich und Terwingen); Wolfram 1987, 322 (Bayern); Wolfram 1985 137ff. und 145ff. (romanische und slawische Bayern).

<sup>11</sup> Vgl.: Wolfram 2001, 20; Nach Priscus, Fragment 8.

Hegemonie im Barbaricum zu errichten, die der augusteischen Offensive in den Teutoburger Sümpfen misslungen war. Das Imperium war ein stabiler wirtschaftlicher und politischer Raum, dessen Außenwirkung lange stark genug war, um die *Germania* einzubeziehen. Dieses System hat sich jahrhundertlang mehr oder weniger bewährt; doch mit nachhaltigen Folgen. Die zunehmenden Möglichkeiten, in römischen Dienst oder im Kampf gegen die Römer Prestige zu gewinnen, führte zu einem ständigen Sog auf barbarische Gesellschaften. Der Erwerb von Prestigegütern aus römischer Produktion oder nach römischem Vorbild wurde für viele erstrebenswert, was sich etwa an den Grabfunden ablesen lässt. Wenn die Barbaren einmal den Reichtum der Römer kennengelernt hätten, schreibt Prokop, so könne man sie kaum mehr von der Straße nach Konstantinopel zurückhalten. Langsam entstanden spezialisierte Krieger, soziale Unterschiede und innere Konflikte wuchsen. Stämme zerfielen, neue Einheiten bildeten sich. Am Rhein entwickelten sich seit Ende des 3. Jahrhunderts die neuen Verbände der Franken und Alamannen. Im Osten traten die Goten in den Vordergrund. Um diese Zusammenhänge zu untersuchen, darf man nicht nur barbarische und die römische Gesellschaft für sich betrachten, sondern muss sie auch als gemeinsames System analysieren, letztlich ein Modell von Zentrum und Peripherie anwenden.<sup>12</sup> Wichtig ist, um ein für allemal die Kategorie der Blutsverwandtschaft aus den historischen Vorstellungen von größeren menschlichen Gemeinschaften zu verbannen: Die *gentes* waren aufnahmebereit für Einzelne oder ganze Gruppen. Die Frage nach Sprache, Hautfarbe oder selbst Religion war nicht das Thema.

### Theorie der Ethnogenesen

Ethnische Identitäten werden in der modernen Forschung, anknüpfend an die Ideen von Reinhard Wenskus und sein vieldiskutiertes Werk „Stammesbildung und Verfassung“ aus dem Jahr 1961, nicht mehr als biologisch determinierte Gemeinschaften definiert, sondern als Ergebnisse historischer Entwicklungen. Frühmittelalterliche Ethnogenesen sah man zusehends als mehr oder weniger kontinuierliche Prozesse, in denen sich aus der ethnisch heterogenen Welt der Spätantike die Völker des Mittelalters entwickelten, von denen manche zu modernen europäischen Nationen geworden sind.

Wenskus ging von so genannten Traditionskernen aus. Träger dieser Tradition ist eine oft recht kleine Gruppe von Menschen, die nicht mit den politischen Herrschaftsträgern identisch sein muss, diese aber in jedem Fall legitimiert. Die Kleinheit der Wenskusschen Kerngruppe bedingt seiner Ansicht nach die Polyethnie der Verbände und einen sehr hohen Grad an ethnischer Mobilität. Je größer dann die Zusammenschlüsse werden, die das Heerkönigtum erreichen kann, desto mehr wird ihr Schicksal vom politischen Erfolg oder Misserfolg abhängig.

Dieses Modell wurde nun seit den 1970er Jahren von Herwig Wolfram erweitert. Er betonte vor allem die Rolle der römischen Staatlichkeit bei den ethnogenetischen Prozessen. Wenskus argumentierte noch quasi rein germanisch. Die Ethnogenesen (Wolfram führte diesen Terminus ein, Wenskus verwendete noch Stammesbildungen) der Goten, Franken und Langobarden fanden zumindest zum Teil auf römischem Boden statt. Diese Gruppen waren römische Föderaten (Bündnispartner) und meistens die Leistung erfolgreicher Heerkönige, welche nicht selten in römischen Diensten standen und erst nach einiger Zeit und meist profunden Konflikten mit den Reichsautoritäten unabhängig zu agieren begannen. Im Mächtenspiel des Imperiums konnte eine Gruppe von Kriegern wenn sie nur stark genug war, schnell auf höchster Ebene mitspielen. Die Geschichte des 4. und 5. Jahrhunderts ist eine Folge von Machtkämpfen und jedes Mal wurden barbarische Truppen gegeneinander aufgeboden. Die unabhängig

<sup>12</sup> Vgl. Pohl 2001, 13-30.

operierenden Gruppen der Goten unter Alarich und der Vandalen, Alanen und Sueben stellten schnell einen eigenen Machtfaktor im Spiel um die Macht im Mittelmeerraum dar.

Ausgegangen ist Wenskus von der Analyse der Herkunftsmythen. Die jeweilige *origo gentis* enthält „die Kunde von den tapferen Männern“.<sup>13</sup> Heer und *gens* sind in der Begrifflichkeit der Quellen nicht voneinander zu trennen. So wurde etwa von Cassiodor/Jordanes ein gotischer, von Paulus Diaconus ein langobardischer Herkunftsmythos verschriftlicht. Die gemeinsame Überlieferung, wenn nicht gar Entstehung von *origo* und *lex*, von Herkunftsgeschichte und Recht, verdeutlicht diese Vorgänge. Eine zunächst mündliche Tradition dieser identitätsstiftenden Elemente wurde später und meist auf römischem Boden nun lateinisch verschriftlicht und als *origo gentis* oder in der Einleitung der *Leges* überliefert. In der Vorrede zum *Edictus Rothari*, einer Gesetzessammlung des gleichnamigen Langobardenkönigs, findet sich etwa fast das gesamte Namenmaterial des langobardischen Herkunftsmythos prägnant zusammengefasst.

Die Gotengeschichte Cassiodors versteht sich als *origo gentis*, also als Herkunftsgeschichte eines Volkes von Barbaren. Die Cassiodorsche *origo Gothica* war Teil eines antiken Genus, innerhalb dessen seit Caesar zwei Auffassungen parallel tradiert wurden: Die Tradition der griechischen Ethnographie erklärte gentile bzw. ethnische Ursprünge mit Vorliebe anhand der Heldentaten von Göttern und Heroen. Die römischen Ethnographen hingegen versuchten seit Caesar autochthone Traditionen zu berücksichtigen und billigten ihnen mehr Geltung zu als traditionellen mythologischen Spekulationen. Römische Ethnographie wurde immer als Teil der *historia Romana* verstanden und betrieben. Mit der Einbindung der Gotengeschichte in die ökumenische *historia Romana* gab Cassiodor das Beispiel für die mittelalterlichen *origines gentium*, deren Reihe Saxo Grammaticus mit seinen *Gesta Danorum* um 1200 beschloss hat. Die *origo*, die Vorgeschichte, einer germanischen, keltischen oder slawischen *gens* wurde in den entsprechenden Werken nicht mehr nur in die universelle *historia Romana* integriert, sondern auch heilsgeschichtlich gedeutet. Katholische Religion und römische Staatlichkeit wurden die Voraussetzungen, um gute Europäer zu werden. Die Ungarn gingen diesen Weg, die Awaren verschwanden mit ihrem Konzept eines Steppenreichs in Osteuropa. Cassiodor und Jordanes ließen ihre Gotengeschichte mit einer in diesem Sinn glücklichen Niederlage enden. Die Geschichte des amalischen Gotenreichs endete mit Belisars Sieg über König Vitigis und die Enkelin Theoderichs, Matasuntha. Die letzte Amalerin konnte jedoch den Kaiserneffen Germanus heiraten und so die Tradition ihrer Familie mit der der Anicier verbinden. „So vollzieht sich der legitime Übergang von der amalisch-balthischen *Origo Gothica* in die *Historia Romana*.“<sup>14</sup> Das Alter der gotischen *gens* wie der Adel der Amaler wird zusätzlich noch durch die Erzählung von der gotischen Abstammung des Kaisers Maximinus Thrax und der Plünderung Trojas durch Goten in grauer Vorzeit betont.<sup>15</sup> Eine solche „gentile Entelechie“ gilt als Legitimierung der Herrschaft. Die *gens* nimmt ihren Platz ein in der großen Geschichte des *populus*, eine schon heilsgeschichtliche Komponente.

An der Sicht der identitätsstiftenden Traditionen, wie sie Wenskus und Wolfram vertraten, setzte in den achtziger Jahren eine massive Kritik ein. Amerikanische Historiker stellten die Möglichkeit von Rückschlüssen auf ältere, mündliche Überlieferung aus den genannten lateinischen Texten in Frage. Walter Goffarts 1988 erschienenes Buch „The Narrators of Barbarian History“ war die monographische Formulierung dieser anderen, stark von einer postmodernen Textkritik bestimmten Sichtweise der *origo-gentis*-Texte. Die Maximalposition der Schule Goffarts könnte man so zusammenfassen: Ethnizität ist lediglich eine ideologische Fiktion.

<sup>13</sup> Jordanes, *Getica*, 315.

<sup>14</sup> Wolfram 2001, 15f. und 27.

<sup>15</sup> Jordanes, *Getica*, 20, 108.

Wolfram beharrte darauf, man könne vorethnographisches Material (im Sinne einer Überlieferung außerhalb der römisch-ethnographischen Literatur) bis zu einem gewissen Grad in den Texten isolieren. Seine Paradebeispiele dabei waren die germanischen Namen und Motive wie Wodan und Freia in der Langobardensage des Paulus Diaconus, Gaut und die Haliurunnen bei Cassiodor/Jordanes.<sup>16</sup>

1988 erschien Walter Pohls Untersuchung zu den Awaren, die nun erstmals das Konzept der Ethnogenese auf ein Steppenvolk anwandte und den Kreis der Völkerwanderungsgruppen, die ins Imperium integriert wurden und auf Reichsboden *regna* errichteten, verließ. Das große Projekt der European Science Foundation „The Transformation of the Roman World“ führte Wissenschaftler aus ganz Europa zusammen, die die oben angerissenen Vorgänge unter den verschiedensten Aspekten beleuchteten. Dabei spielte die Rolle von Namen als Identitätsträgern ebenso eine Rolle wie die Frage nach den Abgrenzungsmustern der Sozietäten in den *regna* („Strategies of Distinction“). Die Untersuchung der slawischen Ethnogenesen seit dem 6. Jahrhundert wird ebenso eine große Herausforderung sein wie die Einbringung theoretischer Debatten aus Ethnologie und Soziologie. Warum nicht das Konzept der Ethnogenese auf die Vorgänge im Kalifat der Abbasiden seit dem 9. Jahrhundert anwenden, wo türkische Verbände in die arabischen Gesellschaften integriert wurden?

#### Literatur

- Allgemeine Deutsche Biographie, Hg. von der historischen Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften, 56 Bde., Leipzig 1875ff.
- Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters 5, ed. Georg H. Pertz, Hannover 1824.
- Arno Borst, Der Turmbau von Babel. Geschichte und Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker, 4 Bde., München 1957-1963 (Ndr. als dtv-Taschenbuch München, 1995).
- Andrew Gillett, On Barbarian Identity. Critical Approaches to Ethnicity in the Early Middle Ages, Studies in the Early Middle Ages 4, Turnhout 2002.
- Patrick J. Geary, Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen, Frankfurt 2002 (The Myth of Nations. The Medieval Origins of Europe, Princeton 2002).
- Walter Goffart, The Narrators of Barbarian History, AD 550-800, Princeton 1988.
- Ulrich Muhlack, Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus, München 1991.
- Walter Pohl, Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa, München 2002.
- Walter Pohl, Die Germanen, Enzyklopädie deutscher Geschichte Band 37, München 2000.
- Walter Pohl, Die Völkerwanderung, Stuttgart 2001.
- Helmut Reimitz, Die Anfänge der karolingischen Annalistik und der Beginn der deutschen Geschichtsschreibung, in: ed. W. Pohl, Zeit und Vergangenheit im fränkischen Europa. Karolingische Annalistik im Spannungsfeld von Kompendienüberlieferung und Editions-technik, im Druck.
- Roland Steinacher, Wenden, Slawen, Vandalen. Eine frühmittelalterliche pseudologische Gleichsetzung und ihr Nachleben bis ins 18. Jahrhundert, in: ed. W. Pohl, Die Suche nach

<sup>16</sup> Im Sammelband Gillett 2002 finden sich die kontroversiellen Standpunkte nochmals zusammengefasst, teilweise in einem sehr aggressiven und polemischen Stil! Vgl. besonders die Beiträge von Kulikowski, 69-85, Bowlus, 241-256 und Pohl, 221-241.



- den Ursprüngen (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 9), Wien 2004, 410-455. (im Druck!)
- Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen 52002.
- Reinhard Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*, Ndr. Stuttgart 1977.
- Herwig Wolfram, *Ethnogenesen im frühmittelalterlichen Donau- und Ostalpenraum (6.-10. Jahrhundert)*, in: ed. H. Beumann, W. Schröder, *Frühmittelalterliche Ethnogenesen im Alpenraum*, Sigmaringen 1985.
- Herwig Wolfram, *Die Geburt Mitteleuropas. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung (378-907)*, Wien 1987.
- Herwig Wolfram, *Einleitung oder Überlegungen zur Origo gentis*, in: ed. H. Wolfram, W. Pohl, *Typen der Ethnogenese*, Wien 1990, 19-31.
- Herwig Wolfram, *Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter*, Siedlers Deutsche Geschichte 1, Ndr. Berlin 1998.
- Herwig Wolfram, *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie*, München 42001.

## Texte

**TEXT 1: Jordanes, *Getica*, 25-68, ed. Mommsen, MGH Auct. Ant. 5, p. 60ff.**

25. Ex hac igitur Scandza insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum cum rege suo nomine Berig Gothi quondam memorantur egressi: qui ut primum e navibus exientes terras attigerunt, ilico nomen loci dederunt. Nam odieque illic, ut fertur, Gothiscandza vocatur. 26. Unde mox promoventes ad sedes Ulmerugorum, qui tunc Oceani ripas insidebant, castra metati sunt eosque commisso proelio propriis sedibus pepulerunt, eorumque vicinos Vandalos iam tunc subiugantes suis aplicavere victoriis. Ubi vero magna populi numerositate crescente et iam pene quinto rege regnante post Berig Filimer, filio Gadarigis, consilio sedit, ut exinde cum familiis Gothorum promoveret exercitus. 27. Qui aptissimas sedes locaque dum quereret congrua, pervenit ad Scythiae terras, quae lingua eorum Oium vocabantur: ubi delectatus magna ubertate regionum et exercitus mediaetate transposita pons dicitur, unde amnem traiecerat, irreparabiliter corruisse, nec ulterius iam cuidam licuit ire aut redire. Nam is locus, ut fertur, tremulis paludibus voragine circumiecta concluditur, quem utraque confusione natura reddidit impervium. Verumtamen hodieque illic et voces armentorum audiri et indicia hominum depraeihendi commeantium attestationem, quamvis a longe audientium, credere licet. 28. Haec ergo pars Gothorum, quae apud Filimer dicitur in terras Oium emenso amne transposita, optatum potiti solum. Nec mora ilico ad gentem Spalorum adveniunt consertoque proelio victoriam adipiscunt, exindeque iam velut victores ad extremam Scythiae partem, que Ponto mari vicina est, properant. Quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene storicu ritu in commune recolitur: quod et Ablavius descriptor Gothorum gentis egregius verissima adtestatur historia. 29. In quam sententiam et nonnulli consensere maiorum: Ioseppus quoque annalium relator verissimus dum ubique veritatis conservet regulam et origines causarum a principio revolvat. Haec vero quae diximus de gente Gothorum principia cur omiserit, ignoramus: sed tantu Magog eorum stirpe comemorans, Scythas eos et natione et vocabulo asserit appellatos.

[...]

39. Ut ergo ad nostrum propositum redeamus, in prima sede Scythiae iuxta Meotidem commanentes praefati, unde loquimur, Filimer regem habuisse noscuntur. In secunda, id est Daciae, Thraciaeque et Mysiae solo Zalmoxen, quem mirae philosophiae eruditionis fuisse testantur plerique scriptores annalium. Nam et Zeutam prius habuerunt eruditum, post etiam Dicineum, tertium Zalmoxen, de quo superius diximus. Nec defuerunt, qui eos sapientiam erudirent. 40. Unde et pene omnibus barbaris Gothi sapientiores semper extiterunt Graecisque pene consimiles, ut refert Dio, qui historias eorum annalesque Greco stilo composuit. Qui dicit primum Tarabosteseos, deinde vocatos Pilleatos hos, qui inter eos generosi extabant, ex quibus eis et reges et sacerdotes ordinabantur. Adeo ergo fuere laudati Gaetae, ut dudum Martem, quem poetarum fallacia deum belli pronuntiat, apud eos fuisse dicant exortum. Unde et Vergilius: «gradivumque patrem, Geticis qui praesidet arvis». 41. Quem Martem Gothi semper asperrima placavere cultura (nam victimae eius mortes fuere captorum), opinantes bellorum praesulem apte humani sanguinis effusione placandum. Huic praede primordia vovebantur, huic truncis suspendebantur exubiae, eratque illis religionis preter ceteros insinuatus affectus, cum parenti devotio numinis videretur inpendi. 42. Tertia vero sede super mare Ponticum iam humaniores et, ut superius

diximus, prudentiores effecti, divisi per familias populi, Vesegothae familiae Balthorum, Ostrogothae praeclaris Amalis serviebant.

[...]

49. Post cuius decessum et exercitu eius cum successores ipsius in aliis partibus expeditione gerentibus feminae Gothorum a quadam vicina gente temptantur in praeda. Quae doctae a viris fortiter resisterunt hostesque super se venientes cum magna verecundia abigerunt. Qua patratae victoria fretaeque maioris audacia invicem se cohortantes arma arripiunt elegendesque duas audentiores Lampeto et Marpesia principatui subrogarunt. 50. Quae dum curam gerunt, ut et propria defenderent et aliena vastarent, sortitae Lampeto restitit fines patrios tuendo, Marpesia vero feminarum agmine sumpta novum genus exercitui duxit in Asiam, diversasque gentes bello superans, alios vero pace concilians, ad Cauchasum venit, ibique certum tempus demorans loci nomen dedit Saxum Marpesiae, unde et Vergilius: «ac si dura silex aut stet Marpesia cautes», in eo loco, ubi post haec Alexander Magnus portas constituens Pylas Caspicas nominavit, quod nunc Lazorum gens custodit pro munitione Romana. 51. Hic ergo certum temporis Amazonas commanentes confortati sunt. Unde egressi et Alem fluvium, quod iuxta Gargaram civitatem praeterfluit, transeuntes, Armeniam, Syriam Ciliciamque, Galatiam, Pisidiam omniaque Asiae loca aequa felicitate domuerunt; Ioniam Eoliamque conversae deditas sibi provincias effecerunt. Ubi diutius dominantes etiam civitates castraque suo in nomine dicaverunt. Ephesi quoque templum Dianae ob sagittandi ac venandi studium, quibus se artibus tradidissent, effusis opibus mirae pulchritudinis condiderunt. 52. Tale ergo Scythiae genitae feminae casu Asiae regna potitae per centum pene annos tenuerunt et sic demum ad proprias socias in cautes Marpesios, quas superius diximus, repedarunt, in montem scilicet Caucasi.

[...]

58. Sed ne dicas: de viris Gothorum sermo adsumptus cur in feminas tamdiu perseverat? Audi et virorum insignem et laudabilem fortitudinem. Dio storicus et antiquitatum diligentissimus inquisitor, qui operi suo *Getica* titulum dedit (quos Getas iam superiori loco Gothos esse probavimus, Orosio Paulo dicente) – hic Dio regem illis post tempora multa commemorat nomine Telefum. Ne vero quis dicat hoc nomen a lingua Gothica omnino peregrinum esse, nemo qui nesciat animadvertat usu pleraque nomina gentes amplecti, ut Romani Macedonum, Greci Romanorum, Sarmatae Germanorum, Gothi plerumque mutantur Hunnorum. 59. Is ergo Telephus, Herculis filius natus ex Auge, sororis Priami coniugio copulatus, procerus quidem corpore, sed plus vigore terribilis, qui paternam fortitudinem propriis virtutibus aequans Herculis genium formae quoque similitudinem referebat. Huius itaque regnum Moesiam appellavere maiores. Quae provincia habet ab oriente ostia fluminis Danubii, a meridie Macedonia, ab occasu Histria, a septentrione Danubium. 60. Is ergo antefatus habuit bellum cum Danais, in qua pugna Thesandrum ducem Graeciae interemit et dum Aiace infestus invadit Uliximque persequitur, vitibus equo cadente ipse corruit Achillisque iaculo femur sauciatus diu mederi nequivit; Grecos tamen, quamvis iam saucius, suis finibus proturbavit. Thelepho vero defuncto Euryphylus filius successit in regno, ex Priami Frygum regi germana progenitus. Qui ob Casandrae amorem bello interesse Troiano, ut parentibus soceroque ferret auxilium, cupiens, mox venisset extinctus est.

#### TEXT 2: Historia Augusta, Aurelianus 33 und 34:

33. Non absque re est cognoscere qui fuerit Aureliani triumphus. Fuit enim speciosissimus. Currus regii tres fuerunt, in his unus Odaenathi, argento, auro, gemmis operosus atque distinctus, alter, quem rex Persarum Aureliano dono dedit, ipse quoque pari opere fabricatus, tertius, quem sibi Zenobia composuerat, sperans se urbem Romanam cum eo visuram. Quod illam non fefellit; nam cum eo urbem ingressa est victa et triumphata. Fuit alius currus quattuor cervis iunctus, qui fuisse dicitur regis Gothorum. Quo, ut multi memoriae tradiderunt, Capitolium Aurelianus invectus est, ut illic caederet cervos, quos cum eodem curru captos vovisse Iovi Optimo Maximo ferrebat. Praecesserunt elephantum viginti, ferae mansuetae Libycae, Palaestinae diversae ducentae, quas statim Aurelianus privatis donavit, ne fiscum annonis gravaret; tigrides quattuor, camelopardali, alces, cetera talia per ordinem ducta, gladiatorum paria octingenta, praeter captivos gentium barbararum. Blemmyes, Axomitae, Arabes Eudaemones, Indi, Bactriani, Hiberi, Saraceni, Persae cum suis quique muneribus; Gothi, Alani, Roxolani, Sarmatae, Franci, Suebi, Vandali, Germani, religatis manibus captivi. Praecesserunt inter hos etiam Palmyreni qui superfuerant principes civitatis et Aegyptii ob rebellionem.

34. Ductae sunt et decem mulieres, quas virili habitu pugnantem inter Gothos ceperat, cum multae essent interemptae, quas de Amazonum genere titulus indicabat – praefati sunt tituli gentium nomina continentes. Inter haec fuit Tetricus chlamyde coccea, tunica galbina, brachis Gallicis ornatus, adiuncto sibi filio, quem imperatorem in Gallia nuncupaverat. Incedebat etiam Zenobia, ornata gemmis, catenis aureis, quas alii sustentabant. Praeferebantur coronae omnium civitatum aureae titulis eminentibus proditae. Iam populus ipse Romanus, iam vexilla collegiorum atque castrorum et cataphractarii milites et opes regiae et omnis exercitus et senatus (etsi aliquantulo tristior, quod senatores triumphari videbant) multum pompae addiderant. Denique vix nona hora in Capitolium pervenit, sero autem ad Palatium. Sequentibus diebus datae sunt populo voluptates ludorum scaenicorum, ludorum circensium, venationum, gladiatorum, naumachiae.

#### TEXT 3: Widukind von Corvey, Gesta Saxonica 2 und 3

2. Et primum quidem de origine statuque gentis pauca expediam, solam pene famam sequens in hac parte, nimia vetustate omnem fere certitudinem obscurante. Nam super hac re varia opinio est, aliis arbitrantibus de Danis Northmannisque originem duxisse Saxones, aliis autem aestimantibus, ut ipse adolescentulus audivi quendam predicantem, de Graecis, quia ipsi dicerent Saxones reliquias fuisse Macedonici exercitus, qui secutus Magnum Alexandrum in matura morte ipsius per totum orbem sit dispersus. Caeterum gentem antiquam et nobilem fuisse non ambigitur; de quibus et in contione Agrippae ad Iudaeos in Iosepho oratio contextitur, et Lucani poetae sententia probatur.

3. Pro certo autem novimus Saxones his regionibus navibus advectos et loco primum applicuisse qui usque hodie nuncupatur Hadolaun.

**TEXT 4: Ennodius, Theoderich-Panegyrikus, 89-93, ed. Rohr MGH, Studien und Texte 12**

89. Sed nec formae tuae decus inter postrema numerandum est, quando regii vultus purpura ostrum dignitatis inradiat. Exhibite, Seres, indumenta, pretioso murice quae fucatis, et non uno aeno bibentia nobilitatem tegmina prorogate. Discoloribus gemmis sertum texatur, et quem vehementior vipera custodit lapis adveniat. Quaecumque ornamenta mundo obsequente transmissa fuerint, decorata venerandi genio corporis plus lucebunt.

90. Statura est quae resignet prolixitate regnantem. Nix genarum habet concordiam cum rubore; vernant lumina serenitate continua. Dignae manus quae exitia rebellibus tribuant, honorum vota subiectis.

91. Nullus intempestive positum iacet, quia quod agunt in aliis dominis diademata, hoc in rege meo operata est deo fabricante natura. Illos faciunt tot divitiarum adiumenta conspicuos, sed hunc edidit simplex et indemutabilis figura meliorem. Quid? Cultu laborent qui cupiunt peregrinam obtinere pulcritudinem.

92. Italiae rector in amicitiam colligit duo diversissima, utsit in ira sine conparatione fulmineus, in laetitia sine nube formosus. Feriato ore legatis gentium aut pacem blanda promittit effigies aut bella terribilis. Tantis constas insignibus, quanta facerent viritim distributa perfectos.

93. Sed utinam aurei bona saeculi purpuratum ex te germen amplificet! Utinam heres regni in tuis sinibus ludat, ut haec, quae tibi offerimus verborum libamina, sacer parvolus a nobis exigat similium adtestatione gaudiorum!

## Kommentar

**Zu TEXT 1: Jordanes, *Getica*, 25-68, ed. Mommsen, MGH Auct. Ant. 5, p. 60ff.**

Die Goten sollen unter Führung eines Königs Berig mit drei Schiffen von Skandinavien an die Weichselmündung gefahren sein, genau 2030 Jahre bevor König Vitigis 540 vor Belisar kapitulierte. Dabei ist auch die Rede von der *officina gentium aut certe velut vagina nationum*, dem großen mythischen Ursprungsland Skandinavien (*Getica* 25). Der große primordiale Kampf - in diesem Fall mit Rugiern und Vandalen - ist genau so typisch für die *origo*-Literatur wie das Motiv der weiteren Wanderung nach Skythien unter dem fünften gotischen König (*Getica* 26-29). Die weitere Schilderung der vielen großen Taten großer Männer ist vielleicht exemplarisch verwendbar, wichtig ist aber die Gleichsetzung von Goten und Geten (zweimal möglich: *Getica* 40, p. 64 und *Getica* 58, p. 70f.). Der Titel *Getica* versucht schon diese Gleichsetzung zu fixieren und eine lange und alte Gotengeschichte, abgesichert mit ethnographischem Material, wohl der verlorenen *Getika* des Dion Chrysostomos, zu schaffen. Die den Skythen verwandten alten Geten werden einfach zu Goten gemacht, gentile Überlieferung integrierend mit römischer Ethnographie vermischt. Die Namensähnlichkeit wurde immer wieder spekulierend in der antiken Literatur thematisiert, systematisch eingebaut haben sie Cassiodor/Jordanes, um eine lückenlose zweitausendjährige Gotengeschichte zu entwerfen.

Bezüglich der Kontroverse Goffart-Wolfram wäre *Getica* 28 wichtig. Trotz der großen Rolle antiker Tradition betont Jordanes die *prisca carmina* der Goten. Es gibt also gentile Erzähltraditionen, die im ethnogenetischen Prozess ihre Rolle spielten und dann im vierten und fünften Jahrhundert in Italien in eine Gotengeschichte hineingepasst werden konnten. Im Einzelnen zu differenzieren ist äußerst schwierig und auch vor dem Hintergrund der letzten 200 Jahre sensibel. Vor allem sollte vermieden werden, die *Getica* als germanisch-gotische Tradition mit der ethnographischen Literatur abzugleichen.

Die *Getica* ist in zwei Teilen angelegt: Der erste, amalische Teil reicht von Domitian bis 540. Die primordiale Tat ist der Sieg der Geten gegen eine Armee Domitians. Hier soll aber der zweite Teil, die Vorgeschichte thematisiert werden, die auf 1490 v. Chr. mit der gotischen Landung am Kontinent fixiert wird (vgl. *Getica* 25!). Damit ist beinahe die Zeit Mose und er Gesetzgebung erreicht und die gotische Geschichte kann vor dem von Eusebius/Hieronimus berechneten Jahr des Trojanischen Kriegs (1180 v. Chr.) beginnen, von dem ja die Römer ihren Ursprung ableiteten. Auch die griechisch-thrakische und asiatisch-ägyptische Vorzeit wird mit den Goten verknüpft, selbst die Amazonen hereingebracht (*Getica* 44-57). In Verbindung mit der Stelle aus der *Historia Augusta* könnte man dies als *Topos* für die skythischen Goten sehen.

(Vgl. Borst und Wolfram 1990, 25 ff.)

**Zu TEXT 2: *Historia Augusta*, Aurelianus 33 und 34:**

Die wohl Ende des 4. Jahrhunderts entstandene HA enthält eine fiktive Beschreibung des idealen Triumphzugs des siegreichen Aurelian. Der Kaiser fährt auf dem erbeuteten Wagen eines Gotenkönigs, die exotische Umrahmung bieten wilde Tiere aus Afrika. Wichtig ist die Gegenüberstellung der besiegten und gefangenen Völker – *captivos gentium barbarum* - von Persern und Äthiopiern bis zu den europäischen Barbaren mit dem *populus Romanus*. Viele der in den nächsten Jahrhunderten auf dem Boden des Imperiums zu politischen Faktoren gewordenen *gentes* erscheinen hier und werden mit Tafeln bezeichnet: Goten, Alanen, Vanda-

len, Franken, Sueben, Roxolanen und Germanen. Allein die Verwendung des Germanennamens, nicht als Überbegriff für alle von der traditionellen Forschung ja als Germanen zu klassifizierenden *gentes*, sondern als eine eigene Gruppe von Gefangenen, könnte eine Diskussionsgrundlage sein. Hier wird das Wissen der antiken Ethnographie angewandt, die Feinde sind zu benennen und zu klassifizieren. Der von Caesar eingeführte Germanenbegriff ist dabei quasi nur eine These, eine mögliche Sichtweise. Die griechische Ethnographie rechnete die caesarischen und taciteischen 'Germanen' bis in die Spätantike zu den Kelten! (Dazu: Pohl 2000, 51-55)

Zehn Frauen, die in Kriegergewand im Gotenheer gekämpft haben sollen, werden als Amazonen deklariert (*genere Amazonum*). Auch darin sieht man die Intertextualität und Referenzialität ethnographischer Betrachtungen.

Der *populus Romanus* ist nach Ständen, Korporationen und Ämtern, Familien mit Tradition gegliedert, nicht nach ethnischen Kriterien. Die *gentes* bezeichnet man mit Schildern, wie die Tiere im Zoo, die Fahnen, Standarten (?) - *vexilla collegiorum* - stehen auf einer ganz anderen Ebene. Der römische Staat steht einer großen Zahl von *gentes* gegenüber, stören sie den Frieden, muss man sie besiegen, zähmen und in geeigneter Weise ins System einbinden. Ein großes Ziel der Einwanderer auf Reichsboden war es, das ethnische Modell als politische und soziale Identität zu etablieren und gegen das Staatsmodell des *populus* zu stellen. Ein Regnum basiert auf einer ethnischen Identifikation!

(Vgl. zur Stelle Pohl 2001, 14f.)

#### Zu TEXT 3: Widukind von Corvey, *Gesta Saxonica* 2 und 3

Auch die mittelalterliche Sachsengeschichte Widukinds verwendet die Motive Seefahrt, skandinavische Herkunft und antike Abstammung, die Grundelemente der cassiodorschen Ideen also. Widukind lässt offen, ob die Dänen und Normannen oder vielleicht Leute aus dem Heere Alexanders des Großen die Vorfahren der Sachsen seien. Im Karolingerreich war dieses dreigestaltige Motiv von der Herkunft der *gentes* schon Allgemeingut der Gelehrten. Ob die Angelsachsen mit ihrer Herkunftsgeschichte von Hengist und Horsa und ihrer Schifffahrt oder die langobardische *origo*, die am Hofe Theoderichs und danach entstandene Ideologie entwickelte eine enorme Geschichtsmächtigkeit, die weit in die nationale Geschichtswissenschaft selbst hineinragte.

(Vgl. Borst und Wolfram 1990, 27.)

#### Zu TEXT 4: Ennodius, *Theoderich-Panegyrikus*, 89-93, ed. Rohr MGH, *Studien und Texte* 12

Ein Beispiel für panegyrische Literatur. Gegen Ende wird der Wunsch geäußert, ein purpurgekleideter Nachfolger solle dem König geschenkt werden. Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als ein Spiel mit kaiserlichen Insignien. So weit war die Integration der gentilen Könige gediehen. Von Söldnern zu Offizieren und Heermeistern zu Königen und dem politisch-militärisch führenden Teil der mittelmeeischen Eliten. Trotzdem gab es keinen barbarischen Kaiser (vor Karl dem Großen jedenfalls).

## Übersetzungen<sup>17</sup>

#### TEXT 1: Jordanes, *Getica*, 25-68, ed. Mommsen, MGH Auct. Ant. 5, p. 60ff. (Übersetzung weitgehend nach Wilhelm Martens)

25. Von dieser Insel Skandza also sollen einst wie aus einer Werkstatt der Völker oder einer Mutter der Nationen die Goten mit ihrem König Berig ausgefahren sein. Sobald sie ihre Schiffe verließen und an Land stiegen, gaben sie demselben sogleich ihren Namen. Denn noch heute heißt, wie man erzählt, dort ein Land Gothiskandza. 26. Von da rückten sie später vor ins Land der Ulmeruger, die damals an den Meeresküsten saßen, zogen gegen sie zu Felde, lieferten ihnen eine Schlacht und vertrieben sie aus ihrer Heimat. Ihre Nachbarn, die Vandalen, unterwarfen sie schon damals und nötigten sie durch ihre Siege zum Anschluss. Als nun die Zahl des Volkes immer mehr zunahm und ungefähr der fünfte König nach Berig herrschte, nämlich Filimer, der Sohn des Gadarich, fasste dieser den Entschluss, dass das Heer der Goten mit Frau und Kind auswandern solle. 27. Als er nach geeigneten Wohnsitzen und passenden Gegenden suchte, kam er in die Lande von Scythien, welche in ihrer Sprache Oium heißen. Die fruchtbaren Gegenden gefielen dem Heer. Da brach jedoch, nachdem schon die Hälfte die Brücke überschritten hatte, welche über den Fluss führte, diese zusammen und man konnte sie nicht wiederherstellen; so konnte niemand mehr hinüber oder herüber. Denn jene Gegend ist, wie erzählt wird, von einem Abgrund mit unsicherem Moor umgeben, und die Natur hat sie so auf doppelte Art unwegsam gemacht. Noch bis auf den heutigen Tag aber lassen sich dort Stimmen von Herden vernehmen, und man hat Anzeichen von dem Vorhandensein von Menschen entdeckt, wie man nach dem Zeugnis der Wanderer, welche es zwar nur aus der Ferne vernommen haben, glauben darf. 28. Der Teil der Goten also, der unter Filimer über den Fluss setzte und nach Oium kam, bemächtigte sich des ersehnten Bodens. Gleich darauf kamen sie zu dem Volk der Spaler, lieferten ihnen eine Schlacht und gewannen den Sieg. Im Siegeslauf gelangten sie dann bis an den entferntesten Teil Scythiens, der an den Pontus grenzt, wie das in ihren alten Liedern insgesamt fast nach der Art eines Geschichtsbuches erzählt wird. Dies bezeugt auch Ablabius, der die Goten vortrefflich geschildert hat in seiner durchaus zuverlässigen Geschichte. 29. Hiermit stimmen auch einige Frühere überein. Warum Josephus, ein höchst gewissenhafter Berichtersteller, da er doch überall die Wahrheit sich zur Richtschnur nimmt und den Ursprung der Dinge bis auf die ersten Anfänge verfolgt, diese Nachrichten vom Ursprung der Goten nicht erwähnt hat, wissen wir nicht. Nur den Magog nennt er aus ihrem Stamm und fügt hinzu, dass sie ihrer Herkunft und ihrem Namen nach Scythen geheißenen hätten.

[...]

39. Um also zu unserer Aufgabe zurückzukommen, so hatten sie in der ersten Zeit, von der wir ausgehen, als sie an der Mäotis in Scythien wohnten, nach dem, was man davon weiß, einen König Filimer. In der zweiten, d.h. als sie in Dazien, Thrazien und Mösien saßen, erwähnen sehr viele Geschichtsschreiber bei ihnen den Zalmoxes als einen in der Philosophie ausnehmend unterrichteten Mann. Schon vor diesem hatten sie den Zeuta, einen weisen Mann, nachher noch den Dicineus, als dritten den Zalmoxes, von dem ich oben gesprochen habe. Auch hatten sie reichlich Lehrer der Weisheit. 40. Daher waren die Goten stets gebildeter als fast alle anderen Barbaren und kamen nahezu den Griechen gleich, wie Dio berichtet, der die Geschichten und Jahrbücher derselben in griechischer Sprache verfasst hat. Er sagt, dass diejenigen, welche unter ihnen durch edle Geburt hervorragten und aus welchen sowohl

<sup>17</sup> Die verwendeten Übersetzungen wurden teilweise hinsichtlich der Rechtschreibung aktualisiert.

die Könige als auch die Priester entnommen wurden, zuerst Tarabosten, dann Pilleaten geheißen hätten. So berühmt waren die Goten, dass man ehemals erzählte, Mars, den der Trug der Dichter den Kriegsgott nennt, sei bei ihnen geboren worden. Daher sagt Vergil: 41. „Auch der Vater Gradivus, der Herr der gotischen Lande“. Diesen Mars haben die Goten immer mit einem grausamen Kult verehrt – denn sein Opfer war der Tod der Kriegsgefangenen –, in der Meinung, dass der Lenker der Schlachten billigerweise durch Menschenblut versöhnt werden müsse. Ihm wurden die Erstlinge der Beute gelobt, ihm wurden an Baumstämmen erbeutete Rüstungen aufgehängt; es war ihnen eine ganz besondere Verehrung für ihn angeboren, da es so schien, als ob sie die göttliche Verehrung ihrem Stammesvater erwiesen. 42. In ihrem dritten Wohnsitz aber oberhalb des Pontischen Meeres, wo sie schon menschlicher und, wie oben erwähnt, gebildeter wurden, verteilten sie sich unter zwei Geschlechter; die Wesegoten dienten dem Geschlecht der Balthen, die Ostrogoten den berühmten Amalern.

[...]

49. Als nach seinem Tod das Heer unter seinen Nachfolgern in andere Länder zu Felde gezogen war, suchte ein Nachbarvolk die zurückgelassenen Frauen der Goten zu rauben. Diese jedoch leisteten, da sie es von ihren Männern gelernt hatte, tapfer Widerstand und wiesen ihre Bedränger mit großer Schmach ab. Nach dem Sieg ergriffen sie, von kühnem Mut beseelt, indem sie sich gegenseitig dazu aufforderten, die Waffen und wählten zwei besonders kühne Frauen, Lampeto und Marpesia, zu Führerinnen. 50. Indem diese nun auf den Schutz des eigenen Landes und auf die Verwüstung des fremden bedacht waren, blieb Lampeto, nachdem sie darüber das Los geworfen hatten, zurück, um die Heimat zu verteidigen; Marpesia aber führte das Heer der Frauen und brach mit dieser ganz neuen Kriegergattung in Asien ein, unterwarf verschiedene Völker mit den Waffen, andere gewann sie durch friedliche Verhandlungen für sich und kam bis zum Kaukasus, wo sie sich eine Zeit lang aufhielt und jener Gegend den Namen „Fels der Marpesia“ gab. Daher sagt Vergil: „Grad' als starrte ein Kiesel empor, ein marpesischer Felsblock“; da wo später Alexander der Große Tore bauen ließ, denen er den Namen „Kaspische Pforten“ gab, wo jetzt zum Schutz des Römischen Reiches die Lazen stehen. 51. Hier eine Zeit lang verweilend erstarkten die Amazonen. Dann brachen sie auf, überschritten den Fluss Alis, der an der Stadt Gargara vorbeifließt, und unterwarfen, überall gleich glücklich, Armenien, Syrien, Zilizien, Gallien, Pisidien und alle Städte Kleinasiens. Dann wandten sie sich gegen Ionien und Äolien und machten es sich untertan. Hier hatten sie eine längere Herrschaft und benannten auch Städte und Burgen nach ihrem Namen. In Ephesus erbauten sie wegen ihrer Lust am Schießen und an der Jagd, die sie mit Leidenschaft betrieben, der Diana mit großem Aufwand einen wunderschönen Tempel. 52. Auf solche Weise also geschah es, dass sich scythische Frauen der Herrschaft in Asien bemächtigten, welche sie an die hundert Jahre behielten. Hierauf kehrten sie endlich zu ihren Genossinnen in die oben erwähnten Marpesischen Felsen, d.h. in den Kaukasus, zurück.

[...]

58. Damit du aber nicht etwa sagst: Warum verweilt der Bericht, der doch von den Männern der Goten handelt, so lange bei ihren Frauen? – so vernimm nun auch von der ausgezeichneten, ruhmwürdigen Tapferkeit der Männer. Dio, ein Geschichtsschreiber und sehr gründlicher Altertumsforscher, der seinem Werk den Titel „Von den Geten“ gegeben hat (dass aber „Geten“ gleichbedeutend mit „Goten“ ist, haben wir schon oben bewiesen; auch erwähnt dies Orosius Paulus), dieser Dio erwähnt bei ihnen nach sehr langer Zeit einen König Telephus. Damit aber niemand einwende, dass dieser Name der gotischen Sprache völlig fremd sei, so hat wohl jeder schon die Bemerkung gemacht, dass die Völker meist fremde Namen für ihren Gebrauch sich aneignen, wie z.B. die Römer die der Mazedonier, die Griechen die der Römer, die Sarmaten die der Germanen, die Goten meist die der Hunnen entlehnen. 59. Dieser Telephus also, der Sohn des Herkules und der Auge, der Gemahl einer Schwester des Priamus, von schlankem Körperbau, noch furchtbarer durch seine Kraft, der an Tapferkeit seinem Va-

ter nicht nachstand, war auch nach der Ähnlichkeit der Gestalt ein zweiter Herkules. Sein Königreich nannte man früher Mösien. Im Osten dieser Provinz sind die Donaumündungen, im Süden Mazedonien, im Westen Histrien, im Norden die Donau. 60. Der eben erwähnte Telephus also hatte Krieg mit den Danaern, wobei er in der Schlacht den Thesander, einen griechischen Fürsten, tötete; als er dann auch den Ajax angriff und den Ulixes verfolgte, straukelte sein Pferd an einem Rebstock; er fiel und wurde von Achilles mit dem Speiß am Schenkel verwundet, so dass er lange nicht geheilt werden konnte; die Griechen aber jagte er, obwohl er verwundet war, aus seinem Land. Nach seinem Tod folgte ihm sein Sohn Euryphilus in der Herrschaft nach, ein Sohn der Schwester des Phrygerkönigs Priamus. Er wurde, als er aus Liebe zu Cassandra am Trojanischen Krieg teilnehmen und seinen Verwandten und seinem Schwiegervater Hilfe bringen wollte, gleich nach seiner Ankunft getötet.

## TEXT 2: Historia Augusta, Aurelianus 33 und 34 (Übersetzung von Otto Tost)

33. Es ist nicht abseitig zu erfahren, welcher Art der Triumph des Aurelianus war. Denn er war äußerst glanzvoll, es gab drei königliche Wagen, unter diesen war einer derjenige, der Odaenathus gehört hatte, mit Silber, Gold und Edelsteinen geschmückt und verziert, der zweite (Wagen) war der, den der Perserkönig Aurelianus geschenkt hatte, der dritte derjenige, den sich Zenobia hatte bauen lassen – in der Hoffnung, damit die Stadt Rom zu besuchen; und darin täuschte sie sich auch nicht; denn auf diesem [Wagen] kam sie in die Stadt – besiegt und im Triumph mitgeführt.

Es gab noch einen weiteren Wagen, von vier Hirschen gezogen, der angeblich dem König der Goten gehört hatte. Mit diesem [Wagen] fuhr er, wie viele überlieferten, auf das Kapitol, um dort die Hirsche zu töten, die er – so wird berichtet –, als sie mit dem Wagen in ihren Besitz gekommen waren, Jupiter Optimus Maximus gelobt habe.

20 Elefanten schritten voraus, verschiedene wilde Tiere, heimisch in Libyen und Palästina – 200 an der Zahl –, die Aurelianus unmittelbar nachher Privatleuten schenkte, um nicht die Staatskasse mit den Kosten zu belasten [folgt]; weiters wurden in einer Reihe vier Tiger, Giraffen, Elche und andere Tiere solcher Art mitgeführt, 800 Gladiatorenpaarungen, außerdem die Gefangenen der barbarischen Stämme. Blemmyer, Axomiter, Araber, Inder, Baktrer, Spanier, Sarazenen, Perser – alle mit ihren Gaben; Goten, Alanen, Roxolanen, Sarmaten, Franken, Sueben, Vandalen, Germanen – Gefangene mit gebundenen Händen. Zwischen diesen gingen an der Spitze die Fürsten von Palmyra, die überlebt hatten, und die Ägypter – wegen ihres Aufstandes.

34. Auch zehn Frauen wurden mitgeführt, die man zwischen den Goten – in männlicher Rüstung kämpfend – gefangen hatte, wobei schon viele [der Frauen] getötet worden waren; eine Tafel zeigte deren Abstammung aus dem Stamm der Amazonen an – es wurden nämlich Tafeln vorangetragen, die die Namen der Stämme anzeigten.

Unter all den Trophäen war auch Tetricus in einem scharlachroten Umhang, einer gelblichen Tunica und mit gallischen Hosen angetan; sein Sohn, den er in Gallien zum Imperator ausgerufen hatte, war an ihn gebunden worden. Auch Zenobia kam daher, geschmückt mit Edelsteinen, in goldenen Ketten, die andere zu tragen halfen.

Goldene Kronen aller Stämme wurden vorangetragen, die durch erhabene Aufschriften kenntlich gemacht wurden. Und schon hatte das römische Volk selbst, schon hatten die Fahnen der Bruderschaften und der Lager, die gepanzerten Soldaten, die herrschaftliche Macht, weiters das ganze Heer und der Senat (wenn auch ein wenig trauriger gestimmt, sahen sie doch, dass auch über sie triumphiert wurde) dem Triumphzug viel an Glanz hinzugefügt. Schließlich gelangte er etwas vor der neunten Stunde auf das Kapitol, recht spät aber auf den Palatin. In den folgenden Tagen wurden dem Volk die Vergnügungen von Theateraufführungen, Zirkusveranstaltungen, Tierhetzen, Gladiatorenkämpfen und einer Seeschlacht geboten.

**TEXT 3: Widukind von Corvey, Gesta Saxonica 2 und 3 (Übersetzung: Ekkehart Rotter und Bernd Schneidmüller)**

2. So werde ich zunächst einiges Wenige über Ursprung und Zustand des Stammes vorausschicken, worin ich fast ausschließlich der Sage folge, da die allzu ferne Zeit fast jede Gewissheit verdunkelt. Denn die diesbezüglichen Meinungen sind verschieden, zumal die einen glauben, die Sachsen stammten von den Dänen und Normannen ab, andere aber deren Herkunft von den Griechen behaupten, wie ich selbst als Jugendlicher jemand rühmen hörte, dass die Griechen selbst angeben, die Sachsen seien die Reste des makedonischen Heeres gewesen, das Alexander dem Großen gefolgt und nach seinem zu frühen Tod über die ganze Erde zerstreut worden sei. Im Übrigen besteht kein Zweifel, dass es ein alter und edler Stamm gewesen ist. Sie werden nämlich in der Rede des Agrippa an die Juden bei Josephus erwähnt, und auch ein Ausspruch des Dichters Lukan wird dafür geltend gemacht.

3. Sicher aber wissen wir, dass die Sachsen mit Schiffen in diese Gegend gekommen und zuerst an dem Ort gelandet sind, der bis heute Hadeln genannt wird.

**TEXT 4: Ennodius, Theoderich-Panegyrikus, 89-93, ed. Rohr MGH, Studien und Texte 12 (Übersetzung: Christian Rohr)**

89. Aber auch die Schönheit deines Äußeren sollte nicht an letzter Stelle genannt werden, weil der Purpurschein deines königlichen Antlitzes dem Purpur deiner Würde noch zusätzlichen Glanz verleiht. Bringt eure edlen Gewande dar, ihr Serer, die ihr mit dem wertvollen Saft der Purpurschnecke färbt, liefert Decken, die nicht nur in einem Farbkessel ihren besonderen Wert einsaugten. Eine Girlande aus verschiedenfarbigen Edelsteinen möge geflochten werden, den Stein, den der Drache bewacht, schaffe man herbei. Welche Schmuckstücke die dir untertänige Welt auch sendet, sie werden, geziert von der Schönheit deines edlen Körpers, noch mehr leuchten. 90. Du hast eine Statur, die dich schon aufgrund der Größe als Herrscher ausweist. Der Schnee deiner Wangen passt harmonisch zu ihrer Röte, frühlinghaft leuchten in nie enden wollender Klarheit deine Augen. Deine Hände sind würdig, den Widersachern Verderben, den Untergebenen aber die erhofften Auszeichnungen zu bringen. 91. Niemand soll zur falschen Zeit sich seines Haarschmuckes rühmen, denn was bei anderen Herrschern Diademe ausmachen, schuf bei meinem König mit der Hilfe Gottes die Natur. Jene werden erst mit der Unterstützung von sehr vielen Schätzen ansehnlich, diesen jedoch machte sein natürliches, unveränderliches Wesen vornehmer. Wie? Mit Schmucksachen sollen sich diejenigen bemühen, die fremde Schönheit zu besitzen wünschen. 92. Italiens Herrscher vereint freundschaftlich zwei grundverschiedene Eigenschaften in sich: Im Zorn sprüht er wie kein anderer Blitze, im Frohsinn aber ist er wolkenlos schön. Ohne den Mund aufzutun, verspricht allein sein Antlitz den Gesandten der Völker Frieden oder Krieg, je nachdem, ob es einnehmend oder Furcht erregend ist. So viele äußere Vorzüge besitzt du, dass sie, auch wenn man sie auf mehrere Männer aufteilte, trotzdem diese noch vollkommen machte. 93. Wenn doch nur ein purpurgeladener Spross von dir das Glück unseres goldenen Zeitalters vermehrte! Wenn doch ein Erbe des Reiches auf deinem Schoß spielte, auf dass auch das geheiligte Kind eine solche Opfergabe, wie ich sie mit Worten darbringe, von uns entgegennimmt – als Zeugnis ähnlicher Freude.

**Ergänzungstexte  
ohne Übersetzung**

**TEXT 5: Anthologia Latina I. Carmina in codicibus scripta. ed. D. R. Shackleton Bailey, Stuttgart 1982: Gedichte aus dem vandalischen Nordafrika, spätes 5. Jahrhundert**

**In laudem regis (Nr. 371)**

Regia festa canam sollemnibus annua votis.

Imperiale decus Thrasamundi gloria mundi,  
regnantis Libyae. Toto sic clarior orbe  
sol radiante micans cunctis super eminent astris.  
In quo concordant pietas, prudentia, mores,  
virtus, forma, decus, animus cultusque virilis,  
invigilans nimium sollers super omnia sensus.

Sed quid plura moror? Vel quo me ad devia ducam?  
Solus habet toto quidquid praefertur in orbe.  
Parthia quot radiat sublimibus ardua gemmis,

Lydia Pactoli rutilas quot sulcat arenas,  
vellera quot Seres tingunt variata colore,  
regnantum meritis pretioso praemia dantes  
tegmene, quot fulgent admisto murice vestes,  
Africa quot fundi fructus splendentis olivae,  
et si quae telus gignit laudata per orbem  
in regnis venere tuis, cui maximus auctor  
contulit et soli tribuit haec cuncta potiri.

Te regnante diu fulgent Carthaginis arces,  
filia quam sequitur Alianas inpare gressu,  
nec meritis nec honore minor, cui plurimus ardens  
regnantis increvit amor, quam surgere fecit  
dilectisque locis claram vitalibus auris,  
quae meruit gressum meriti sufferre regentis.  
hinc freta marmoreo resonant sub gurgite ponti,  
hinc telluris opes viridanti cespate surgunt,  
ut maris et terrae dominus splendore fruatur.

Nam Carthago suam retinet per culmina laudem,  
Carthago [in] regem; victrix Carthago triumphat,  
Carthago Asdingis genetrix; Carthago coruscat,  
Carthago, excellens Libyas Carthago per ora;  
Carthago studiis, Carthago ornata magistris;  
Carthago populis pollet, Carthago refulget,  
Carthago in domibus, Carthago in moenibus ampla,  
Carthago et dulcis, Carthago et nectare suavis,  
Carthago florens, Thrasamundi nomine regnans.  
Cuius ut imperium maneat per saecula felix,  
optamus domino multos celebrare per annos  
annua, dum repetit fulgentia gaudia regni.



Abbildung eines Hilderich-Denars (Avers):

D(ominus) N(oster)  
HILDIRIX REX



Abbildung eines Hilderich-Denars (Revers): stehende Karthago mit Kornähren

FELIX KART(ha)G(o)

**De conviviis barbaris (Nr. 279)**

Inter „eils“ Gothicum „scapia matzia ia drincan“  
 non audet quisquam dignos edicere versus.  
 Nec virtus animi nec castae semita vitae  
 philosophum revocat turpiter esse virum.  
 Hoc agit infelix alios quo saepe notavit;  
 quodque nimis miserum est, mingitur artis honos.

**TEXT 6: Cassidor, Variarum XXV, ed. Mommsen MGH, Auct. Ant. 12, p. 291 und 292.**

**SENATUI URBIS ROMAE ATHALARICUS REX**

Cumulavimus quidem, patres conscripti, beneficiis nostris copiosum virtutibus, divitem moribus, plenum magnis honoribus Senatorem: cuius si merita consideretis, debemus omne quod solvimus. Qua enim compensatione commendandus est, qui aures dominantium luculenta saepius praedicatione complevit, dignitates sibi creditas eximia gravitate tractavit et nisus est tempora facere quae merito laudarentur in principe. Trahebat regnantis animum veritas et disertitudo dicatorum, cui sic omnia retulit, ut miraretur ipse qui fecit. Allegavit solus quod omnes iuvaret et dum purpuratas auditori suo fenerat laudes, gratiosum vobis nostrum fecit inperium. Commendat enim suam gentem, qui oratione placabili permulcet regiam summitatem, quando ex vobis et alter talis creditur, a quo similia postulentur. Patrem quoque clementiae nostrae in ipsa curia Libertatis qua disertitudine devotus asseruit! Recolitis quemadmodum facta eius orator nobilis excolebat, virtutes ipsius plus mirabiles faciens quam honores. In absoluto datur probare quod dicimus. Aestimate, patres conscripti, quali gratia potuistis ab illo respici, a quorum se corpore sic videbat ornari. Gloriosis quippe dominis gratiora sunt praeconia quam tributa, quia stipendium et tyranno penditur, praedicatio autem nisi bono principi non debetur. Quid, praeconiales viri, creditis his tantum fuisse contentum, ut dominos niteretur laudare superstites, a quibus dum vicissitudo praemiorum forsitan quaeritur, laboris taedia non vitantur? Tetendit se etiam in antiquam prosapiem nostram, lectione discens quod vix maiorum notitia cana retinebat. Iste reges Gothorum longa oblivione celatos latibulo vetustatis eduxit. Iste Hamalos cum generis sui claritate restituit, evidenter ostendens in septimam decimam progeniem stirpem nos habere regalem. Originem Gothicam historiam fecit esse Romanam colligens quasi in unam coronam germen floridum quod per librorum campos passim fuerat ante dispersum. Perpendite, quantum vos in nostra laude dilexerit, qui vestri principis nationem docuit ab antiquitate mirabilem, ut, sicut fuistis a maioribus vestris semper nobiles aestimati, ita vobis antiqua regum progenies inperaret. Cedimus, patres conscripti, et si adhuc referre volumus, beneficia collata superantur. Nostris quoque principiis quanto se labore concessit, cum novitas regni multa posceret ordinari? Erat solus ad universa sufficiens: ipsum dictatio publica, ipsum consilia nostra poscebant et labore huius actum est, ne laboraret inperium. Reperimus eum quidem magistrum, sed implevit nobis quaestoris officium et mercedes iustissima devotione persolvens cautelam, quam ab auctore nostro didicerat, libenter heredis utilitatibus exhibebat. Verum his aliquid maius adiciens primordia regni nostri et armis iuvat et litteris. Nam dum curae litorum regias cogitationes incesserent, subito a litterarum penetralibus electus par suis maioribus ducatum sumpsit intrepidus, cui quia defuit hostis, moribus trionphavit eximiis. Nam deputatos Gothos propriis pavit expensis,

ut nec provinciales percelleret nec fiscum nostrum expensarum oneribus ingravaret. Arma eius nulla possessorum damna senserunt. Fuit nimirum provinciarum verissimus custos: nam ille defensor proprie dicendus est, qui tuetur innoxie. Mox autem ut tempus clausit navium commeatum bellique cura resoluta est, ingenium suum legum potius auctor exercuit, sanans sine damno litigantium quod ante sub pretio constabat esse laceratum. Talem Metelli in Asia, talem Catonis in Hispania legis fuisse ducatum, qui plus de sua disciplina quam per arma laudati sunt: non iniuria, quia hostem congregari varius semper eventus est, indubitata vero gloria morum custodisse mensuram. Quid ergo? Num quid tali actione praesumens aliqua se elatione iactavit, dum familiare est hominibus extolli, cum bene de se cognoverint aestimari? Nonne tanta se communi tractavit, ut principis sibi gratiam ad beneficia tantum crederet esse concessam, benivolus cunctis, moderatus in prosperis, ignorans nisi graviter lacessitus irasci? Qui cum sit iustitia rigidus, ad remissiones irarum non perdurat austerus: suarum rerum distributor egregius et dum nesciat aliena quaerere, novit propria largus offerre. Hos igitur mores lectio divina solidavit, quando semper bene geritur, si caelestis metus humanis motibus obponatur. Hinc enim virtutum omnium sumitur manifesta cognitio: hinc sapientia veritatis sapore conditur. Sic ad omnia redditur humilis, quem inluit doctrina caelestis. Huic ergo, patres conscripti, deo auspice a duodecima indictione praefecturae praetorianae regendam tribuimus dignitatem, ut querellas omnes infidelium nundinatione collectas deo praestante sua integritate componat faciatque tam nimium desideratus, ut cunctis possit esse beneficus. Assint superna dispositis, ut quem nos probavimus longa conversatione prudentem, prosperrimus sibi, fidelissimus nobis, utilis rei publicae debeat inveniri et relinquat posteris famam, per quam gloriosam saeculis suam faciat esse familiam.

## Kommentar zu den Ergänzungstexten

**Zu TEXT 5:** Anthologia Latina I. Carmina in codicibus scripta. Ed. D. R. Shackleton Baily, Stuttgart 1982: Gedichte aus dem vandalischen Nordafrika, spätes 5. Jahrhundert

Im s.g. Codex Salmasianus (Paris) ist eine lateinische Gedichtesammlung überliefert, die ins spätantike und von den Vandalen beherrschte Nordafrika gehört. Abgesehen davon, wie intensiv auch noch in dieser Zeit lateinische Literaturtraditionen bestehen, ist bemerkenswert, wie vandalische Könige und Aristokraten mühelos den Platz der Kaiser bzw. Senatsaristokratie als Förderer, Gönner und Euergeten (vgl. Paul Veyne, Brot und Spiele) einnehmen.

Nr. 279, *De conviviis barbaris*, ist bemerkenswert, da der Dichter hier unverblümt seine Abneigung gegen barbarische Lebensweise und Sprache, Gebrüll, Tanz und Gelage um Ausdruck bringt. Zwischen dem gotischen „Heil, bring zu essen und zu trinken!“ kann man ja wirklich nicht mehr dichten.

Dagegen ist Nr. 371 eine panegyrische Huldigung an den König Thrasamund, der - wie auch aus anderen Quellen bekannt - großes Interesse an der lateinischen Kultur wie der Theologie hatte. Die besondere Betonung Karthagos und der Förderung des Königs dieser Stadt fällt auf. Der numismatische Parallelfund hierzu: diverse Münzbilder der Vandalenkönige, auf denen die Karthago mit Ären oder anderen Symbolen der Fruchtbarkeit erscheint (vgl. die Abbildung eines Hilderichdenars). Die Stadt war von zentraler Bedeutung für das Regnum, da sie ja die größte neben Rom, Konstantinopel und vielleicht noch Alexandria im 5. Jh. am Mittelmeer war, das Regnum kann man wohl eher als Karthago mit Hinterland bezeichnen.

Im Ganzen: die erstaunlich schnelle Integration barbarischer Kriegereliten in die spätantike Mittelmeerkultur.

**Zu TEXT 6:** Cassidor, *Variae XXV*, ed. Mommsen MGH, Auct. Ant. 12, p. 291 und 292.

Diesen Brief schrieb Cassiodor im Auftrag des minderjährigen Gotenkönigs Athalarich. Der *libellus* enthält die wesentliche Aussage, dass die Gotengeschichte zur römischen Geschichte gemacht werden soll. Die Vereinigung beider Überlieferungen in einer großartigen und teils grotesken Konstruktion ist nur in der Version des Jordanes überliefert (Vgl. Text 1).

Der Gotenkönig tritt dem Senat gegenüber und versucht Alter und Würde seiner Familie der Amaler (*Hamali* im Brief) zu rechtfertigen. Der Text legt Zeugnis ab über einen folgeschweren Versuch, sich in die römische Kultur und Geschichte zu integrieren. Letztlich blieben solche Mechanismen bis in die Neuzeit relevant, um politische Identitäten zu legitimieren. Das gotische Regnum, ein „Kingdom of the Empire“, ein Staatsgebilde, das von den Zeitgenossen immer noch als Teil des Imperium Romanum verstanden wurde, befand sich schon in der Krise. Verschiedene verdiente Senatoren, die zuvor bestens mit den Goten gearbeitet hatten wie Boethius, waren rund um die Nachfolgefragen Theoderichs hart bestraft worden, der Friede war gestört. Umso stärker der Versuch einer nachhaltigen Integration in den Vorstellungen vom historischen Gewordensein.

(Vgl. zum Text: Wolfram 1990, 26; Wolfram 2001, 254f; Pohl 2001, 147f.)

## Der lateinische Brief des Priesterkönigs Johannes

Die „interessanteste Fälschung der Geschichte“  
als Kern von Umberto Ecos „Baudolino“

Hermann Niedermayr

In der Rahmenhandlung von Umberto Ecos Roman „Baudolino“, der im Jahr 2000 auf Italienisch und ein Jahr später in deutscher Übersetzung erschienen ist, erzählt der Titelheld dem byzantinischen Chronisten Niketas Choniates sein bewegtes Leben: Als

Adoptivsohn des Kaisers Friedrich Barbarossa habe er die Pergamente seines Lehrers Otto von Freising abgeschabt, auf denen dieser die erste Fassung seiner *Chronica sive Historia de duabus civitatibus* niedergeschrieben hatte, um Beschreibmaterial für seine eigene Lebensgeschichte zu gewinnen. Damit will Eco seinen Lesern glaubhaft machen, dies sei der eigentliche Grund für die Existenz einer zweiten Fassung von Ottos *Chronica*. Bevor der aus dem Geschlecht der Babenberger stammende Otto, zugleich Onkel des Kaisers, 1158 stirbt, gibt er laut Eco dem *puer dilectissimus* Baudolino auf dem Totenbett folgenden Rat (Baudolino, S.71f.):

„Baudolino, denk an das Reich des Presbyters Johannes. Nur wenn man danach sucht, wird man das Banner der Christenheit über Byzanz und Jerusalem hinaustragen können. Ich habe dich viele Geschichten erfinden hören, die der Kaiser geglaubt hat. Also wenn du keine anderen Nachrichten über jenes Reich hast, erfinde welche. Merk dir, ich bitte dich nicht zu bezeugen, was du für falsch hältst – das wäre Sünde –, sondern falsch

zu bezeugen, was du für richtig hältst. Das ist ein gutes Werk, denn es behebt den Mangel an Beweisen für etwas, das zweifellos existiert oder geschehen ist – und zweifellos existiert ein Priesterkönig Johannes jenseits der Länder der Perser und der Armenier, hinter Bakt<r>a, Ekbatana, Persepolis und Arbela, woher die Magier kamen...“ Genau zur Mittagsstunde gab Otto ein leises Pfeifen aus der schon rauen Kehle von sich, und die Augen blieben offen und starr, als betrachte er seinen Priester Johannes auf dem Thron. Baudolino schloss ihm die Augen und vergoss echte Tränen.

Ottos *ultima verba* bringen ein Hauptmotiv des Romans zur Sprache, nämlich das schwer definierbare Verhältnis von Realität und Fiktion sowie das Ineinandergreifen von Wahrheit und Lüge, und es ist kein Zufall, dass dieses Problem gerade an der schillernden Figur des Presbyters Johannes festgemacht wird.





Tatsächlich steht die älteste<sup>1</sup> Nachricht von der Existenz eines solchen Priesterkönigs bei Otto von Freising. Ein Bischof Hugo aus dem syrischen Gabala (heute: Jablah) habe ihm am 18.11.1145 in Viterbo von diesem mächtigen christlichen Fürsten erzählt, der es seinen biblischen Vorfahren, den drei Magiern<sup>2</sup>, gleichzutun und nach Jerusalem ziehen wollte (Text 1). Eco baut diesen Bericht folgendermaßen in seinen Roman ein (Baudolino, S.60: Otto spricht zu seinem Neffen Friedrich Barbarossa):

*„Friedrich, ich habe in meiner Chronica geschrieben..., dass vor geraumer Zeit, als Eugen III. auf dem Stuhl Petri saß, der syrische Bischof Hugo von Gabala, der mit einer armenischen Gesandtschaft zu Besuch beim Papst war, ihm erzählte, es gebe im äußersten fernen Osten, in der Nähe des Irdischen Paradieses, das Reich eines Priesterkönigs, des sogenannten Presbyters Johannes, der sicher ein christlicher König sei, wenn auch ein Anhänger der nestorianischen Häresie, und dessen Vorfahren jene Magier aus dem Morgenlande gewesen seien, Priesterkönige auch sie, aber Inhaber einer uralten Weisheit, die das Jesuskind in der Krippe besucht hatten... Es gibt ein christliches Reich im Osten von Jerusalem und dem Lande der Ungläubigen. Und der Kaiser, dem es gelänge, die beiden Reiche zu vereinen, würde dadurch das Reich der Ungläubigen und selbst das von Byzanz auf zwei einsame Inseln reduzieren, die verloren im großen Meer seines Ruhmes lägen!“*

In der Darstellung Ecos tut Kaiser Friedrich allerdings diese Erzählungen als Phantastereien ab.

Die moderne Geschichtsforschung ist sich weitgehend einig, dass der historische Kern dieses Berichtes in einer Schlacht des Jahres 1141 liegt, in der Je-lü ta-shih, Herrscher des nestorianischen Turkvolks der Kara-Khitai, den muslimischen Choresm-Shah Sandshar vernichtend schlug. Der Name Sandshar scheint bei Otto in verballhornter Form als Bezeichnung eines angeblich gemeinsam herrschenden Brüderpaars auf (*Samiardi*). Otto gibt dem christlichen Herrscher den Namen Johannes und sagt von ihm, er sei König und Priester zugleich (*rex et sacerdos*). Der Name spielt auf den Verfasser der neutestamentlichen Apokalypse an, über den Eusebios von Kaisareia in seiner Kirchengeschichte (3, 39) aussagt, er sei nicht mit dem Evangelisten identisch und werde zur Unterscheidung *Presbyter* genannt. Die Vereinigung von oberstem Priester- und Herrscheramt in einer Person erinnert an den biblischen Priesterkönig Melchisedek (Gen 14, 18), der in der Zeit des Investiturstreits als idealisiertes Gegenbild zur abendländischen Spaltung zwischen *imperium* (Kaiser) und *sacerdotium* (Papst) angesehen wurde. Der Priesterkönig Johannes wird somit zur Symbolfigur allerer, welche die kuriale Zwei-Schwerter-Theorie bekämpfen<sup>3</sup>.

Als Vorgängergestalt des Presbyters Johannes gilt ein dubioser Patriarch von Indien gleichen Namens, der im Jahre 1122 in Konstantinopel auftauchte und von dort weiter nach Rom geschickt wurde. Dort berichtete er dem Papst Calixtus II. von seinem Patriarchensitz Ulna. Dieser Ort sei die Hauptstadt Indiens und liege angeblich am Gold und Edelsteine mit sich führenden Paradiesfluss Phison. Vor der Stadt liege an einem schwer zugänglichen Ort die Grabeskirche des hl. Thomas, des Apostels der Inder, der allerlei Wunder wirke. Das Ereignis

<sup>1</sup> Von den BRINCKEN (1973), 386, hält folgende in der Fortsetzung der Admonter Annalen zum Jahr 1141 überlieferte Notiz für älter: *Johannes presbyter rex Armeniae et Indiae cum duobus regibus fratribus Persarum et Medorum pugnavit, et vicit (Continuatio Admuntensis, ed. Wilhelmus WATTENBACH, Leipzig 1851 (= MGH, Scriptores 9), p.580. Der Eintrag findet sich jedoch nur in den Codices der Gruppe A (der älteste Vertreter ist der 1181 geschriebene Codex Garstensis) und basiert offensichtlich auf Ottos Darstellung.*

<sup>2</sup> Zur Konzeption, die „Heiligen Drei Könige“ seien Vorfahren des *Johannes presbyter*, vgl. den Exkurs bei von den BRINCKEN (1973), S.412-419; außerdem KALTENBRUNNER, S.80-99.

<sup>3</sup> KALTENBRUNNER, S.105: „Niemals erscheint Johannes als Statthalter oder gar Kreatur des Papstes, immer als Verbündeter des Kaisers, ja manchmal geradezu als reichsfrommer Gegenpapst.“

wird in zwei Quellen erwähnt, in einem auf das Jahr 1126 datierten Brief des Abtes Oddo von St.Remi in Reims<sup>4</sup> und beim französischen Chronisten Alberich von Troisfontaines (Text 2). Ob es sich bei diesem sog. Patriarchen von Indien um einen Schwindler oder wirklich um einen orientalischen Kirchenfürsten handelt, ist in der Forschung umstritten<sup>5</sup>. Obwohl die Erzählung des angeblichen Patriarchen „ganz deutlich den Stempel der Mystifikation“ trägt und „den frommen oder eigennütigen Betrug“ verrät<sup>6</sup>, wurde sie noch in der Schedelschen Weltchronik von 1493 für bare Münze genommen (Blatt CXCVIII, Abb.1).

Zurück zu Ecos Fiktion: Nach Ottos Tod geht Baudolino, der sich unsterblich in die Kaiserin Beatrix verliebt hat, zum Studium nach Paris, schreibt für seinen poetisch unbegabten Kommilitonen, den zum Hofdichter des Kölner Erzbischofs Rainald von Dassel avancierten Archipoeta, all jene Gedichte, mit denen dieser Berühmtheit erlangt (endlich ist dank Eco das Geheimnis der wahren Identität dieses genialen Dichters gelüftet!), und verschafft dem Kölner Dom seines Gönners Rainald mit einer Lügengeschichte die Reliquien der Heiligen Drei Könige (Baudolino, S.138f.):

*Mit einer so schön konstruierten Geschichte kehrte Baudolino am Ende des Jahres zu Rainald zurück, und er erinnerte ihn auch daran, dass die Magier, folgte man Otto, die Vorfahren des Priesters Johannes gewesen sein mussten, dem sie ihre Würde und ihre Funktion vererbt hatten. Daher die Macht dieses Priesters über die drei Indien oder zumindest eines von ihnen. Rainald hatte diese Worte von Otto ganz vergessen, doch kaum hörte er Baudolino einen Priester erwähnen, der ein Reich beherrschte, also einen neuerlichen König mit Priesterfunktionen, Papst und Monarch zugleich, war er überzeugt, damit eine gute Waffe gegen Alexander III. zu haben: die Magier Priesterkönige, Johannes ein Priesterkönig – was für eine wunderbare Figur, Allegorie, Weissagung, Prophezeiung, Antizipation jener kaiserlichen Würde, mit welcher er Friedrich auszustatten bemüht war! „Baudolino“, sagte er sofort, „um die Magier kümmere ich mich jetzt, denk du an den Priester Johannes. Nach allem, was du mir erzählt hast, haben wir bisher nur Gerüchte, das reicht nicht. Wir brauchen ein Dokument, das seine Existenz bestätigt und aus dem hervorgeht, wer und wo er ist und wie er lebt.“ „Und wo soll ich das finden?“ „Wenn du keins finden kannst, stell eins her. Der Kaiser hat dich studieren lassen, jetzt ist der Moment gekommen, dein Können zu zeigen.“*

Baudolino macht sich nun mit Hilfe seiner Freunde daran, diesen ominösen Brief zu verfassen (die Kunst, falsche Urkunden und Dokumente herzustellen, stand im 12.Jh. tatsächlich in höchster Blüte). Umberto Eco schildert in einem Interview, wie er auf die Idee verfiel, rund um dieses fiktive Schreiben einen Roman zu entwerfen<sup>7</sup>: „Ursprünglich sollte die Geschichte von Baudolino in der heutigen Zeit angesiedelt sein. Ich dachte an ein paar Journalisten, die eine Zeitung gründen und Sensationsmeldungen erfinden. Dann fragte ich mich: Welches war die unglaublichste Sensationsmeldung und vielleicht auch interessanteste Fälschung der Geschichte? Der Brief des so genannten Priesterkönigs Johannes: Ein obskures Dokument, das in 120 verschiedenen Handschriften überliefert ist und von einem wunderbaren, im Osten liegenden Reich voll Fabelwesen erzählt, die das gesamte Mittelalter faszinierten. Dann

<sup>4</sup> *Epistola ad Thomam comitem de quodam miraculo S. Thomae apostoli*, Migne PL 172, 1854, pp.1331-1334

<sup>5</sup> OLSCHKI (1931), S.1: „Es ist freilich nicht zu ermitteln, ob dieser Orientale ein Schwärmer oder ein Besessener gewesen ist. Sein Bericht ist im wesentlichen kirchlicher Natur und enthält eine prahlerische Beschreibung der Wundertätigkeit des heiligen Thomas, der kirchlichen Zeremonien und der Bekehrung asiatischer Heiden zum christlichen Glauben nestorianischer Observanz.“ Von den BRINCKEN (1973), S.385, vermutet in ihm einen „persischen Nestorianer“.

<sup>6</sup> OLSCHKI (1931), S.1f.

<sup>7</sup> Die folgenden Zitate sind dem Interview „Das Selbstvertrauen eines Lügners“ entnommen, das Tobias Eisermann mit Umberto Eco führte (Der STANDARD vom 25./26.08.2001, S.27). Der Semiotiker Eco hat sich auch theoretisch mit dem Problem „Fälschungen“ auseinandergesetzt: ECO (1995), S.217-255.

wurde mir klar, dass dieser Brief in der Regierungszeit von Kaiser Friedrich Barbarossa auftauchte. In die gleichen Jahre fällt auch die Gründung meiner Heimatstadt Alessandria im Piemont.“ Im „Baudolino“ wollte nun der fabulierende Professor all dies miteinander verknüpfen: „den Brief des Priesters Johannes mit der Möglichkeit einer Reise in einen geheimnisvollen Orient und andererseits die bäuerlich-wirklichkeitsnahe Welt“ seiner Heimatregion. Er erzählt nach eigener Aussage „die Geschichte eines Lügners. Jedoch eines Lügners, der sich großartige Gründermythen erfindet. Daher geht es nicht mehr um eine Geschichte der Lüge, sondern ... um eine Geschichte der Utopie.“ Dem Leser wird klar, „dass Baudolino sein ganzes Leben einen Traum verfolgt, den er selbst konstruiert hat. Am Ende ist Baudolino sechzig Jahre alt und steigt nach zahlreichen Schicksalswendungen noch einmal aufs Pferd, um sich erneut auf die Suche nach dem Reich des Priesterkönigs zu machen, das er selbst erfunden hat. Angesichts dieses Selbstvertrauens wird mithin das Problem von Wahrheit und Lüge sekundär.“ Eco umreißt hier mit wünschenswerter Deutlichkeit die Grundidee seines Romans, ähnlich wie er den Handlungskern seines bislang erfolgreichsten Romans „Der Name der Rose“ umschrieben hatte:<sup>8</sup> „Ich hatte den Drang, einen Mönch zu vergiften. Ich glaube, Romane entstehen aus solchen Ideen-Keimen, der Rest ist Fruchtfleisch, das man nach und nach ansetzt.“

Tatsächlich tauchte um 1165 ein an den byzantinischen Kaiser Manuel I. Komnenos (1143-1180) gerichteter Brief eines Priesters Johannes auf, der die Macht, den Reichtum und die Wunderfülle seines im Osten liegenden Reiches schilderte. Dieses lateinische Sendschreiben, an dessen Authentizität niemand zweifelte, erregte ungeheures Aufsehen, wurde noch im 12. Jahrhundert durch zahlreiche Interpolationen erweitert und bald in mehrere Sprachen (auch ins Hebräische<sup>9</sup>) übersetzt. Eine mittelhochdeutsche Nachdichtung des Briefes wurde ins Ambraser Heldenbuch aufgenommen. Als *Epistola presbiteri Ianelli* steht der Brief (unter den Einträgen des Jahres 1284) in den ghibellinischen Annalen von Piacenza<sup>10</sup>. Obwohl der lateinische Text zahlreiche Gräzismen aufweist, scheint es ein gelegentlich postuliertes griechisches Original eher nicht gegeben zu haben. Auch diejenigen Forscher, die für einen griechischen Urtext des Briefes plädieren, müssen einräumen, dass bereits der dokumentarische Kern „schlechte Gliederung und gedankliche Sprünge zeigt, wie es weder einem durchgefeilten diplomatischen Schriftstück noch einer gekonnten literarischen Fiktion besonders gut anstehen“<sup>11</sup>. Die *inscriptio* mancher Handschriften gibt an, Kaiser Manuel habe das Schreiben an Kaiser Friedrich Barbarossa (1152-1190) und an Papst Alexander III. (1159-1181) weitergereicht. Der Letztgenannte ließ, allerdings erst zwölf Jahre später (1177), eine Antwort redigieren, die er einem Arzt namens Magister Philippus zur Übergabe an den angeblichen Priesterkönig anvertraute (**Text 4**).

Für die Textkonstitution des Presbyter-Briefes muss man immer noch auf die text- und quellenkritischen Studien Friedrich Zarnckes (1876 und 1879) zurückgreifen (**Text 3**). Zarncke konnte 97 lateinische Handschriften nachweisen, die fünf verschiedene, teilweise erheblich erweiterte Fassungen des Sendschreiben bieten. Da sich die Anzahl der inzwischen bekannten Manuskripte verdoppeln lässt<sup>12</sup>, wäre eine moderne kritische Ausgabe ein dringendes Desiderat. **Abb.2** zeigt eine Seite der Handschrift B3 der Hessischen Landesbibliothek Fulda mit dem Beginn des Briefes.

<sup>8</sup> ECO (1986), S.21

<sup>9</sup> Edward ULLENDORFF / C.F. BECKINGHAM (eds.), *The Hebrew Letters of Prester John*, Oxford 1982. Die englische Übersetzung dieser hebräischen Fassung wurde auszugsweise ins Internet gestellt: [college.hmco.com/history/west/mosaic/chapter9/source266.html](http://college.hmco.com/history/west/mosaic/chapter9/source266.html)

<sup>10</sup> *Annales Placentini Gibellini*, ed. Georgius Heinricus PERTZ, Hannover 1863 (= MGH, Scriptores 18), pp.579-581

<sup>11</sup> Von den BRINCKEN (1985), S.92

<sup>12</sup> BAUM, S.353-365, führt über 200 lateinische Handschriften an.

Nach dem Umfang der Interpolationen unterscheidet Zarncke folgende fünf Rezensionen<sup>13</sup>:

1. Handschriften, die den ursprünglichen Text ohne Interpolationen bieten
2. Handschriften mit der Interpolation A (ausführlichere Darstellung der Pfeffergewinnung: §§25-26)
3. Handschriften mit der Interpolation B (Beschreibung eines konkaven, Krankheiten heilenden Wasserbeckens: §§34-37; Schilderung des zweiten Palastes: §§76-96)
4. Handschriften mit der Interpolation C (Herrschaft über die apokalyptischen Völker Gog und Magog: §§15-20)
5. Handschriften mit der Interpolation D (Beschreibung weiterer Monstren in §14, zusätzliche Informationen Amazonen und Brahmanen in §55, ausführlichere Beschreibung des ersten Palastes in §66 und des zweiten Palastes in §96.

Fast alle inhaltlichen Motive der Urfassung (und in noch höherem Maße der Interpolationen) sind aus antiken und frühmittelalterlichen Berichten über die *Mirabilia des Orients* wohl bekannt<sup>14</sup>. „Aber gerade diese Wiederkehr vermeintlich beglaubigter und gelehrt bestätigter Angaben im Presbyterbriefe erhöhte seine Glaubwürdigkeit und seinen Überzeugungswert.“<sup>15</sup> Über den Stil des Briefes werden mit Recht ungünstige Urteile gefällt: „Im übrigen dienen die zahlreichen späteren Ergänzungen und Exkurse einer umständlicheren Aufzählung von Wunderdingen, als man sie im Original vorfindet. Vorbildlich blieb auch sein Stil, der teils platt und sachlich, teils schwülstig und bombastisch, mit Vorliebe die *Enumeratio* der mittelalterlichen Rhetorik verwendet und diese mit seltsamen, griechisch anklingenden Wörtern steigert und schmückt.“<sup>16</sup> Die unleugbare stilistische Unbeholfenheit dient den Verfechtern der Übersetzungsthese als gewichtiges Argument: „Auch stilistisch spricht vieles für einen Autor, der lateinische Stilmittel nicht frei verwenden konnte,... Die häufigen Wortwiederholungen wirken wenig rhetorisch gekonnt und wären am ehesten durch Einengung angesichts einer Übertragung verständlich.“<sup>17</sup> Wie in der mittelalterlichen Kanzleisprache üblich, spricht der angebliche Verfasser angesichts seines Ranges von sich in der 1. Person Plural und verwendet oft vollmundige Umschreibungen, wie z.B. *maiestas nostra, excellentia nostra, altitudo nostra, iustitia nostra, celsitudo nostra, magnificentia nostra, sublimitas nostra, potentia nostra, serenitas nostra, mansuetudo nostra*.

Wenn nun der Aufbau des lateinischen Briefes mit dem zwölften Kapitel von *Ecos Roman* („Baudolino schreibt den Brief des Priesters Johannes“) durchgängig verglichen wird, soll dieses Verfahren einem doppelten Zweck dienen: Man soll sich einen Überblick über den Inhalt des Briefes verschaffen und zugleich erkennen können, wie sklavisch eng sich Eco hier an seine Vorlage anlehnt. Eco hat sich auch theoretisch zu dieser postmodernen *Centotechnik* bekannt, die an die Stelle der „Negation des bereits Gesagten ... dessen ironische Neureflexion“ setzt<sup>18</sup>. Wie schon im „Namen der Rose“, wo er etwa die literarisch wenig

<sup>13</sup> ZARNCKE (1874), S.20-33

<sup>14</sup> Darüber handelt der jetzt in deutscher Übersetzung zugängliche klassische Aufsatz von Rudolf WITTKOWER, *Die Wunder des Ostens. Ein Beitrag zur Geschichte der Ungeheuer*, in: ders., *Allegorie und der Wandel der Symbole in Antike und Renaissance*, Köln 2002, S.87-150 (urspr.: *Marvels of the East. A Study in the History of Monsters*, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institute* 5, 1942, S.158-197)

<sup>15</sup> OLSCHKI (1931), S.5

<sup>16</sup> OLSCHKI (1931), S.7

<sup>17</sup> Von den BRINCKEN (1985), S.92

<sup>18</sup> ECO (1986), S.80

bedeutende *Cena Cypriani* ausgeschrieben hatte<sup>19</sup>, zieht er auch im „Baudolino“ ein obskures Machwerk heran; beidesmal in der Absicht, einen „von den Kritikern stets verachteten Plunder“ zum Leben zu erwecken, „der es gleichwohl verstanden hat, Mythen zu schaffen und die Bilderwelten von mehr als einer Generation zu bevölkern“<sup>20</sup>. Lediglich diesen Aspekt möchte die folgende Darstellung erhellen; den „Baudolino“ als einen gelungenen historischen Roman zu würdigen, der die Italienpolitik des Kaisers Friedrich Barbarossa in ein neues Licht rückt, aber auch die Mentalität der Kreuzfahrer und ihrer byzantinischen Zeitgenossen erhellt, würde zu weit führen<sup>21</sup>. Wie im „Namen der Rose“ ist Eco auch in seinem zweiten großen Mittelalter-Roman seinem Vorsatz treu geblieben, dass „alles, was fiktive Personen ... sagen, in jener Epoche *sagbar* sein sollte“<sup>22</sup>.

Eco malt die fiktive Entstehung des Briefs in einer Pariser Studentenbude breit aus: Er lässt neben Baudolino, auf den er das Gros des Textes zurückführt, noch fünf weitere Studienkollegen an diesem pseudepigraphischen Produkt mitwirken: den Mauren Abdul, den jüdischen Rabbi Solomon, den uns schon bekannten Archipoeta und die beiden fahrenden Scholaren Boron und Kyot. Alle sechs Freunde lassen, so Eco, ihre unterschiedlichen, von ihrer Herkunftskultur geprägten Vorstellungen in die Beschreibung des Reichs dieses sagenhaften Priesterkönigs einfließen. Eco weist auf diese Weise nachdrücklich darauf hin, dass das unter dem Namen des Priesters Johannes überlieferte Schreiben kompilatorischen Charakter hat und sich aus heterogenen Überlieferungssträngen speist. So ist etwa Rabbi Solomon für das Einarbeiten jüdischer Traditionen zuständig, während Boron und Kyot möglichst viele Bezüge zur Geschichte des Heiligen Grals herstellen. Robert de Boron aus Montbéliard ist als Autor eines Grals-Romans (um 1180 n.Chr.) bekannt, während Wolfram von Eschenbach versichert, die Hauptquelle seines „Parzifal“ sei die Dichtung des aus Provins (der Hauptstadt der Champagne) stammenden Kyot<sup>23</sup>. In den Schlussversen des „Parzifal“ (XVI Str.822, V.1071ff.) wird der Priester Johannes tatsächlich als Sohn von Parzifals Halbbruder Feirefiz und der Rapanse de Schoye, der Schwester des Gralskönigs Anfortas, bezeichnet. Von der Dichtung Wolframs ist wiederum Albrecht von Scharfenberg abhängig, der im „Jüngeren Titurel“ (um 1270 n.Chr.) den Gral-Mythos mit dem Mythos vom Priesterkönig Johannes verbindet. Albrecht bezieht seine Kenntnisse von Indien, wohin er Feirefiz mit seiner Gattin ziehen lässt, offensichtlich aus dem Brief des Priesters Johannes<sup>24</sup>. In Ecos Fiktion diktiert Baudolino den Brief seinem Freund Abdul, weil dessen Handschrift „am ehesten an die Art und Weise erinnerte, wie ein Orientale lateinische Buchstaben schrieb“ (Baudolino, S.160). Die Einleitung des Briefes (mit der *intitulatio*) kann Baudolino noch allein formulieren; im weiteren Verlauf mischen sich jedoch seine Freunde immer stärker ein und schlagen Änderungen und Ergänzungen vor.

§§1-8: Nach einer hochtrabenden Grußformel (der Titel *dominus dominantium*, ein Zitat aus Dt 10,17, begründet den Anspruch auf Universalherrschaft, während die Bezeichnung „Staatslenker der Rhomäer“ für Kaiser Manuel despektierlich ist; ebenso der Ausdruck

<sup>19</sup> Christine MODESTO, Studien zur „Cena Cypriani“ und zu deren Rezeption, Tübingen 1992 (= Classica Monacensia 3)

<sup>20</sup> ECO (1986), S.82

<sup>21</sup> Zwei Rezensionen widmen sich vorrangig diesem Gesichtspunkt: Horst FUHRMANN, Wer gut lügt, kann auch gut dichten. Umberto Eco und sein Baudolino-Roman ([www.hanser.de/literatur/sepcials/eco/buch.htm](http://www.hanser.de/literatur/sepcials/eco/buch.htm)); Summer BLOCK, *Mundus senescit*. Umberto Eco recreates the Middle Ages ([www.raintaxi.com/online/220winter/eco.shtml](http://www.raintaxi.com/online/220winter/eco.shtml))

<sup>22</sup> ECO (1986), 88. Im schon zitierten STANDARD-Interview vom 25./26.08.2001 findet sich eine programmatische Äußerung ECOs: „Das Mittelalter wiederzulesen... heißt, Europa heute besser zu verstehen.“

<sup>23</sup> Die sog. „Kyot-Frage“ widmet sich dem bisher von der Germanistik noch nicht eindeutig gelösten Problem, ob dieser Kyot tatsächlich der Schöpfer des Urparzifals ist oder nur eine Erfindung Wolframs.

<sup>24</sup> Von den BRINCKEN (1973), S.401, und KALTENBRUNNER, S.241-243.

*Graeculi* für die Byzantiner in §4) kündigt der Presbyter an, einen Würdenträger mit Geschenken nach Byzanz zu entsenden; er erkundigt sich nach der Rechtgläubigkeit des Adressaten und betont, von der menschlichen Hinfälligkeit seiner Person zu wissen (zum Unterschied vom byzantinischen Kaiser, der sich wie ein Gott verehren lässt). In herablassender Form bietet er Kaiser Manuel an, dieser könne bei ihm das Amt des Haushofmeisters bekleiden. Der Briefbeginn, der somit weltlichen Hochmut und christliche Demut vereint, hat etwa folgenden Sinn: „Ihr Herrscher Europas ... seid alle Menschen, wenn man euch auch für Götter hält; ihr seid aber arme Teufel, denen ich leicht helfen könnte, etwa mit einer einträglichen Anstellung an meinem Hofe, als meine Diener, nicht etwa als meinesgleichen, obwohl ich nur ein Mensch und nur ein Priester in meinem Wunderreiche bin.“<sup>25</sup>

Eco übersetzt §§1-5 ziemlich wörtlich; beim Geschenk, das der Priesterkönig in den Westen schickt, lässt er unter den Freunden eine Diskussion darüber beginnen, welcher Art diese Gabe denn sein sollte. Schließlich einigen sie sich auf einen unbestimmten Ausdruck, wobei der Semiotiker Eco (bzw. sein Sprachrohr Baudolino) am überlieferten Text in §6 (*[h]ierarcham*) sogar eine Konjektur anbringt (Baudolino, S.164):

„Gut, sagen wir also“, schlug Baudolino vor, „er schickt ihm einen Schrein, eine Truhe, eine Lade. Sagen wir: *accipe istam veram arcam, nimm diese echte Lade entgegen...*“ „Das ist nicht schlecht“, sagte Rabbi Solomon. „Es ent- und verhüllt zugleich. Es öffnet den Weg zum Strudel der Interpretation.“

§§9-11: Schilderung des Reichtums, der Macht und der Freigebigkeit des Presbyters (die 72 tributpflichtigen Könige spielen auf die 72 von Jesus ausgesandten Jünger an, vgl. Luk 10,1). Er kündigt an, nach Jerusalem ziehen zu wollen, um die Feinde des Christentums zu vernichten. (Baudolino, S.164f.:)

„Keine Demut“, empfahl Abdul, „der Priester steht so hoch über allem, dass er sich Hochmut erlauben kann.“ Sehr richtig. Baudolino entledigte sich aller Hemmungen und diktierte. Jener Herr der Herrschenden, *dominus dominantium*, überragte alle Könige auf Erden an Macht, und seine Reichtümer waren grenzenlos, zweiundsiebzig Könige zahlten ihm Tribut, zweiundsiebzig Provinzen gehorchten ihm, auch wenn sie nicht alle christlich waren – womit Solomon zufriedengestellt war, denn so gehörten auch die verstreuten Stämme Israels zu seinen Untertanen. Seine Herrschaft erstreckt sich über die drei Indien, sein Gebiet reichte von den fernsten Wüsten im Osten bis zum Turm von Babel... „Ist das nicht zuviel?“ fragte Solomon. „Nein, nein“, sagte der Poet, „es geht darum, sowohl den Papst in Rom wie den Kaiser von Byzanz vor Neid platzen zu lassen. Setz noch hinzu, dass der Priester Johannes gelobt hat, mit einem mächtigen Heer das Heilige Grab zu besuchen, um die Feinde Christi niederzuwerfen. Das nur zur Bestätigung dessen, was Otto gesagt hatte, und um dem Papst das Maul zu stopfen, falls er etwa einwenden sollte, dass es ihm nicht gelungen sei, den Tigris zu überschreiten. Johannes wird es erneut probieren, darum lohnt es sich, ihn aufzusuchen und ein Bündnis mit ihm zu schließen.“

§§12-14: Sein Reich umfasse die „drei Indien“ und sei von allen möglichen seltenen Tierarten und Monstern bewohnt. (Baudolino, S.165:)

„Gebt mir jetzt ein paar Ideen, um das Reich zu bevölkern“, sagte Baudolino. „Es müssen dort jede Menge exotische Tiere leben, Elefanten, Kamele, Dromedare, Flusspferde,

<sup>25</sup> OLSCHKI (1931), S.11

*Krokodile, Panther, Wildesel, weiße und rote Löwen, stumme Zikaden, Greife, Tiger, Lamien, Hyänen, lauter solche, die man bei uns nie sieht und deren Leiber kostbare Trophäen für die sind, die sich entschließen, dort auf die Jagd zu gehen. Und dann nie gesehene Menschen, von denen jedoch in den Büchern über die Natur der Dinge und des Kosmos die Rede ist.“ „Wilde Pfeilschützen, Menschen mit Hörnern, Faune, Satyrn, Pygmäen, Kynocephalen, Giganten, die vierzig Ellen groß sind, Zyklopen, die nur ein Auge haben“, schlug Kyot vor.*

§§15-20: Interpolation C: In seinem Reich wohnen auch Kannibalen und die apokalyptischen Völker Gog und Magog (Apok 20,8 nach Ezechiel 38f.), die Alexander d.Gr. im Kaukasus eingeschlossen haben soll. Dieses der Alexandertradition entlehnte Motiv fand sogar Eingang in den Koran: D 1-Qarnain (der mit den beiden Hörnern) baut einen Damm gegen die Völker Gog und Magog (Sure 18, 92-98). Johannes setzt diese kannibalischen Völkerschaften als kontrollierte Waffe gegen seine Feinde ein.

§§21-23: In seinem Reich fließen Milch und Honig (Exodus 3,8), es gibt keine Gifte und schädliche Tiere. Der dem Paradies entspringende, das ganze Reich durchströmende Fluss Ydonus führt die kostbarsten Edelsteine mit sich; an seinen Ufern wächst ein Gras, dessen Wurzel alles Unreine vertreibt. (Baudolino, S.165f.:)

*Das Land des Priesters Johannes quoll über von Milch und Honig (Rabbi Solomon war entzückt, Nachklänge der Torah zu finden), es gab darin weder Schlangen noch Skorpione, es wurde durchzogen vom Fluss Ydonus, der direkt aus dem Irdischen Paradies kommt und in ihm fanden sich ... Smaragde, Topase, Karfunkel, Saphire, Chrysolithe, Onyx, Berylle, Amethyste, zählte Kyot auf,...*

§§24-25: Zu den wichtigsten Exportartikeln des Reiches gehört der Pfeffer, der wegen der Schlangen nur durch Abbrennen von Gehölz geerntet werden kann. Hier bieten einige Handschriften eine ausführlichere Schilderung der Pfeffergewinnung (Interpolation A). (Baudolino, S.166:)

*So schlug Abdul vor, in Anbetracht, dass ja das Reich im Orient lag, seltene Spezereien zu nennen, und sie optierten für den Pfeffer. Von dem Boron behauptete, er wachse auf Bäumen, die voller Schlangen seien, und wenn er reif sei, stecke man die Bäume in Brand, damit die Schlangen herunterkämen und sich in ihre Löcher verkröchen; alsdann trete man zu den Bäumen und schüttele sie, so dass der Pfeffer von den Zweigen falle, und dann werde er zubereitet, aber niemand wisse, wie.*

§§27-30: Beschreibung eines Jungbrunnens; wundertätige Pflanzen und Steine, die wissend und sehend machen

§31: das Sandmeer und seine wundersamen Fische

§§32-33 und 41: der Sambation (oder Sabbation), ein mythischer Fluss, der nach der jüdischen Sage die Sabbatruhe beobachtet, aber an Werktagen gewaltige Steine auswirft. Salmanassar, der König von Assyrien, soll 722 v.Chr. die „zehn verlorenen Stämme“ Israels im Bereich dieses Flusses angesiedelt haben. Im lateinischen Brief wird der Name des Flusses verschwiegen, außerdem fließt er hier drei Tage in der Woche und ruht an vier Tagen. (Baudolino, S.149 u. 166; vgl. auch Kap.28: Baudolino überquert den Sambatyon.)

*„... Dieses Land sei von allen anderen abgetrennt durch den Fluss Sambatyon, der so breit sei, dass nur der Pfeil des stärksten Bogens hinüberreiche, der aber kein Wasser führe, es flössen dort vielmehr in reißendem Strom nur Sand und Steine, die einen solchen Lärm machten, dass man ihn auch noch eine halbe Tagesreise weit höre, und diese tote Materie*

*fließe so schnell, dass jeder, der den Fluss überqueren wolle, von ihr fortgerissen werde. Nur am Sabbat halte dieser steinerne Fluss inne, und nur am Sabbat könne man ihn daher überqueren, doch keiner der Söhne Israels dürfe die Sabbatruhe verletzen.“...*

*„Können wir jetzt auch den Sambatyon reinton?“ fragte Solomon. „Rein damit“, sagte der Poet, „dadurch wird klar, dass die zehn verstreuten Stämme jenseits des Flusses leben. Oder besser noch, erwähnen wir sie ausdrücklich, dann trägt der Umstand, dass Friedrich auch die zehn Stämme Israels wiederfinden kann, noch mehr zu seinem Ruhme bei.“*

§§34-37: das muschelförmige Wasserbecken, das ausschließlich Christen von allen Krankheiten heilt (Rezension B)

§§38-40: der unterirdische Bach voller Edelsteine

§§42-43: Salamander und Seidenwürmer (Baudolino, S.166:)

*Unter Berufung auf Plinius und Isidor von Sevilla beschlossen sie..., in jenes Land auch die Salamander zu tun, das sind vierbeinige Schlangen, die nur im Feuer leben. „Es genügt, dass es wahr ist, dann tun wir sie rein“, sagte Baudolino. „Hauptsache, wir erzählen hier keine Fabeln.“*

§§44-46: Mit dem materiellen Reichtum des Johannes-Reiches korrespondiert die Moralität der Einwohner: Die Gastfreundschaft wird hochgehalten, Privateigentum<sup>26</sup> fehlt. „Sein Reich ist, wie der Brief ausdrücklich erwähnt, von den drei Lastern frei, die nach Dantes Anschauung die Welt verderben: Hochmut, Neid und Geiz.“<sup>27</sup> Ein bekannter Florentiner Holzschnitt des späten 15.Jhs. zeigt den Priesterkönig, wie er, von Weinlaub umrankt und von seinen Würdenträgern umringt, auf einem Thron sitzt und vor den sieben Todsünden warnt (Abb.3). (Baudolino, S.167:)

*Der Brief erging sich noch eine Weile über die Tugenden, die in jenem Lande herrschten: Jeder Pilger werde aufs wärmste empfangen, es gebe keinerlei Arme, es gebe weder Räuber noch Habgierige noch Schmeichler. Gleich danach versicherte der Priester, er sei überzeugt, dass ihm niemand an Reichtum und an Zahl seiner Untertanen gleichkomme.*

§§47-49: Beschreibung der Kriegszeremonien des Presbyters: eine Kombination von Bescheidenheit und Prunksucht. (Baudolino, S.167:)

*Um eine Probe dieses Reichtums zu geben..., beschrieb er sodann, wie er gegen seine Feinde in den Krieg zu ziehen pflegte, nämlich indem er anstelle von Fahnen dreizehn hohe, reich mit Juwelen besetzte Kreuze vor sich herziehen ließ, jedes auf einem Wagen und jeder Wagen gefolgt von zehntausend Reitern und hunderttausend Fußsoldaten. Zog er dagegen in Friedenszeiten aus, so wurde ihm nur ein schlichtes hölzernes Kreuz vorangetragen, zum Gedenken an die Passion des Herrn, sowie ein goldenes Gefäß voller Erde zur Mahnung, dass wir aus Staub sind und wieder zu Staub zerfallen werden. Damit jedoch niemand vergaß, dass der Vorbeiziehende immerhin der König der Könige war, wurde ihm auch ein silbernes Gefäß voller Gold vorangetragen.*

§§50-52: Weitere sittliche Vorzüge der Völker: Es gibt dort keine Lüge und keinen Ehebruch. (Baudolino, S.167f.:)

<sup>26</sup> Die Bedeutung der Worte *Nulla divisio est inter nos* (§46) ist umstritten. OLSCHKI (1931), S.8, übersetzt: „Privatbesitz existiert hier nicht.“ Anders von den BRINCKEN (1985), S.88: „Zwietracht ist uns unbekannt.“ KNEFELKAMP bleibt unentschieden: „Keine Unterteilung gibt es hier bei uns.“

<sup>27</sup> OLSCHKI (1931), S.12

„Aber schreib noch, dass es dort keine Ehebrecher gibt und dass dort niemand lügen darf, und wer es doch tut, stirbt auf der Stelle, will sagen, es ist so, als ob er stürbe, denn er wird ausgestoßen und niemand kümmert sich mehr um ihn.“ „Aber ich habe schon geschrieben, dass es dort keine Laster gibt und keine Räuber...“ „Egal, schreib's noch mal, das Reich des Priesters Johannes muss als ein Ort erscheinen, wo es den Christen gelingt, Gottes Gebote zu befolgen, während es dem Papst nicht gelungen ist, bei seinen Kindern etwas auch nur annähernd Ähnliches zu erreichen, im Gegenteil, er lügt selber, sogar noch mehr als die anderen. Im übrigen, je mehr du darauf insistierst, dass dort niemand lügt, desto einleuchtender wird, dass alles, was Johannes sagt, die reinste Wahrheit ist.“

§§53-55: Jährlicher Besuch beim Grab des Daniel; Herrschaft über Amazonen und Brahmanen. (Baudolino, S.168:)

Weiter schrieb Johannes, dass er jedes Jahr mit einem großen Heer das Grab des Propheten Daniel im zerstörten Babylon besuche, dass man in seinem Lande Fische fange, aus deren Blut die Purpurfarbe gewonnen werde, und dass er seine Herrschaft auch über die Amazonen und die Brahmanen ausübe. Das mit dem Brahmanen war Boron nützlich erschienen, weil die Brahmanen von Alexander dem Großen gesehen worden waren, als dieser an die Ränder des allerfernsten Ostens gelangt war. Ihre Präsenz bewies daher, dass das Reich des Priesters Johannes sogar das Reich Alexanders geschluckt hatte.

§§56-63: Ausführliche Beschreibung des Palastes (vgl. Baudolino, Kap.11: Baudolino baut dem Priester Johannes einen Palast). Die für den Bau verwendeten Edelsteine und ihre allegorische Bedeutung werden eingehend beschrieben. Die beiden Hauptquellen sind die apokryphen Thomasakten, die den Apostel nach Indien zum numismatisch gut bezeugten indoparthischen König Gundophar reisen lassen, und die Beschreibung des Palastes des Königs Salomo (1 Kön 7). (Baudolino, S.144 u. 152f.:)

Als König der Könige musste er eine Residenz haben, neben welcher die der christlichen Herrscher, einschließlich des Basileus der Schismatiker in Konstantinopel, wie Hundehütten erschienen, und als Priester musste er einen Tempel haben, neben dem die Kirchen des Papstes finstere Löcher wären. Er brauchte einen angemessenen Palast...

So kam es, dass er ... den Vorschlag machte..., dass der Palast so sein müsse wie der, welchen der Apostel Thomas für Gundophar, den König der Inder gebaut hatte: Decken und Architrave aus zyprischem Holz, das Dach aus Ebenholz, darüber eine Kuppel, gekrönt von zwei goldenen Äpfeln, auf deren jedem zwei Karfunkel schimmerten, so dass am Tag das Gold im Licht der Sonne erglänzte und bei Nacht die Edelsteine in dem des Mondes. Danach hörte er auf, sich auf sein Gedächtnis und die Autorität des Apostels zu verlassen, und sah Pforten aus Sardonyx, geschmückt mit Hörnern der Hornvipere, die den Eintretenden daran hinderten, Gift in den Palast zu bringen, und Fenster aus Kristall, goldene Tische, getragen von elfenbeinernen Säulen, Lampen mit Balsamöl und schließlich das Bett des Priesters aus Saphir zum Schutze der Keuschheit, denn – so endete der Poet – „dieser Johannes mag König sein, soviel ihr wollt, aber er ist auch Priester, und daher nix mit Frauen.“

§64: Die sexuelle Enthaltensamkeit des Priesterkönigs: nur viermal im Jahr dürfen sich Frauen bei ihm einfänden, und zwar ausschließlich zur Zeugung von Nachkommen.

§§65-66: Die Tafel des Priesterkönigs, an der täglich 30.000 Menschen verköstigt werden

§§67-72: Der Presbyter hat von allen Vorgängen in seinem Reich Kenntnis, weil ihm ein Spiegel Sichtkontrolle über jeden Winkel seines Herrschaftsgebietes erlaubt. (Baudolino, S.154:)

„Aber ich habe auch von Spiegeln gehört, in denen man alles sehen kann, was irgendwo geschieht. Das wäre doch sehr nützlich für den Priester, um auch die äußersten Grenzen seines Reiches zu kontrollieren...“ Der Poet, der sich immer mehr für die Architektur erwärmte, begann den Spiegel zu zeichnen und erklärte dazu: „Er ist sehr hoch oben angebracht, man steigt über hundertfünfundzwanzig Stufen aus Porphyrt zu ihm hinauf...“ „Und aus Alabaster“, suggerierte Boron ... „Na gut, tun wir auch Alabaster mit rein. Und die obersten Stufen sind aus Amber und Panthera..., das steht bei Plinius, das ist ein bunter Stein. Aber in Wirklichkeit steht der Spiegel auf einem einzigen Pfeiler. Oder nein, dieser Pfeiler stützt eine Basis, auf der zwei Pfeiler stehen, und diese stützen eine Basis, auf der vier Pfeiler stehen, und so immer weiter, bis auf der mittleren Basis vierundsechzig Pfeiler stehen. Diese stützen eine Basis mit zweiunddreißig Pfeilern, diese eine mit sechzehn, und so immer weiter, bis ganz oben nur noch ein einziger Pfeiler steht, auf dem sich der Spiegel erhebt.“

§§73-75: Der Hofstaat des Priesterkönigs (Baudolino, S.164f.:)

Jeden Monat bedienten an seiner Tafel sieben Könige, zweiundsiebzig Herzöge und dreihundertfünfundsechzig Grafen, und jeden Tag speisten an seiner Tafel zwölf Erzbischöfe, zwanzig Bischöfe, der Patriarch des Heiligen Thomas, der Metropolit von Samarkand und der Erzpriester von Susa.

§§76-96: Rezension B: Die Beschreibung eines weiteren, noch glanzvolleren Palastes, der auf Grund einer Traumvision von Quasideus, dem Vater des Priesterkönigs, in Briebic erbaut wurde. Zu seinen Wundern gehört es, dass niemand in ihm Hunger oder Durst leidet; außerdem entspringt dort eine Quelle, die das Leben verlängert.

§§97-100: Der Grund für die demütige Bezeichnung des mächtigen Herrschers als „Presbyter“: Alle Titel sind bereits an die Würdenträger seines Hofes, die unter ihm stehen, vergeben. Die Träger der Erzämter vereinen wie er selbst priesterliche und weltliche Funktionen.

Als Hauptquellen für die Topik des Sendschreibens kann man die Alexanderüberlieferung ausmachen, besonders den Roman *Historia de proeliis* des Archipresbyters Leo von Neapel (10.Jh.) und die Alexander selbst zugeschriebenen Briefe über die Wunder Indiens, die Apokalypse und ihre Auslegung (Erwartung des Jüngsten Gerichts und der Einbruch der Völker Gog und Magog) und nicht zuletzt enzyklopädische Werke wie die *Naturalis historia* des Plinius, die *Collectanea rerum memorabilium* des Solinus, die *Etymologiae* des Isidor von Sevilla sowie mittelalterliche Bestiarien und Lapidarien, die das Wissen und die christliche Interpretation von Tieren, Pflanzen und Edelsteinen wiedergeben. Dazu kommen orientalische Quellen, wie die Erzählungen von Sindbad dem Seefahrer (der Fürst von Sarandib lässt dem Kalifen Harun al-Rashid einen Brief zusammen mit einem randvoll mit Perlen gefüllten Rubin-Pokal überbringen) oder das geographische Werk des Eldad ha-Dani (dessen jüdischer Verfasser lebt angeblich jenseits des Sambation). Auf diese beiden Quellen weist auch Eco hin (Baudolino, S.157 und S.149:)

„Sicher war dieser Sindbad im Reich des Priesters Johannes gewesen“, sagte Baudolino, „nur dass es auf Arabisch anders heißt. Aber er hat gelogen, als er sagte, der Priester habe den Brief und das Geschenk an den Kalifen gesandt, denn Johannes ist ein Christ, wiewohl

ein nestorianischer, und wenn er jemandem einen Brief zu schicken hätte, dann würde er ihn an Kaiser Friedrich schreiben.“

(Rabbi Solomon:) „Nun ist vor über hundert Jahren einer unserer Brüder, Eldad von Stamme Dan, in Qayrawan eingetroffen, in Afrika, wo eine Gemeinde des Auserwählten Volkes lebt, und hat gesagt, er komme aus dem Reich der zehn verstreuten Stämme, einem gesegneten Land, wo man ein friedliches, von keinerlei Untat gestörtes Leben führe und wo in den Flüssen wirklich Milch und Honig flössen. Dieses Land sei von allen anderen abgetrennt durch den Fluss Sambatyon, ...“

Die Intention des Presbyter-Briefes wird in der Forschung nicht einheitlich beurteilt: Nach Leonardo Olschki scheint „dem Verfasser nicht bloß daran gelegen zu sein, seine Zeitgenossen mit einer Aufzählung von Wundertaten zu verblüffen oder zum Besten zu halten, sondern auch sie zu belehren. Dieses ideale Land ist eine Theokratie. Die geistliche und weltliche Macht ist in der Hand eines übermächtigen, vor Gott und seinen Untertanen demütigen Idealherrschers, dessen Haupttugend die Toleranz ist; denn seine Völker sind Christen, Juden, Brahmanen, Amazonen u.a. mit der bezeichnenden Ausnahme der Mohammedaner. Alle leben sie friedlich nebeneinander in einem Feudalsystem geordnet. Der unermessliche Reichtum macht sie wunschlos und allen territorialen Eroberungen abgeneigt. Fasst man diese Elemente ins Auge, dann entsteht die Vermutung, dass wir es hier nicht mit einer bloßen Auszählung von sagenhaften Wunderdingen, sondern mit einer politischen Utopie zu tun haben. Demnach wäre die Schilderung aller Herrlichkeiten jenes Fabelreiches nur literarisches Beiwerk und ein Kunstgriff zur Erzielung eines eindrucksvollen Berichts. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Brief nicht als abgeschmackte Fälschung und Mystifikation, sondern als publizistischer Ausdruck einer Gesinnung und politischer Ideale in einer phantastischen Form, aber auch mit einer bewussten Tendenz.“<sup>28</sup>

Diese Tendenz skizziert Olschki folgendermaßen: „Der ganze Brief ist ... auf dem Gegensatz zwischen unbeschränkter weltlicher Macht und christlicher Demut vor Gott und den Menschen aufgebaut. Die übersteigerte Beschreibung der Paläste und der Hofhaltung des Presbyters dient als Folie zur Gestaltung des Königs der Könige als Sinnbild von Demut und Bescheidenheit, ebenso wie die Aufzählung der Wunderdinge seines Reiches den Umfang seines Besitzes und seiner Macht veranschaulichen will... Der Priesterkönig erscheint hier mit den Zügen der Macht und den Tugenden eines idealen Weltbeherrschers ausgestattet.“<sup>29</sup>

Olschki kommt zu folgendem Schluss: „*Mutatis mutandis* ist also der Brief des Presbyters Johannes eine politische Utopie wie Dantes Monarchie; freilich nicht mit theologischen Argumenten, ideologischen Vorstellungen, historischen Erwägungen und scholastischen Diskussionen beschwert, sondern bildlich, primitiv, populär und in der Form abgefasst, die am stärksten die Phantasie seiner Zeitgenossen zu beeindrucken vermochte.“<sup>30</sup> Das Sendschreiben ist demnach die Utopie eines Geistlichen, der von einer idealen Gesellschaftsordnung in einem Reich träumt, wo zum Unterschied von Europa Friede, Gerechtigkeit und tiefe Religiosität herrschen.

Von den Brincken, nach deren Meinung der dokumentarische Teil des Briefes einen orientalischen Kern aufweist, widerspricht mit überzeugenden Argumenten der Theokratie-These: „Abgesehen von der Einheit im christlichen Glauben fehlt im Reich des Presbyters Johannes im Grunde die Kirche als Institution, sie geht im Staatswesen des Johannes auf. Man wird daher nicht einfach von einer Theokratie reden können, weil der Brief den Priester Johannes gar nicht in Ausübung seiner priesterlichen Funktionen zeigt: weder erfährt man etwas über Gottesdienste noch über Kirchenbauten. Im Reich des Johannes sind

<sup>28</sup> OLSCHKI (1931), S.10

<sup>29</sup> OLSCHKI (1931), S.11

<sup>30</sup> OLSCHKI (1931), S.13

schildernswert die Paläste und angesehen sind Äbte, die Küchenchefs bei Hofe sind, nicht aber hört man von Klöstern, nicht etwa von kirchlicher Organisation oder kirchlichem Rechtswesen. Johannes ist Herr der Geistlichkeit seines Landes; er ist aber nicht selbst Nachfolger des Apostels Thomas, dafür hat er einen Patriarchen zu seiner Seite. Auch leitet er sich nicht von den Magiern aus dem Orient ab, wie dies Otto von Freising mit seinem *Johannes presbyter* tut und wie das bei Annahme eines westlichen Briefautors in den Jahren unmittelbar nach der Übertragung der Gebeine der Heiligen Drei Könige nach Köln nahegelegen hätte.“<sup>31</sup>

„Das Dokument gab Anstoß für ganze Stränge von Exkursen, literarische Einschübe, Phantastereien der lateinischen über die ihr wenig bekannte östliche Welt. Insofern sind alle Teile des Briefes und gerade auch die mit Sicherheit westlichen Zutaten von großem Aussagewert, denn noch viel weniger als die moderne Forschung hatte das 12.Jahrhundert Vorstellungen von der wirklichen Macht christlicher Herrscher außerhalb des lateinischen und griechischen Kulturkreises. Hier werden Utopien verschiedener Art greifbar, teilweise gegossen in bildliche Vorstellungen wie Landschaftsschilderungen – etwa Wüste als Chiffre für unermessliche Weite, Ströme als Symbol dauerhaften Reichtums und der Lebenskraft – oder himmelstürmende Bauten mitsamt ihrer Ausstattung als Ausdruck des Willens und Denkens der Bewohner eines heilen Kontinents und ihres politischen wie moralischen Strebens.“<sup>32</sup>

Gelegentlich durchbrechen freilich realistische Einsichten in die Notwendigkeit einer straff die Zügel führenden Zentralmacht die allzu idealisierte Schilderung des östlichen Reiches: „Nun ist die Mehrzahl von den Untertanen des Johannes ja nicht einmal christlich, weshalb es letztlich nicht erstaunlich ist, dass er sie trotz paradiesischer Zustände im Land mit strenger Hand zusammenhalten muss: Zeugnis dafür ist der Weltenspiegel, der nicht nur der Kontrolle der Nachbarländer, sondern auch der eigenen Untertanen dienen muss, obwohl es dort keine Habgier, keine Lüge, keine Entzweiung im Lande gibt, zweifellos ein Widerspruch schon im uninterpolierten Brief.“<sup>33</sup>

Von den Brincken fasst ihr Urteil so zusammen: „Um einen dokumentarischen Kern aus einer fernen christlichen Welt, von der man im Abendland nur unklare Vorstellungen besitzt, an die man aber im Zeitalter der Kreuzzüge und der Kirchenreform zunehmend Wünsche stellt, bildet sich ein Kranz von Utopien, aus denen das Verlangen nach der Einen Christlichen Welt herauszulesen ist, nach Einheit der Herrschaften, der christlichen Bekenntnisse, der staatlichen und kirchlichen Ordnung als irdische Vorstufe himmlischer Vollendung.“<sup>34</sup>

Nach Knefelkamp wurde der Brief hingegen als „moralisierende Schrift in der Art eines Fürstenspiegels ... von einem staufischen Kleriker verfasst, um den byzantinischen Kaiser, aber auch Papst und Kaiser mit dem Bild des idealen Herrschers zu konfrontieren“. Er führt sechs herausragende Tendenzen des Briefes an: „Kreuzzugspropaganda, antigriechischer Tenor, Apokalyptik, Utopie, moralisierende Tendenz, Unterhaltungseffekt“<sup>35</sup>.

Kaltenbrunner verwirft die These, dass Erzbischof Christian von Mainz, der um 1170 als Sonderbotschafter Friedrich Barbarossas in Konstantinopel mit Kaiser Manuel Komnenos Verhandlungen führte, hält aber diesen bedeutenden Kleriker für denjenigen, der das Sendschreiben von Byzanz nach Deutschland gebracht hat: „Wäre es nicht denkbar, dass der kluge reichsbegeisterte Kirchenfürst den ihm in Byzanz oder auf welchen Wegen immer in die Hände gespielten Brief zielstrebig als Propagandamittel oder auch Desinformationswerkzeug benützt hat, um damit päpstliche oder andere Kreise zu

<sup>31</sup> Von den BRINCKEN (1985), S.96

<sup>32</sup> Von den BRINCKEN (1985), S.94

<sup>33</sup> ebd.

<sup>34</sup> Von den BRINCKEN (1985), S.97

<sup>35</sup> KNEFELKAMP (1988), S.348

beeinflussen? Ohne die epistolarische Erfindung selbst verübt zu haben, könnte er sich immerhin ihrer als Instrument des versteckten Krieges, der geistig-politischen Infiltration und diplomatischen Verwirrung überlegen bedient haben. Der ominöse Brief war ja so verfasst, dass er in verschiedener Richtung eingesetzt werden konnte: als erpresserischer Wink gegen das allzu selbstbewusste Byzanz; als Durchhalteparole an die durch die Siege der Araber und Seldschuken entmutigten, ja demoralisierten Kreuzfahrer; als herausforderndes Warnzeichen und beschämendes Gegenbild für den Papst wie für den Kaiser.<sup>36</sup>

Der Presbyter Johannes wird von Kaltenbrunner als „eine Art christlicher *Pontifex maximus* und platonischer *philosophos-basileus* kraft eigener Berufung“ betrachtet, „nicht als Gefolgs- und Lehensmann eines anderen Hohenpriesters, vielmehr selbst mit priesterlichen Befugnissen ausgerüstet, eine von der römischen Kirche sich grundlegend unterscheidende Gestalt des Christseins verkörpernd. Das Johannesreich im Osten diente dem Heiligen Reich im Westen als ideales Spiegelbild,... Im Morgenland, so schien es, war bereits verwirklicht, was im Abendland mehr Traum und Sehnsucht als Ereignis und Tat war: das Reich als Kirche', das Reich als gottgesandte, sakramentalische und heilsgeschichtliche Macht.“<sup>37</sup>

Am Schluss sollen noch didaktische Überlegungen angestellt werden, wie man den Brief des Presbyters Johannes in den lateinischen Lektüreunterricht (oder in den Geschichtsunterricht) einbauen könnte.

1. Der Brief belegt das Nachwirken der antiken Randvölkerbeschreibung. Schon bei Homer finden sich beide Grundtypen späterer Ethno-Fiktionen: die Vorstellung des Abstrusen und die Verkörperung des Idealen. Einerseits werden die von Kranichen getöteten Pygmäen (Il.3, 3-6) sowie die Menschen fressenden Laistrygonen und Kyklopen erwähnt; andererseits verkörpern die milchtrinkenden Hippomolgen und „die Abier, die gerechtesten aller Menschen“ (Il.13, 4-6) genauso den Typus der edlen Randvölker wie die Aithiopen, bei denen die Olympischen Götter mit Hekatomben bewirtet werden (Il.1, 423f.; 23, 205-207; Od.1, 22-25). Herodot, der *pater historiae et ethnographiae*, verwendet bei seinen zahlreichen Randvölkerbeschreibungen vor allem das ethnozentrische Deutungsmuster des Kulturgefälles: Mit wachsender Distanz zur Mittelmeerwelt lösen sich all jene Züge auf, die dem menschlichen Leben in einer geordneten Gesellschaft feste Konturen geben: Die Geschlechterrollen verkehren sich, die Völker weisen monströse Verunstaltungen auf, essen rohes Fleisch und neigen sogar dem Kannibalismus zu. „In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Texten der antiken Ethnographie steht nicht mehr ausschließlich das Bemühen um die Erfassung historischer Realitäten' im Vordergrund, sondern die Texte werden als historische Konstruktionen', vielfältige Brechungen der Wirklichkeit' durch vorgegebene Denkmuster, Projektionen der eigenen hochzivilisierten Kulturwelt und kontrastierende Spiegelbilder dieser Erlebnishorizonte aufgefasst. Dadurch werden die greifbaren Texte nicht mehr nur als Quellen für die realen ethnographischen Lebensverhältnisse *außerhalb* des griechisch-römischen Kulturkreises erkannt, sondern auch als wichtige Codes' zur Erfassung von in den vergleichsweise hochzivilisierten Lebenswelten der sogenannten Oikumene entwickelten Denkmodellen *über* die Außenwelt für die historische Forschung nutzbar gemacht.“<sup>38</sup>

Die älteste uns erhaltene Länderkunde in lateinischer Sprache, die unter Kaiser Claudius verfassten drei Bücher *De chorographia* des Pomponius Mela, fügt die Beschreibung merkwürdiger Tiere und missgestalteter Menschen jeweils bei der Behandlung der

<sup>36</sup> KALTENBRUNNER, S.131

<sup>37</sup> KALTENBRUNNER, S.105f.

<sup>38</sup> Robert ROLLINGER, Ethnographie und Geschlechterrolle bei Pomponius Mela, in: Robert ROLLINGER / Christoph ULF (Hgg.), Geschlechterrollen und Frauenbild in der Perspektive antiker Autoren, Innsbruck – Wien – München 2000, S.187-222, und zwar S.187

betreffenden Landstriche ein. Sein Werk orientiert sich am Aufbau eines Periplus. Entfernt man sich von der nordafrikanischen Küste Richtung Süden, trifft man auf folgende Völker: die Trogodyten (Höhlenbewohner), die nur Zischlaute von sich geben und sich von Schlangen ernähren, die Garamanten, die statt der Ehe die allgemeine Promiskuität praktizieren, die Augiler, die als Götter ausschließlich die Seelen der Verstorbenen verehren und deren Frauen sich in der Hochzeitsnacht jedem Gabenbringer hingeben, und die Gamphasanten, die bei der Annäherung anderer Menschen die Flucht ergreifen (vgl. das Verhalten der Indios bei Columbus!). Noch weiter von der Zivilisation entfernt sind die kopflosen Blemyer und ein bocksfüßiges Volk, die Satyrn. Dass Mela neben diesen Curiosa verlässlichere ethnographische Fakten bietet, könnten seine Beschreibung der Sitten der Germanen sowie der exotischen Fauna und der Bevölkerung Indiens belegen. Folgerichtig hält der Fachdidaktiker Ernst Sigot den Chorographen Pomponius Mela „durchaus für einen möglichen Ersatztext für Caesars *bellum Gallicum*, das in seinen in der Forschung erzählaktisch kontroversiell beurteilten Partien eines gewiss nicht bietet, was schulisch eine *conditio sine qua non* ist: den Blick auf das *hapan to anthropinon* (Hdt.1, 86,5)<sup>39</sup>.

Plinius d.Ä. berichtet über die Spielarten menschlicher Monstrositäten weniger im Rahmen seiner geographischen Bücher, sondern fasst sie am Anfang des 7. Buches der *Naturalis historia*, das der Anthropologie gewidmet ist, katalogartig zusammen (7, 9-32). Plinius hält am Beginn des 7. Buches programmatisch fest, dass er die *Mirabilia* der vom Mittelmeer entfernt wohnenden Völker bewusst in sein Werk aufnehmen möchte: Die Inseln hoch im Norden haben Hippopoden und Panotier (die sich in ihre Ohren hüllen können) aufzuweisen, seine Beschreibung der afrikanischen Randvölker deckt sich weitgehend mit Mela (dazu kommen die Himantopoden, die sich nur durch Kriechen fortbewegen können), bei den Skythen gibt es Anthropophagen, bei den Indern Menschen, deren Fußsohlen nach hinten gewandt sind, Hundsköpfige (Kynokephalen), Mundlose (Astomer), Schlappohrige, Straußfüßler (Struthopoden), Einschenkligel oder Schattenfüßler (Skiapoden), Menschen ohne Hals usw.

Die im 3. Jh. zusammengestellten *Collectanea rerum memorabilium* des C. Iulius Solinus bestehen aus umfangreichen Plinius-Exzerpten und haben kaum eigenständigen Wert.

Augustinus bringt (civ.Dei 16,8) aus christlicher Sicht unter dem Titel *An ex propagine Adam vel filiorum Noe quaedam genera hominum monstrosa prodierint* zunächst einen Katalog der monströsen Völkerstämme, dem er eine theoretische Erörterung über die Glaubwürdigkeit ihrer Existenz anfügt.

Isidor von Sevilla bemüht sich im 11. Buch seiner Etymologien, einen möglichst systematischen Überblick über menschliche Missbildungen zu geben.

Derartige Texte eignen sich deshalb gut als Ergänzung zu den Ethnographica Caesars und des Tacitus, weil sie eine zusätzliche Facette ethnographischer Schilderung bieten. Weit stärker als die Kelten und Germanen bei Caesar und Tacitus werden die in diesen Texten erwähnten afrikanischen und indischen Völkerschaften als defizitär abqualifiziert, ja es wird ihnen vielfach überhaupt die Zugehörigkeit zur Spezies „Mensch“ abgesprochen. Diese Extremfälle von Fremdartigkeit wirken abstoßend und faszinierend zugleich und bilden erst die Folie, auf der man die „klassischen“ Texte eines Caesar oder Tacitus würdigen kann. Die beiden Schulautoren beschreiben eben keine entlegenen Randvölker, sondern an das Imperium Romanum angrenzende Völker, die trotz ihrer Andersartigkeit viele gemeinsame Züge mit Griechen und Römern aufweisen.

<sup>39</sup> Ernst SIGOT, „Nomo ho panton basileus“ oder „Von fremden Ländern und Menschen“, in: Dulce ESTEFANÍA / Maria Teresa RODRÍGUEZ (Hgg.), Las literaturas griega y latina en su contexto cultural y lingüístico. Colloquium Didacticum Classicum XV. Salmaticense, Santiago de Compostela 1995, S.205-247, und zwar S.205, Anm.45

In dem schon zitierten, grundlegenden Beitrag zur Lektüre ethnographischer Texte erörtert Ernst Sigot die didaktische Chance des altsprachlichen Unterrichts, „emotionsbeladene Benennungen“ von Fremdvölkern „an historisch entrückten Kontexten und Stoffen zu bearbeiten“ und „den topischen und typologischen Hintergrund aufzuhellen, vor dem derartige Aussagen gesehen werden müssen“<sup>40</sup>. In der Einleitung zu einem AU-Heft, das sich dem Thema „Selbst- und Fremdbilder“ widmet, charakterisiert Hermann Wiegand die Intention der ethnographischen Kuriosa so: „Man versucht sich selbst, den man in aller Regel als höherwertig ansieht, von dem Anderen, dessen Kultur, die sich in der unverständlichen Sprache manifestiert, als minderwertig betrachtet wird, eindeutig abzugrenzen. Um Differenzierungen und Zwischentöne bemüht man sich dabei kaum, das Bild des Fremden ist umso brauchbarer, je holzschnittartiger es ausfällt. Die Abgrenzung vom Anderen dient nicht nur dessen Einordnung in feste Kategorien, die ihn oft als primitiv, grausam, unkultiviert und unzivilisiert erscheinen lassen, sondern zugleich der eigenen Selbstvergewisserung und –bestätigung.“<sup>41</sup> Dass gebildete Leser noch in der frühen Neuzeit durch die Information über spektakuläre Monstren ihre Sensationslust befriedigen wollten, zeigt ein Blick in die berühmte Schedelsche Weltchronik (1493) und in Sebastian Münsters weit verbreitete *Cosmographia universalis* (1544). Die kurze Beschreibung der exotischen Menschen- und Tierwelt des Reichs des Presbyters Johannes (§14f.) könnte ein instruktives Bindeglied zwischen den antiken und den frühneuzeitlichen Ethnographien darstellen.

2. Auch in einer Geschichte der Utopien hat der Brief des Presbyters Johannes einen festen Platz: Das Reich des Priesterkönigs liegt nicht nur in der Nähe des Irdischen Paradieses, sondern weist auch viele paradiesische Züge auf (§§21f. und 27-30). Indien war für die Mirabilien-Literatur das Wunderland, in das alle möglichen Wünsche und Hoffnungen projiziert wurden. Alle Einwohner des Reiches leben nach höchst moralischen Grundsätzen, und es gibt kein Privateigentum (§§45f. u. 51f.). Der Brief schlägt also eine Brücke zwischen dem Mythos vom Goldenen Zeitalter, der Schlaraffenland-Topik der attischen Komödie, dem platonischen Staatsmodell, dem Mythos von Atlantis und den hellenistischen Romanutopien einerseits und den frühneuzeitlichen Utopien eines Thomas Morus, eines Thomas Campanella und Francis Bacon andererseits. „Der Priesterkönig Johannes ... hat ... nie gelebt und gehört trotzdem zu den einflussreichsten Gestalten des mittelalterlichen Abendlandes. Es wäre vergeblich, seine historische Realität nachweisen zu wollen. Er ist ein Mythos, der – ganz im Sinne der „Archetypen“ von C.G. Jung – auf die Anfänge und Urbeginne der Menschheit zurückweist. Als Mythos hat er jahrhundertlang geschichtliche Auswirkungen gezeigt, die denen historisch verbürgter Persönlichkeiten in nichts nachstehen... Das unauffindbare Reich des Johannes weist, ebenso wie das Gralsreich (mit dem es bei den Dichtern schließlich verschmilzt), auf jenes Urzentrum hin, an das die Überlieferungen der verschiedenen Völker erinnern... Es bedeutet den hierarchischen Übergang vom Offenbaren zum Verborgenen, vom Exoterischen zum Esoterischen. Dass es erdkundlich nicht nachweisbar ist, ändert nichts an seiner Wirklichkeit. Es ist wirklicher als das, wovon heute im politischen Teil der Tageszeitungen die Rede ist.“<sup>42</sup> Nach Umberto Eco besteht die Besonderheit der Utopie des Johannes-Briefes darin, dass es sich eben nicht um ein „Nirgendwo“ im klassischen Sinn handelt, sondern dass man behauptete, das Reich des Johannes existiere tatsächlich jenseits

<sup>40</sup> ebd., S.213

<sup>41</sup> Hermann WIEGAND, Zur Einführung, in: ders. (Hg.), Selbst- und Fremdbilder, AU 36, 6, 1993, S.2f.

<sup>42</sup> Andreas-Renatus HARTMANN, Der Reichsmythos. Der europäische Weg vom Partikularismus zur Universalität, in: [www.forumbalticum.de/saksa/konv4/hartmann.htm](http://www.forumbalticum.de/saksa/konv4/hartmann.htm)

der muslimischen Welt in Indien; es gehe nur darum, es zu finden und mit seiner Hilfe den Islam in die Zange zu nehmen“<sup>43</sup>.

3. Es könnte sich auch lohnen, den Brief innerhalb der Gattung „Epistolographie“, die bisher in sämtlichen Latein-Curricula gut verankert war, näher zu betrachten. Seit jeher ist die Gattung „Brief“ für Fälschungen besonders anfällig. Erwähnt seien nur die von Richard Bentley als Fälschung entlarvten Phalaris-Briefe und der erfundene Briefwechsel des Apostels Paulus mit Seneca. Unter dem Aspekt „Fiktionalität“ lässt sich auch die lateinische Brieffassung, wie oben versucht, mit der Version in Umberto Ecos „Baudolino“ vergleichen. Schon Ecos „Der Name der Rose“ entfachte ein ungeahnt breites Interesse an der Welt des Mittelalters. Es dürfte für Schüler reizvoll sein, einen Blick in die Werkstatt eines Bestsellerautors zu werfen und nachzuvollziehen, wie Eco – ein hervorragender Kenner des Mittelalters! – den Brief, der offensichtlich als Keimzelle des ganzen Romans anzusprechen ist, in Auszügen übersetzt, paraphrasiert und in die damaligen geistigen und politischen Verhältnisse einbettet. Der Antwortbrief des Papstes Alexander III. auf das fiktive Schreiben (seinerseits ein typisches Beispiel für den Briefstil der päpstlichen Kurie) belegt, dass die zeitgenössischen Adressaten den Brief des angeblichen Presbyters für bare Münze nahmen (Text 4). Dieses auf den 27.09.1177 datierte Sendschreiben des Papstes „trägt deutliche Spuren des päpstlichen Hochgefühls über die wiedererlangte und gefestigte päpstliche Macht, denn er weist nicht nur energisch, wenn auch höflich, die Frage über die Rechtmäßigkeit seines Glaubens zurück, sondern belehrt den fremden Herrscher, dass er sich nur einen Christen nennen darf, wenn er die Oberherrschaft des römischen Oberhirten anerkennt. Alexander ist nunmehr bestrebt, die wiedererlangte Macht bis in den fernen Osten auszudehnen. Dazu hätte er vor 1177 keine Möglichkeit und wohl auch kein Interesse gehabt. Dieses päpstliche Aktenstück gab aber der ganzen Angelegenheit ein authentisches Gepräge, wenn auch die vom Papste in einem letzten Anfluge von Misstrauen verlangten *personae honestae et literae sigillatae*’ des Presbyters jemals weder in Rom noch sonst wo gesehen wurden.“<sup>44</sup> Nicht einmal die Gelehrten der Renaissance, die im Aufdecken von Fälschungen sonst durchaus erfolgreich waren, zogen den dokumentarischen Charakter des Sendschreibens ernsthaft in Zweifel.

4. Keinesfalls sollte man es unterlassen, auf die ungeheuer große Wirkungsgeschichte des Briefes hinzuweisen: Die Suche nach dem Reich des Priesterkönigs war wohl die stärkste Triebfeder für mittelalterliche und frühneuzeitliche Entdeckungsreisen.

Die legendäre Figur des Presbyters Johannes wurde bald zum Symbol für die Suche nach einem christlichen Verbündeten im Rücken des Islam. Dahinter lagen handfeste militärische und wirtschaftliche Gründe: 1187 nahm Sultan Saladin Jerusalem ein, und die Muslime kontrollierten stärker denn je den Zugang zu den begehrten Gewürzen und anderen wertvollen Produkten des Orients. Wie aus dem päpstlichen Antwortschreiben deutlich wird, zweifelte man nicht an der realen Existenz eines christlichen Reiches irgendwo im Osten. Der Presbyter wurde so zum Hoffnungsträger für die Rückeroberung Jerusalems durch die Christen. Drei Gründe machten die Suche nach dem Reich des Presbyters attraktiv: erstens die Tatsache, dass er Christ war, zweitens die strategisch günstige Lage seines Reiches im Rücken des Islam und drittens sein sagenhafter Reichtum. „Die Kenntnis von der Existenz des Presbyter Johannes gehörte zum Handgepäck’ aller Asienreisenden des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Je weiter die Abendländer auch in den Osten vordrangen, es blieb immer ein Winkel in ihrer Welt und in ihren Köpfen frei, wo sich das Reich des Presbyter Johannes lokalisieren

<sup>43</sup> ECO, *Le royaume du Prête Jean*. Dieser Internet-Essay beschäftigt sich mit den verschiedenen Theorien, in welchen geographischen Regionen man das Reich des Johannes lokalisieren wollte.

<sup>44</sup> OLSCHKI (1931), S.14



ließ.<sup>45</sup> Ein christlicher König David, von dem Jakob von Vitrys *Relatio de Davide rege* berichtete, wurde ebenfalls mit dem Presbyter Johannes in Verbindung gebracht. Teils glaubte man an die Identität Davids mit Johannes, teils hielt man David für einen Sohn des Johannes. „Es ist anzunehmen, dass bei der zähen Suche nach seinem Reiche diese Idealgestalt (*sc. des machtvollen und tugendhaften Weltbeherrschers*) mindestens so viel Anziehungskraft ausübte, als alle Wunderdinge, über die sie verfügt... Keine Enttäuschung vermochte demnach die schon alte Fabel aus der Welt zu schaffen, und die Suche nach dem Wunderreiche wurde fernerhin mit derselben Zuversicht fortgesetzt, mit welcher noch bis ins 17. Jahrhundert die Entdeckungsfahrten nach der Insel der Seligen unternommen wurde.“<sup>46</sup>

Wilhelm Baum unterscheidet in seinem Buch „Die Verwandlungen des Mythos vom Reich des Priesterkönigs Johannes“ (1999) fünf Theorien der historischen und geographischen Situierung dieses sagenhaften Reiches:

1. Theorie: Zentralasien (Mongolei)
2. Theorie: Georgien (Erfolge des georgischen Königs David [gest. 1125] gegen die Muslime)
3. Theorie: Äthiopien (das „dritte Indien“): seit dem 14. Jh.; vor allem die Portugiesen suchten den Presbyter in Afrika und suchten Kontakt zum christlichen Negus
4. Theorie: Malabarküste (Kerala) und Koromandelküste (Madras), die Heimat der Thomas-Christen
5. Theorie: ideales Land (Sozialutopie).

Der erste Forschungsreisende in den Osten, der vom Priesterkönig Johannes zu berichten weiß, ist der Franziskanermönch Johannes de Plano Carpini. In seiner *Historia Mongalorum* (1247 n.Chr.) erzählt er, wie der Presbyter die in Indien einfallenden Mongolenheere zurückschlagen konnte. In Wilhelm von Rubrucks *Itinerarium* (1255 n.Chr.) figuriert der Priester Johannes als nestorianischer Hirt und Herrscher der mongolischen Naiman. Nach seinem Tod sei ihm sein Bruder Ung Khan auf den Thron gefolgt, der aber bald dem Dschingis-Khan unterlag (c.17). Marco Polo setzt den Priester Johannes mit diesem von Dschingis-Khan besiegten Ung Khan gleich; dieser habe in Tenduc residiert. Der zu seiner Zeit in Tenduc herrschende Priesterkönig heiße Georg, sei ein Nachkomme des Johannes und gelte als treuer Vasall des Großkhans (c.64-68 u. 74 Guignard).

In seinem Marco-Polo-Buch unterscheidet Leonardo Olschki bei der Ausgestaltung der Presbyter-Johannes-Legende scharf zwischen zwei Phasen: Die westliche Version sieht in ihm den mythischen christlichen Beherrscher eines Großteils des asiatischen Kontinents und die allegorische Figur einer politischen Utopie; die asiatische, vor allem von Nestorianern verbreitete Version, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts aufkam, beschränkt seine Macht auf einen mongolischen Stamm, der von einer christlichen Dynastie beherrscht wird. Diese mongolische Herrscherpersönlichkeit wird irgendwie mit Dschingis Khan in Beziehung gebracht. Von seinen priesterlichen Funktionen ist keine Rede mehr.<sup>47</sup> Der weit verbreitete, aber fiktive Reisebericht des Ritters John Mandeville (um 1360 n.Chr.) spricht wieder vom Priester Johannes als Herrscher Indiens.

Ebenfalls im 14. Jh. wird der mythenumrankte Herrscher ins „dritte Indien“, nach Äthiopien, übertragen. Im 15. Jh. ist nur noch von Äthiopien die Rede, sodass Heinrich der Seefahrer seine Kapitäne beauftragt, den Priesterkönig in Afrika zu suchen. Als 1520 n.Chr. die erste offizielle Gesandtschaft der Portugiesen beim äthiopischen Negus vorsprechen konnte, hielt man die Suche nach dem Reich des Presbyters Johannes für beendet.

<sup>45</sup> Johannes GIESSAUF, Die Mongolengeschichte des Johannes von Piano Carpini. Einführung, Text, Übersetzung, Kommentar, Graz 1995 (= Schriftenreihe des Instituts für Geschichte 6), S.12, Anm.74

<sup>46</sup> OLSCHKI (1931), S.11 und S.4

<sup>47</sup> OLSCHKI (1960), S.381-397

#### Häufig verwendete Literatur:

- Gustav OPPERT, Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte. Ein Beitrag zur Völker- und Kirchengeschichte und zur Heldendichtung des Mittelalters, Berlin 1864 (2. Aufl. 1870)
- Friedrich ZARNCKE, *De Epistola, quae sub nomine presbyteri Iohannis fertur*, Promotionsprogramm Leipzig 1874
- Ders., Der Priester Johannes, in: Abh.Königl.Sächs.Akad.d.Wiss., phil.-hist. Kl. 7, Leipzig 1879, S.829-1028; 8, Leipzig 1883, S.3-186 (ND Hildesheim / New York 1980)
- Leonardo OLSCHKI, Der Brief des Presbyters Johannes, in: *Histor.Zeitschr.* 144, 1931, S.1-14
- Ders., Marco Polo's Asia. An Introduction to his „Description of the World“ Called „Il Milione“, Berkeley – Los Angeles 1960, S.381-397 („Prester John in Legend and History“)
- Anna-Dorothee von den BRINCKEN, Die Nationes Christianorum Orientalium“ im Verständnis der lateinischen Historiographie von der Mitte des 12. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, Köln – Wien 1973 (= Kölner Historische Arbeiten 22)
- Dies., Presbyter Iohannes, *Dominus Dominantium* – ein Wunsch-Weltbild des 12. Jahrhunderts, in: Anton LEGNER (Hg.), *Ornamenta Ecclesiae*. Kunst und Künstler der Romanik. Katalog zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Josef-Haubrich-Kunsthalle, Bd.1, Köln 1985, S.83-97
- Umberto ECO, Nachschrift zum Namen der Rose'. Deutsch von Burkhard Kroeber, München 1986 (= dtv 10552)
- Ulrich KNEFELKAMP, Die Suche nach dem Reich des Priesterkönigs Johannes. Dargestellt anhand von Reiseberichten und anderen ethnographischen Quellen des 12. bis 17. Jahrhunderts, Gelsenkirchen 1986
- Ders., Der Priesterkönig Johannes – Legende oder Wirklichkeit, in: *Journal of Medieval History* 14, 1988, S.1-19
- Gerd-Klaus KALTENBRUNNER, Johannes ist sein Name: Priesterkönig, Gralshüter, Traumgestalt, Zug 1993 (= Die Graue Reihe 12)
- Umberto ECO, Die Grenzen der Interpretation. Aus dem Italienischen von Günter Memmert, München 1995 (= dtv 4644)
- Wilhelm BAUM, Die Verwandlungen des Mythos vom Reich des Priesterkönigs Johannes. Rom, Byzanz und die Christen des Orients im Mittelalter, Klagenfurt 1999
- Bettina WAGNER, Die „Epistola presbyteri Iohannis“ lateinisch und deutsch. Überlieferung, Textgeschichte, Rezeption und Übertragungen im Mittelalter. Mit bisher unedierte Texten, Tübingen 2000 (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 115)
- Umberto ECO, Baudolino. Roman. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber, München – Wien 2001
- Ders., Le royaume du Prête Jean, [www.tribunes.com/tribune/alliage/45/Eco\\_45.htm](http://www.tribunes.com/tribune/alliage/45/Eco_45.htm)

## Texte

### Text 1: Otto von Freising, Chronica sive historia de duabus civitatibus 7, 33

(Ottonis Episcopi Frisigensis Chronica sive Historia de duabus civitatibus, editio altera recognovit Adolfus HOFMEISTER, Hannover-Leipzig 1912 [= Scriptores Rerum Germanicarum in usum schol. 45], pp. 365-367)

Narrabat etiam, quod ante non multos annos Iohannes quidam, qui ultra Persidem et Armeniam in extremo Oriente habitans rex et sacerdos cum gente sua Christianus est, sed Nestorianus, Persarum et Medorum reges fratres, Samiados dictos, bello petierit atque Ecbatani, cuius supra mentio habita est, sedem regni eorum expugnauerit. Cui dum praefati reges cum Persarum, Medorum, Assyriorum copiis occurrerent, triduo utrisque mori magis quam fugere volentibus dimicatum est, presbyter Iohannes – sic eum nominare solent – tandem versis in fugam Persis cruentissima caede victor extitit. Post hanc victoriam dicebat praedictum Iohannem ad auxilium Hierosolymitanae ecclesiae procinctum movisse, sed, dum ad Tigrim venisset ibique nullo vehiculo traducere exercitum potuisset, ad septemtrionalem plagam, ubi eundem annum hiemali glacie congelari didicerat, iter flexisse. Ibi dum per aliquot annos moratus gelu exspectaret, sed minime hoc impediendo aëris temperie obtineret, multos ex insueto caelo de exercitu amittens ad propria redire compulsus est. Fertur enim iste de antiqua progenie illorum, quorum in Evangelio mentio fit, esse magorum eisdemque, quibus et illi, gentibus imperans tanta gloria et abundantia frui, ut non nisi sceptro smaragdino uti dicatur. Patrum itaque suorum, qui in cunabulis Christum adorare venerunt, accensus exemplo Hierosolymam ire proposuerat, sed praetaxata causa impeditum fuisse asserunt. Sed haec hactenus.

### Text 2: Alberich von Troisfontaines: Besuch des ‚Patriarchen von Indien‘ in Rom (1122)

(Alberici monachi Trium Fontium a monacho novi monasterii Hoiensis interpolata, ed. Georgius Henricus Pertz, Hannover 1874 [= MGH, Scriptores 23], p. 824s.)

Anno quarto Calixti papae patriarcha Indorum Iohannes Constantinopolim ad suscipiendum pallium venit, unius anni spatio in itinere consummato, illius scilicet Indiae patriarcha, quae ultima finem facit. Papa Calixtus pro concordia Romani et Graei regis Constantinopolim legatos miserat, quibus patriarcha Iohannes per interpretem, qui a Graecis dragomannus dicitur, collocutus intellexit totius orbis Romam caput esse, et cum eis Romam venit. Qui de patria sua requisitus in praesentia papae et cardinalium per interpretem dixit: *Civitas, cui Domino dante praesidemus, Ulna vocatur, quae quidem totius regni Indici caput est atque dominatrix; cuius magnitudo quattuor dierum itinere per circuitum lata extenditur. Moeniorum vero, intra quae sita est, talis extat grossitudo, quod super eam Romanorum curruum duo pariter iuncti largiter irent. Altitudinis etiam tanta est proceritas, ut ad comparationem celsarum Romanarum turrium diffusa videatur. Per medium cuius Phison, unus de paradisi fluminibus, limpidissimus emanat, aquis aurum pretiosissimum atque gemmas foras emittens. A fidelissimis autem Christianis universa interius plenissime est inhabitata. Paululum vero extra urbis moenia mons separatus est, profundissimi lacus aquis undique saeptus, in cuius summitate beatissimi apostoli Thomae mater ecclesia posita constat. In circuitu lacus deforis duodecim apostolorum monasteria condita sunt. Praedictus vero mons nulli homini infra annum accessibilis est. Patriarcha vero semel in anno*

*ingreditur, quia octo diebus ante festum apostoli, totidem post illud abundantia aquarum evanescit. In ciborio ecclesiae argentea concha argenteis dependet catenis, ubi sacrum apostoli corpus plenum, integrum et illaesum conservatur, stans super eam etiam tamquam vivens cernitur erectus, ante cuius praesentiam aurea lampas accensa balsamo plena ab anno in annum integra reperitur. Dividitur fidelibus illud balsamum, et inde fiunt sanitates plurimorum. Patriarcha cum episcopis dependunt cum sacro corpore concham, et sacrum illud corpus in aurea iuxta altare collocant sede. Per voluntatem creatoris primam adhuc retinet formam, cum vestibus suis illaesis. Post missam patriarcha in aurea patena componit hostias et inclinatis genibus eas apostolo offert, qui per dispensationem creatoris extensa manu dextera provide suscipit eas, et omnis populus, unus post alterum, accedens, singuli singulas de manu eius sumunt hostias. Si quis infidelis vel erroneus seu peccati macula infectus accesserit, videntibus cunctis apostolus manum retrahit et claudit nec, quamdiu praesens fuerit, aperit. Ille vero aut statim resipiscit aut statim moritur. His expletis sacrum apostoli corpus in dicta concha reponunt. Populus ad sua regreditur, et aqua celerrime in pristinum statum recurrit. Haec patriarcha in Lateranensi curia recitavit.*

### Text 3: Epistola Iohannis regis Indiae ad Emanuelem Constantinopolitanum imperatorem

Textgrundlage: Immer noch bietet ZARNCKE (1879), 872-934, die beste kritische Ausgabe. Darauf basiert der verlässliche lateinische Lesetext, den von den BRINCKEN (1985), 83-86, und KNEFELKAMP (1986), Anhang I, abdrucken. Leider wurde ins „Medieval Sourcebook“ ([www.fordham.edu/halsall/source/presterjohn.html](http://www.fordham.edu/halsall/source/presterjohn.html)) der überholte Text von OPPERT, 168-179, eingescannt. Die Interpolationen A bis C sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Die späten Interpolationen D wurden nicht in den Text aufgenommen. Die uneinheitliche Orthographie wurde behutsam normalisiert.

- (1) Presbyter Iohannes, potentia et virtute Dei et Domini nostri Iesu Christi [rex regum et] dominus dominantium, Emanueli, Romaeon gubernatori, salute gaudere et gratia ditandi ad ulteriora transire.
- (2) Nuntiabatur apud maiestatem nostram, quod diligebas excellentiam nostram et mentio altitudinis nostrae erat apud te. Sed per apocrisarium nostrum cognovimus, quod quaedam ludicra et iucunda volebas nobis mittere, unde delectaretur iustitia nostra. (3) Etenim si homo sum, pro bono habeo, et de nostris per apocrisarium nostrum tibi aliqua transmittimus, quia scire volumus et desideramus, si nobiscum rectam fidem habes et si per omnia credis in Domino nostro Iesu Christo. (4) Cum enim hominem nos esse cognoscamus, te Graeculi tui Deum esse existimant, cum te mortalem et humanae corruptioni subiacere cognoscamus. (5) De consueta largitatis nostrae munificentia, si aliquorum, quae ad gaudia pertinent, habes indigentiam, per apocrisarium nostrum et per schedulam dilectionis tuae nos certifica et impetrabis. (6) Accipe hierarcham in nomine nostro et utere tibi, quia libenter utimur lecytho tuo, ut sic confortemus et corroboremus virtutem nostram ad invicem. Digma quoque nostrum respice et considera. (7) Quodsi ad dominationem nostram venire volueris, maiorem et digniorem domus nostrae te constituemus et poteris frui abundantia nostra et etiam his, quae apud nos abundant; si redire volueris, locupletatus redibis. (8) Memorare novissima tua et in aeternum non peccabis.
- (9) Si vero vis scire magnitudinem et excellentiam nostrae celsitudinis et in quibus terris dominetur potentia nostra, intellege et sine dubitatione crede, quia ego, presbyter Iohannes, dominus sum dominantium et praecello in omnibus divitiis, quae sub caelo sunt, virtute et potentia omnes reges universae terrae. Septuaginta duo reges nobis tributarii sunt. (10)

Devotus sum Christianus, et ubique pauperes Christianos, quos clementiae nostrae regit imperium, defendimus et elemosynis nostris sustentamus. (11) In voto habemus visitare sepulcrum Domini cum maximo exercitu, prout decet gloriam maiestatis nostrae humiliare et debellare inimicos crucis Christi et nomen eius benedictum exaltare.

(12) In tribus Indiis dominatur magnificentia nostra, et transit terra nostra ab ulteriore India, in qua corpus Sancti Thomae requiescit, per desertum et progreditur ad solis ortum et redit per declivum in Babylonem desertam iuxta turrim Babel. (13) Septuaginta duae provinciae serviunt nobis, quarum paucae sunt Christianorum, et unaquaque habet regem per se, qui omnes sunt nobis tributarii. (14) In terra nostra oriuntur et nutriuntur elephantes, dromedarii, cameli, hippopotami, crocodili, methagallinarii, cametherni, thinsiretae, pantherae, onagri, leones albi et rubei, ursi albi, merulae albae, cicadae mutae, gryphones, tigres, lamiae, hyaenae, boves agrestes, sagittarii, homines cornuti, fauni, satyri et mulieres eiusdem generis, pygmaei, cynocephali, gigantes, quorum statura est quadraginta cubitorum, monoculi cyclopes et avis, quae vocatur phoenix, et fere omne genus animalium, quae sub caelo sunt.

[(15) Habemus alias gentes, quae solummodo vescuntur carnibus tam hominum quam brutorum animalium et abortivorum, quae numquam timent mori. Et cum ex his aliquis moritur, tam parentes quam extranei avidissime comedunt eum, dicentes: „Sacratissimum est humanam carnem manducare.”

(16) Nomina quarum sunt haec: Gog et Magog, Amic, Agic, Arenar, Defar, Fontineperi, Conei, Samantae, Agrimandi, Salterei, Armei, Anofragei, Annicefelei, Tasbei, Alanei. (17) Istas nempe et alias multas generationes Alexander puer magnus, rex Macedonum, conclusit inter altissimos montes in partibus aquilonis. Quas, cum volumus, ducimus super inimicos nostros, et data eis licentia a maiestate nostra, quod eos devorent, continuo nullus hominum, nullum animalium remanet, quin statim devoretur. (18) Inimicis namque devoratis reducimus eas ad propria loca. Et ideo reducimus, quia, si absque nobis reverterentur, omnes homines et universa animalia, quae invenirent, penitus devorarent. (19) Istaes quidem pessimae generationes ante consummationem saeculi tempore Antichristi egredientur a quattuor partibus terrae et circumibunt universa castra sanctorum et civitatem magnam Romam, quam proposuimus dare filio nostro, qui primo nascetur nobis, cum universa Italia et tota Germania et utraque Gallia, cum Anglia, Britannia et Scotia; dabimus ei Hispaniam et totam terram usque ad mare coagulatum. (20) Nec mirum, quia numerus earum est sicut harena, quae est in litore maris, quibus certe nulla gens, nullum regnum resistere poterit. Hae vero generationes, sicut quidam propheta prophetavit, propter suas abhominaciones non erunt in iudicio, sed Deus mittet super eas ignem de caelo et ita consummabit eas, quod nec etiam cinis ex his remanebit.]

(21) Terra nostra melle fluit, lacte abundat. In aliqua terra nostra  
nulla venena nocent nec garrula rana coaxat,  
scorpio nullus ibi, nec serpens serpit in herba.

Venenata animalia non possunt habitare in eo loco nec aliquos laedere.

(22) Inter paganos per quandam provinciam nostram transit fluvius, qui vocatur Ydonus. Fluvius iste de Paradiso progrediens expandit sinus suos per universam provinciam illam diversis meatibus, et ibi inveniuntur naturales lapides, smaragdi, saphiri, carbunculi, topazi, chrysolithi, onychini, berylli, amethysti, sardii et plures pretiosi lapides. (23) Ibidem nascitur herba, quae vocatur assidios; cuius radicem si quis super se portaverit, spiritum immundum effugit et cogit eum dicere, quis sit et unde sit et nomen eius. Quare immundi spiritus in terra illa neminem audent invadere.

(24) In alia quadam provincia nostra universum piper nascitur et colligitur, quod in frumentum et in annonam et corium et pannos commutatur. (25) Est autem terra illa nemorosa ad modum salicti, plena per omnia serpentibus. [Sed cum piper maturescit, veniunt universi populi de proximis regionibus, secum ferentes paleas, stipulas et ligna aridissima, quibus cingunt totum nemus undique, et cum ventus flaverit vehementer, ponunt ignem infra nemus et extra, ne aliquis serpens extra possit exire, et sic omnes serpentes in igne fortiter accenso moriuntur praeter illos, qui suas intrant cavernas. (16) Ecce consumpto igne viri et mulieres, parvi et magni, portantes furcas in manibus, intrant nemus, et omnes serpentes assos furcis extra nemus proiciunt, et ex eis densissimos

acervos componunt, veluti in area fit paleis granis excussis.] Sic siccat piper et de arbusculis combustis colligitur et coquitur. [Sed qualiter coquatur, nullus extraneus scire permittitur.]

(27) Quod nemus situm est ad radicem montis Olympi, unde fons perspicuus oritur, omnium in se specierum saporem retinens. Variatur autem sapor per singulas horas diei et noctis et progreditur itinere dierum trium non longe a Paradiso, unde Adam fuit expulsus. (28) Si quis de fonte illo ter ieiunus gustaverit, nullam ex illa die infirmitatem patietur semperque erit

quasi in aetate triginta duorum annorum, quamdiu vixerit.

(29) Ibi sunt lapilli, qui vocantur midriosi, quos frequenter ad partes nostras deportare solent aquilae, per quos reiuvenescunt et lumen recuperant. (30) Si quis illum in digito portaverit, ei lumen non deficit, et si est imminutum, restituitur, et quo plus inspicitur, eo magis lumen acuitur. Legitimo carmine consecratus hominem reddit invisibilem, fugat odia, concordiam parat, pellit invidiam.

(31) Inter cetera, quae mirabiliter in terra nostra contingunt, est harenosum mare sine aqua. Harena enim movetur et tumescit in undas ad similitudinem omnis maris et numquam est tranquillum. Hoc mare neque navigio neque alio modo transiri potest, et ideo, cuiusmodi terra ultra sit, sciri non potest. Et quamvis omnino careat aqua, inveniuntur tamen iuxta ripam a nostra parte diversa genera piscium ad comedendum gratissima et sapidissima, alibi numquam visa.

(32) Tribus diaetis longe ab hoc mare sunt montes quidam, ex quibus descendit fluvius lapidum eodem modo sine aqua, et fluit per terram nostram usque ad mare harenosum.

(33) Tribus diebus in septimana fluit, et labuntur parvi et magni lapides et trahunt secum ligna usque ad mare harenosum, et postquam mare intraverit fluvius, lapides et ligna evanescunt nec ultra apparent. Nec, quamdiu fluit, aliquis eum transire potest. Aliis quattuor diebus patet transitus.

[(34) Est etiam inter mare harenosum et inter praedictos montes in planitie lapis admirandae virtutis, vim in se habens fere incredibilis medicinae. Curat enim tantum Christianos vel id fieri cupientes, a quacumque detineantur infirmitate, hoc modo:

(35) Est lapis quidam cavus ad modum conchae aeneae, in quo semper est aqua in altitudine quattuor digitorum, et custoditur

semper a duobus senibus, reverendae sanctitatis viris. (36) Illi primo interrogant venientes, si Christiani sint vel fieri velint, deinde, si sanitatem toto corde desiderent. Quod cum fuerint professi, vestibis propriis exuti intrant concham. Et si vera professi sunt, aqua incipit crescere et adeo crescit, quod cooperit ita eum totum, quod super caput eius ascendit. Idque tertio facit. (37) Deinde paulatim decrescit et redit ad cottidianam mensuram. Et sic, qui intraverat, ascendit de aqua sanus factus a lepra vel a quacumque detinebatur infirmitate.]

(38) Iuxta desertum inter montes inhabitabiles sub terra fluit rivulus quidam, ad quem non patet aditus nisi ex fortuito casu. Aperitur enim aliquando terra, et si quis inde transit, tunc potest intrare et sub velocitate exire, ne forte terra claudatur. Et quicquid de harena rapit, lapides pretiosi sunt et gemmae pretiosae, quia harena et sabulum nihil aliud sunt nisi lapides pretiosi et gemmae pretiosae. (39) Et rivulus iste fluit in aliud flumen amplioris magnitudinis, in quod homines terrae nostrae intrant et maximam abundantiam pretiosorum lapidum inde trahunt; nec audent illos vendere, nisi prius excellentiae nostrae demonstrant. Et si eos in



thesauro nostro vel ad usum potentiae nostrae retinere volumus, date medietate pretii accipimus; sin autem, libere eos vendere possunt. (40) Nutriuntur autem in terra illa pueri in aqua, ita ut propter inveniendos lapides aliquando tribus vel quattuor mensibus sub aqua tantum vivant.

(41) Ultra fluvium vero lapidum sunt decem tribus Iudaeorum, qui, quamvis fingant sibi reges, servi tamen nostri sunt et tributarii excellentiae nostrae.

(42) In alia quadam provincia iuxta torridam zonam sunt vermes, qui lingua nostra dicuntur salamandrae. Isti vermes non possunt vivere nisi in igne, et faciunt pelliculam quandam circa se, sicut alii vermes, qui faciunt sericum. (43) Haec pellicula a dominabus palatii nostri studiose operatur, et inde habemus vestes et pannos ad omnem usum excellentiae nostrae. Isti panni non nisi in igne fortiter accenso lavantur.

(44) In auro et argento et lapidibus pretiosis, elephantis, dromedariis, camelis et canibus abundat serenitas nostra. (45) Omnes extraneos hospites et peregrinos recipit mansuetudo nostra. Nullus pauper est inter nos. (46) Nec fur nec praedo invenitur apud nos, nec adulator habet ibi locum neque avaritia. Nulla divisio est apud nos. Homines nostri abundant in omnibus divitiis. Equos paucos habemus et viles. Neminem nobis habere credimus parem in divitiis nec in numero gentium.

(47) Quando procedimus ad bella contra inimicos nostros, tredecim cruces magnas et praecelsas, factas ex auro et lapidibus pretiosis, in singulis plaustis loco vexillorum ante faciem nostram portari facimus, et unamquamque ipsarum sequuntur decem milia militum et centum milia peditum armatorum, exceptis aliis, qui sarcinis et curribus et inducendis victualibus exercitus deputati sunt. (48) Cum vero simpliciter equitamus, ante maiestatem nostram praecedit lignea crux, nulla pictura neque auro aut gemmis ornata, ut semper simus memores passionis Domini nostri Iesu Christi, et vas unum aureum, plenum terra, ut cognoscamus, quia caro nostra in propriam redigetur originem, in terram. (49) Et aliud vas argenteum, plenum auro, portatur ante nos, ut omnes intellegant nos dominum esse dominantium.

(50) Omnibus divitiis, quae sunt in mundo, superabundat et praecellit magnificentia nostra.

(51) Inter nos nullus mentitur nec aliquis potest mentiri. Et si quis ibi mentiri coeperit, statim moritur, id est quasi mortuus inter nos reputatur, nec eius mentio fit apud nos nec honorem ulterius apud nos consequitur. (52) Omnes sequimur veritatem et diligimus nos invicem. Adulter non est inter nos. Nullum vitium apud nos regnat.

(53) Singulis annis visitamus corpus sancti Danielis prophetae cum exercitu magno in Babylone deserta, et omnes armati sunt propter tiros et alios serpentes, qui vocantur terrentes.

(54) Apud nos capiuntur pisces, quorum sanguine tingitur purpura. (55) Munitiones habemus multas, gentes fortissimas et diversiformes. Dominamur Amazonibus et etiam Bragmanis.

(56) Palatium autem, quod inhabitat sublimitas nostra, ad instar et similitudinem palatii, quod apostolus Thomas ordinavit Gundaforo regi Indorum, in officinis et reliqua structura per omnia simile est illi. (57) Laquearia, tigna quoque et epistylia sunt de lignis cethim. Coopertura eiusdem palatii est de ebene, ne aliquo casu possit comburi. In extremitatibus vero super culmen palatii sunt duo poma aurea et in unoquoque sunt duo carbunculi, ut aurum splendeat in die et carbunculi luceant in nocte. (58) Maiores palatii portae sunt de sardonico immixto cornu cerastis, ne aliquis latenter possit intrare cum veneno, ceterae ex ebene, fenestrae de crystallo. (59) Mensae, ubi curia nostra comedit, aliae ex auro, aliae ex amethysto, columnae, quae sustinent mensas, ex ebore.

(60) Ante palatium nostrum est platea quaedam, in qua solet iustitia nostra spectare triumphos in duello. Pavimentum est de onychino et parietes intexti onychino, ut ex virtute lapidis animus crescat pugnantibus. (61) In praedicto palatio nostro non accenditur lumen in nocte nisi quod nutritur balsamo. (62) Camera, in qua requiescit sublimitas nostra, mirabili opere auro et omni genere lapidum est ornata. Si vero alicubi propter ornatum sit onychinus, circa

ipsum eiusdem quantitatis quattuor sunt carneolae, ut ex virtute earum iniquitas onychini temperetur. (63) Balsamum semper in eadem camera ardet. Lectus noster est de saphiro propter virtutem castitatis.

(64) Mulieres speciosissimas habemus, sed non accedunt ad nos nisi causa procreandorum filiorum quater in anno, et sic a nobis sanctificatae, ut Bersabee a David, redit unaquaeque ad locum suum.

(65) Semel in die comedit curia nostra. In mensa nostra comedunt omni die triginta milia hominum praeter ingredientes et exeuntes. Et hi omnes accipiunt expensas singulis diebus de camera nostra tam in equis quam in aliis expensis. (66) Haec mensa est de pretioso smaragdo, quam sustinent duae columnae de amethysto. Huius lapidis virus neminem sedentem ad mensam permittit inebriari.

(67) Ante fores palatii nostri iuxta locum, ubi pugnant in duello agonizant, est speculum praecelsae magnitudinis, ad quod per centum viginti quinque gradus ascenditur. (68) Gradus vero sunt de porphyritico, partim de serpentino et alabastro a tertia parte inferius. Hinc usque ad tertiam partem superius sunt de crystallo lapide et sardonico. Superior vero tertia pars de amethysto, ambra, iaspide et panthera. (69) Speculum vero una sola columna innititur. Super ipsam vero basis iacens, super basim columnae duae, super quas item alia basis et super ipsam quattuor columnae, super quas item alia basis et super ipsam octo columnae, super quas item alia basis et super ipsam columnae sedecim, super quas item alia basis, super quam columnae triginta duae, super quas item alia basis et super ipsam columnae sexaginta quattuor, super quas item alia basis, super quam item columnae sexaginta quattuor, super quas item alia basis et super ipsam columnae triginta duae. Et sic descendendo diminuuntur columnae, sicut ascendendo creverunt, usque ad unam. (70) Columnae autem et bases eiusdem generis lapidum sunt, cuius et gradus, per quos ascenditur ad eas. (71) In summitate vero summae columnae est speculum, tali arte consecratum, quod omnes machinationes et omnia, quae pro nobis et contra nos in adiacentibus et subiectis nobis provinciis fiunt, a contuentibus liquidissime videri possunt et cognosci. (72) Custoditur autem a duodecim milibus armatorum tam in die quam in nocte, ne forte aliquo casu frangi possit aut deici.

(73) Singulis mensibus serviunt nobis reges septem, unusquisque illorum in ordine suo, duces septuaginta duo, comites trecenti sexaginta quinque in mensa nostra, exceptis illis, qui diversis officiis deputati sunt in curia nostra. (74) In mensa nostra comedunt omni die iuxta latus nostrum in dextra parte archiepiscopi duodecim, in sinistra parte episcopi viginti praeter patriarcham sancti Thomae et protopapatem Sarmagantium et archiprotopapatem de Susis, ubi thronus et solium gloriae nostrae residet et palatium imperiale. Quorum unusquisque singulis mensibus redeunt ad domum propriam per vices suas. Ceteri a latere nostro numquam discedunt. (75) Abbates vero secundum numerum dierum anni serviunt nobis in capella nostra et singulis mensibus redeunt ad propria, et alii totidem singulis Kalendis ad idem officium capellae revertuntur.

[(76) Habemus aliud palatium non minoris longitudinis, sed maioris altitudinis et pulchritudinis, quod factum est per revelationem, quae, antequam nasceremur, apparuit patri nostro, qui ob sanctitatem et iustitiam, quae mirabiliter vigeant in eo, vocabatur Quasideus. (77) Dictum namque est ei in somnis: „Fac palatium filio tuo, qui nasciturus est tibi, qui erit rex regum terrenorum et dominus dominantium universae terrae. (78) Et habebit illud palatium a Deo sibi talem gratiam collatam, quod ibi nullus umquam esuriet, nullus infirmabitur, nullus etiam intus existens poterit mori. In illa die, qua intraverit, etsi validissimam famem quis habuerit et infirmetur ad mortem, si intraverit palatium et steterit ibi per aliquam moram, ita exhibit satur, acsi de centum ferculis comedisset, et ita sanus, quasi nullam infirmitatem in vita passus esset. (79) Nascetur etiam in eo fons quidam super omnia sapidissimus et odoriferus, qui numquam exhibit de palatio, sed de uno angulo, quo nascitur, fluet per palatium ad alium angulum ex adverso, et ibi recipiet eum terra, et sub terra revertetur ad ortum suum, quemadmodum sol de occidente revertitur sub terra ad orientem. (80) Sapient enim in ore cuiusque gustantis, quicquid optabit comedere et bibere. Tanto siquidem odore replebit palatium, acsi omnia

genera pigmentorum, aromatum et unguentorum ibi pilarentur et commoverentur et multo his plus omnibus. (81) De quo quidem fonte si quis per triennium et trimensium et tres septimanas et per tres dies et per tres horas omni die ter ieiunus gustaverit et in tribus horis ita gustaverit, quod nec ante ipsam horam et post horam, sed in spatio, quod est intra principium et finem uniuscuiusque istarum trium horarum, ter ieiunus gustaverit, ante siquidem trecentos annos et tres menses et tres septimanas et tres dies et tres horas non morietur et erit semper in aetate extremae iuventutis. (82) Porro quicumque tam diu vixerit, in ultima die praedictorum temporum convocabit parentes et amicos suos et dicet eis: Amici mei et proximi mei, ecce iam cito moriar. Rogo vos, ut claudatis super me sepulcrum, et orate pro me.' (83) Hoc nempe dicto ilico intrabit sepulcrum et valedicens eis deponet se, quasi velit dormire et ut impleatur propheta Finita iam hora reddet animam creatori suo.' (84) Videntes autem hoc omnes more solito plangent super corpus dilecti et clauso sepulcro commendant eum Domino et recedunt." (85) Mane facta Quasideus, pater meus, perterritus tanta visione surrexit et, cum cogitaret et multum esset sollicitus, audivit altisonam vocem, quam et omnes, qui secum aderant, audierunt dicentem: (86) „O Quasideus, fac, quod praeceptum est tibi, noli aliquo modo haesitare, quia omnia erunt, sicut tibi praedicta sunt." (87) Ad istam nempe vocem admodum confortatus est pater meus et statim praecepit palatium fieri, in cuius compositione non sunt nisi lapides pretiosi et aurum optimum liquatum pro caemento. (88) Caelum eiusdem, id est tectum, est de lucidissimis saphiris et clarissimi topazi passim sunt interpositi, ut saphiri ad similitudinem purissimi caeli et topazi ad modum stellarum palatium illuminent. (89) Pavimentum vero est de magnis tabulis crystallinis. Nec camera nec aliqua divisio est intra palatium. Quinquaginta columnae de auro purissimo ad modum acus formatae infra palatium iuxta parietes sunt dispositae. (90) In unoquoque angula est una, reliquae infra ipsas locatae sunt. Longitudo uniuscuiusque columnae est sexaginta cubitorum, grossitudo est, quantum duo homines suis ulnis circumcingere possunt, et unaquaeque in suo cacumine habet unum carbunculum adeo magnum, ut est magna amphora, quibus illuminatur palatium, ut mundus illuminatur a sole. (91) sed si quaeris, quare columnae sint ut acus acutae? Hac videlicet de causa, quia, si ita essent grossae superius ut inferius, pavimento et totum palatium non ita illuminaretur splendore carbuncolorum. (92) Item si quaeris, si claritas sit ibi, tanta est namque claritas ibi, ut nihil tam exiguum, tam subtile possit excogitari, si in pavimento esset, quin posset ab aliquo intueri. (93) Nulla fenestra nec aliquod foramen est ibi, ne claritas carbuncolorum et aliorum lapidum claritate serenissimi caeli et solis aliquo modo possit obnubilari. (94) Porta est una in eo de purissimo et lucidissimo crystallo, circumcincta de auro fulvissimo, posita ad orientem, cuius alitudo est centum triginta cubitorum, quae, quando sublimitas nostra venit ad palatium, per se aperitur et clauditur, nullo eam tangente. Sed quando alii intrant, ostiarii eam claudunt et aperiunt. (95) Omni siquidem die intramus palatium istud ad bibendum de fonte, quando sumus in civitate illa, in qua est palatium, quae dicitur Briebric. Quando vero equitamus, facimus de fonte illo, quocumque imus, nobiscum portari, et omni die ter ieiuni gustamus, sicut in paterna visione praeceptum est. (96) In die nativitatis nostrae et quotiens coronamur, intramus palatium istud et tam diu sumus intus, donec potuissemus ibi comedisse, et inde eximus saturi, acsi omni genere ciborum essemus repleti. (97) Si iterum quaeris, cum creator omnium fecerit nos praepotentissimum et gloriosissimum super omnes mortales,] quare sublimitas nostra digniore quam presbyteratus nomine nuncupari se non permittat, non debet prudentia tua admirari. (98) Plures enim in curia nostra ministeriales habemus, qui digniore nomine et officio, quantum ad ecclesiasticam dignitatem spectat, et etiam maiore quam nos in divinis officiis praediti sunt. Dapifer enim noster primas est et rex, pincerna noster archiepiscopus et rex, marescalcus noster rex et archimandrita, princeps coquorum rex et abbas. Et idcirco altitudo nostra non est passa se nominari eisdem nominibus aut ipsis ordinibus insigniri, quibus curia nostra plena esse videtur, et ideo minore nomine et inferiore gradu propter humilitatem magis elegit nuncupari. (99) De gloria et potentia nostra non possumus ad praesens satis tibi dicere. Sed cum veneris ad nos, dices, quia vere sumus dominus dominantium universae terrae. Hoc tantillum interim scias, quod extenditur terra nostra in partem unam fere ad quattuor menses in amplitudine, in altera parte nemo potest scire, quantum protendatur dominium nostrum. (100) Si potes dinumerare stellas caeli et harenam maris, dinumera et dominium nostrum et potestatem nostram.

[Datum in nostra civitate Briebric, XV.Kal.Apriles anno LI. nativitatis nostrae. De confirmatione: omnia, quae superius dicta sunt, quasi incredibilia verissima esse, quidam cardinalis, Stephanus nomine, sub pollicitatione suae fidei dicebat et omnibus patenter pronuntiabat.]

#### Text 4: Papst Alexander III., Antwortbrief an den Presbyter Iohannes (1177)

(Epistolae et privilegia nr.1322; Migne PL 200, 1855, pp.1148-1150)

Alexander episcopus, servus servorum Dei, carissimo in Christo filio, illustri et magnifico Indorum regi, sacerdotum sanctissimo, salutem et apostolicam benedictionem ...

Audiveramus utique iam pridem, referentibus multis et in fama communi, quomodo, cum sis Christianum nomen professus, piis velis operibus indesinenter intendere et circa ea tuum animum geras, quae Deo grata sunt et accepta. Sed et dilectus filius magister Philippus medicus et familiaris noster, qui de intentione pia et proposito tuo cum magnis et honorabilibus viris regni tui se in partibus illis verbum habuisse proponat, sicut vir providus et discretus, circumspectus et prudens, constanter nobis et sollicite rettulit se manifestius ab his audisse, quod tuae voluntatis sit et propositi erudiri catholica et apostolica disciplina, et ad hoc ferventer intendas, ut tu et terra tuae sublimitati commissa nihil umquam videamini in fide vestra tenere, quod a doctrina sedis apostolicae dissentiat modo quolibet vel discordet. Super quo sane tibi, sicut carissimo filio, plurimum congaudemus et ei, a quo omne donum procedit, immensas gratiarum exsolvimus actiones; ...

Illud autem nihilominus ad commendationem tuae virtutis accedit, quod, sicut prudens magister Philippus se a tuis asserit audisse, ferventi desiderio cuperes in urbe habere ecclesiam et Hierosolymitanum altare aliquod, ubi viri prudentes de regno tuo manere possent et apostolica plenius instrui disciplina, per quos postmodum tu et homines regni tui doctrinam ipsam reciperent et tenerent.

Nos autem ... praefatum Philippum medicum et familiarem nostrum, virum utique discretum, circumspectum et providum, ad tuam magnitudinem mittimus, de Iesu Christi misericordia confidentes, quod, si volueris in eo proposito et intentione persistere, quam te, inspirante Domino, intellegimus concepisse, de articulis Christianae fidei, in quibus tu et tui a nobis discordare videmini, in proximo per Dei misericordiam eruditus nihil prorsus timere poteris, quod de errore tuam vel tuorum salutem praepediat vel in vobis nomen Christianitatis offuscat.

Rogamus itaque excellentiam regiam, monemus et hortamur in Domino, quatenus eundem Philippum pro reverentia beati Petri et nostra, sicut virum honestum, discretum et providum et a nostro latere destinatum, debita benignitate recipias et reverenter et devote pertractes. Et si tuae voluntatis est et propositi, sicut omnino decet esse, ut erudiaris apostolica disciplina super his, quae idem Philippus ex nostra tibi parte proponet, ipsum diligenter audias et exaudias et personas honestas et litteras tuo sigillo sigillatas, quibus propositum et voluntatem tuam possimus plene cognoscere, ad nos cum ipso transmittas. Quia quanto sublimior et maior haberis et minus de divitiis et potentia tua videris inflatus, tanto libentius tam de concessione ecclesiae in urbe quam etiam de conferendis altaribus in ecclesia beati Petri et Pauli, et Hierosolymis in ecclesia Sepulcri Domini, et in aliis, quae iuste quaesieris, tuas curabimus petitiones admittere et efficacius exaudire...

Data Venetiis in Rivo alto, V Kalendas Octobris.

## Übersetzungen

### Text 1: Otto von Freising, *Chronica sive historia de duabus civitatibus* 7, 33

Er erzählte auch, vor wenigen Jahren habe ein gewisser Johannes, ein König und Priester, der jenseits von Persien und Armenien im äußersten Orient wohne und mit seinem Volk ein Christ, aber Nestorianer sei, zwei Brüder, die Könige der Perser und Meder, Samiarden genannt, im Krieg angegriffen und ihren oben erwähnten Herrschaftssitz Ekbatana erobert. Als sich ihm dann die vorher genannten Könige mit den Streitkräften der Perser, Meder und Assyrer entgegen traten, kämpfte man drei Tage lang, da beide Gegner lieber sterben als fliehen wollten. Dann endlich wurden die Perser in die Flucht geschlagen, und der Presbyter Johannes – so nämlich pflegen sie ihn zu nennen – ging aus der überaus blutigen Schlacht als Sieger hervor. Nach diesem Sieg, so berichtete er, habe der vorher genannte Johannes einen Feldzug unternommen, um der Kirche von Jerusalem zu Hilfe zu kommen. Als er aber an den Tigris kam und dort kein einziges Schiff vorfand, um sein Heer überzusetzen, sei er nach Norden abmarschiert, wo, wie er erfahren hatte, eben dieser Strom in der Winterkälte zufror. Als er sich dort einige Jahre aufhielt und auf den Frost wartete, dieser sich aber wegen des milden Wetters nicht einstellte und er viele aus seinem Heer infolge der ungewohnten Witterung verloren hatte, sah er sich gezwungen, in sein eigenes Land zurückzukehren. Er soll nämlich dem alten Geschlecht jener Magier, die im Evangelium (Mt 2,1) erwähnt werden, entsprossen sein, und als Herrscher über dieselben Völker solchen Ruhm und Überfluss genießen, dass er sich angeblich nur eines Smaragdszepters bediene. Deshalb hatte er sich, begeistert durch das Vorbild seiner Vorfahren, die kamen, um Christus in der Wiege anzubeten, vorgenommen, nach Jerusalem zu ziehen, und man versichert, nur aus dem oben genannten Grund sei er daran gehindert worden. Doch genug davon.

Indier land nennet man iren patriarche brüder Johann. Dieselbe patriarche hat erlich sanctus Matheus der apostel vnd dar nach ein hainlicher carter Landis der Königin in demselben land geordnet. So hat sant Thomas der apostel Indier land zum ersten malen glawen beleet. Vnd wredt der selb brüder Johann mit allain als ein bischoff sinder auch als ein kaiser geachtet. Von dem sagt man das ir. leut. König vnderwiffen vnd terlich zynspee seyen vnd in denselbe künigreich seyen hundert. er. xij. erbischoff. vñ der oberst bischoff lach vnd kaiserlich sitz seyn einer großen mechtigen stat Bihith genant vnd hat Johannes der patriarche euer auß den großsten der indier der in ir des herren tausent hundert. er. gen rom come hat dem bapst calixto. den cardineln vnd andern prelaten offentlich gesagt. Wie sanctus Thomas der apostel terlich in der stat Indina in India gelegen dem volck das allerheilichst sacrament gebe. solchs mit seiner hand de wredt gen rauchende vnd dem vnerdigen einziehende.



### Text 2: Alberich von Troisfontaines: *Besuch des Patriarchen von Indien' in Rom* (1122)

Im vierten Jahr des Papstes Calixtus (= 1122 n.Chr.) kam Johannes, der Patriarch der Inder, nach Konstantinopel, um das Pallium (das liturgische Würdezeichen der Metropolen) entgegenzunehmen, nachdem er ein volles Jahr für die Reise hatte aufwenden müssen; er war ja der Patriarch von Indien, das am Rande der Welt liegt. Papst Calixtus hatte wegen einer Übereinkunft zwischen dem römischen und griechischen Kaiser Gesandte nach

Konstantinopel geschickt. Mit diesen unterhielt sich der Patriarch Johannes durch Vermittlung eines Dolmetschers, der von den Griechen Dragoman genannt wird, erfuhr dabei, dass Rom die Hauptstadt der ganzen Welt sei, und begab sich mit ihnen nach Rom. Dort wurde er in Anwesenheit des Papstes und der Kardinäle nach seiner Heimat befragt und gab mittels eines Dolmetschers folgende Auskunft: *Die Stadt, über die Wir durch Gottes Gunst herrschen, heißt Ulna; sie ist die Haupt- und Residenzstadt des ganzen Königreichs Indien. Ihre Größe erstreckt sich auf einen Umkreis von vier Tagesreisen. Die Mauern aber, die sie umschließen, sind so dick, dass auf ihnen bequem zwei römische Gespanne nebeneinander fahren können. Sie sind auch so hoch, dass im Vergleich mit ihnen die Höhe der emporragenden Türme Roms niedrig erscheint. Durch ihre Mitte strömt der glasklare Phison, einer der Paradiesflüsse; mit seinem Wasser spült er sehr wertvolles Gold und Edelsteine an seine Ufer. Die ganze Stadt wird aber von sehr gläubigen Christen ganz dicht bevölkert. Ein wenig außerhalb der Stadtmauern erhebt sich ein allein stehender Berg, der auf allen Seiten vom Wasser eines sehr tiefen Sees umgeben ist; auf dessen Gipfel ist die Mutterkirche des heiligen Apostels Thomas erbaut. In der Umgebung des Sees wurden rundum Klöster der zwölf Apostel gegründet. Der vorher genannte Berg ist aber während des ganzen Jahres keinem Menschen zugänglich. Der Patriarch aber betritt ihn einmal im Jahr, weil acht Tagen vor dem Fest des Apostels und ebenso viele Tage danach der hohe Wasserstand zurückgeht. Im Altarbaldachin der Kirche hängt eine silberne Muschel an silbernen Ketten herab, wo der heilige Leib des Apostels vollständig, unversehrt und unverletzt aufbewahrt wird. Er steht aufrecht auf der Muschel, und man kann ihn wahrnehmen, als ob er leben würde; vor seiner Erscheinung findet man eine goldene Lampe angezündet, die von Jahr zu Jahr mit Balsam gefüllt ist. Jener Balsam wird den Gläubigen ausgeteilt, und davon werden die meisten gesund. Der Patriarch und die Bischöfe hängen die Muschel mit dem Leib des Heiligen von den Ketten ab und setzen ihn in der Nähe des Altars auf einen goldenen Sitz. Nach dem Willen des Schöpfers hat er immer noch die ursprüngliche Gestalt, mit seinen unversehrten Kleidern. Nach der Messe legt der Patriarch die Hostien auf eine goldene Opferschale und reicht sie mit gebeugten Knien dem Apostel, der diese nach ausnahmsweise erteilter Erlaubnis des Schöpfers mit ausgestreckter rechter Hand behutsam entgegennimmt. Das ganze Volk, einer nach dem anderen, kommt hinzu, und die einzelnen nehmen von seiner Hand die einzelnen Hostien. Wenn irgendein Ungläubiger, Irrgläubiger oder mit dem Makel einer Sünde Behafteter herantritt, zieht unter den Blicken aller der Apostel seine Hand zurück, schließt sie und öffnet sie nicht, solange jener anwesend ist. Jener aber gelangt entweder sofort zur Vernunft (des wahren Glaubens) oder stirbt auf der Stelle. Wenn sich dies vollzogen hat, legt man den heiligen Leib des Apostels auf die besagte Muschel zurück. Das Volk kehrt wieder zu seinen Wohnsitzen zurück, und das Wasser steigt ganz schnell bis zum früheren Pegelstand an.* Das erzählte der Patriarch in der Kurie des Lateran.

### Text 3: *Epistola Iohannis regis Indiae ad Emanuelem Constantinopolitanum imperatorem*

Folgende Übersetzungen wurden dankbar eingesehen: von den BRINCKEN, S.87-90, KNEFELKAMP (1986; auch im Internet: [www.hanser.de/literatur/specials/eco/jobrief.htm](http://www.hanser.de/literatur/specials/eco/jobrief.htm)) und KALTENBRUNNER, S.111-122.

(1) Priester Johannes, durch die Macht und Kraft Gottes und unseres Herrn Jesus Christus [König der Könige und] Herr der Herrscher, wünscht Manuel, dem Staatslenker der Rhomäer, er möge sich an Gesundheit erfreuen und die Gunst des Reichtums im Übermaß genießen.

(2) Es wurde Unserer Majestät gemeldet, dass du Unsere Erhabenheit verehrtest und dass die Kunde von Unserer Hoheit zu dir gedrungen sei. Auch haben Wir durch unseren Abgesandten vernommen, dass du Uns allerlei Kurzweil und Annehmlichkeiten übersenden wolltest, woran sich Unsere Gerechtigkeit erfreuen sollte. (3) Denn da ich nun einmal ein Mensch bin, nehme ich es in Güte an, und Wir übermitteln dir durch Unseren Abgesandten einiges, weil Wir unbedingt wissen wollen, ob du gleich wie Wir den rechten Glauben hast und ob du in allem an unseren Herrn Jesus Christus glaubst. (4) Während Wir nämlich wissen, dass Wir nur ein Mensch sind, halten dich deine Griechlein für einen Gott, obwohl Wir wissen, dass du sterblich bist und der menschlichen Hinfälligkeit unterliegst. (5) Wenn du Bedarf an irgendetwas hast, was zu deiner Freude beiträgt, so lasse es Uns durch unseren Abgesandten und durch ein Schreiben deiner Lieblichkeit wissen, und du wirst es von der gewohnten Freigebigkeit Unserer Großmut erlangen. (6) Nimm die Opferschatulle in Unserem Namen an und bediene dich ihrer, wie ja auch Wir gerne von deinem Ölkrug Gebrauch machen, sodass wir uns bestärken und uns gegenseitig in unserer Tugend bekräftigen. Beachte und bedenke auch Unser Beispiel. (7) Wenn du aber in Unser Herrschaftsgebiet kommen willst, werden Wir dich zum Verwalter und Würdenträger Unseres Hauses einsetzen, du wirst Unseren Überfluss genießen können und wirst reich beschenkt mit den Dingen zurückkehren, die es bei Uns im Überfluss gibt, wenn du zurückkehren willst. (8) Bedenke die Letzten Dinge, und in Ewigkeit wirst du nicht sündigen.

(9) Wenn du aber die Größe und Erhabenheit Unserer Hoheit zu erkennen begehrt und wissen willst, in welchen Ländern Unsere Macht regiert, vernimm und glaube ohne Zweifel, dass ich, der Priester Johannes, Herr der Herrscher bin und alle Könige der gesamten Erde mit sämtlichen Reichtümern, die unter dem Himmel sind, an Tugend und an Macht überrage. 72 Könige sind Uns tributpflichtig. (10) Ich bin ein frommer Christ, und wo immer arme Christen von unserer Herrschaft der Milde regiert werden, schützen Wir sie und unterstützen sie mit Unseren Almosen. (11) Wir haben das Gelübde abgelegt, das Grab des Herrn mit einem sehr großen Heer, wie es für den Ruhm Unserer Größe angemessen ist, zu besuchen, die Feinde des Kreuzes Christi zu demütigen und zu bekämpfen sowie seinen gepriesenen Namen zu verherrlichen.

(12) Über die drei Indien herrscht Unsere Hoheit, und Unser Land erstreckt sich vom jenseitigen Indien, in dem der Leib des heiligen Apostels Thomas ruht, über die Wüste hinweg bis zum Aufgang der Sonne und reicht im Westen bis zum verlassenen Babylon nahe dem Turm zu Babel. (13) 72 Provinzen, von denen nur wenige in christlicher Hand sind, dienen Uns, und eine jede hat ihren eigenen König; diese sind uns alle tributpflichtig. (14) In Unserem Land entstehen und nähren sich Elefanten, Dromedare, Kamele, Flusspferde, Krokodile, Methagallinarien, Cametheterner, Thinsireten, Panther, Wildesel, weiße und rote Löwen, weiße Bären, weiße Amseln, stumme Baumgrillen, Greifen, Tiger, Vampire, Hyänen, wilde Ochsen, Kentauren, wilde Menschen, gehörnte Menschen, Faune, Satyrn und ihre weiblichen Artgenossen, Pygmäen, Hundsköpfige, Riesen von 40 Ellen Größe, einäugige Kyklopen und ein Vogel namens Phönix, und überhaupt Tiere fast jeder Art, die es unter dem Himmel gibt. [(15) Wir herrschen über andere Volksstämme, die sich nur von Fleisch ernähren, von Menschen- als auch von Tierfleisch und besonders von Frühgeburten; diese fürchten niemals, sterben zu müssen. Und wenn einer von ihnen stirbt, verspeisen ihn Verwandte wie Fremde sehr gierig, indem sie behaupten: „Es ist eine hochheilige Sache, Menschenfleisch zu verzehren.“ (16) Die Namen dieser Völker sind Gog und Magog, Amic, Agic, Arenar, Defar, Fontineperer, Coneer, Samanten, Agrimander, Saltereer, Armeer, Anofrageer, Annicefeeler, Tasbeer, Alaneer. (17) Diese nämlich und viele andere Völkerschaften schloss der noch junge Alexander der Große, König der Makedonen, zwischen sehr hohen Bergen im Norden ein. Diese führen wir, wenn wir wollen, gegen Unsere Feinde, und wenn sie von Unserer Erhabenheit die Genehmigung erhalten, sie zu verschlingen, bleibt unverzüglich kein Mensch und kein Tier übrig, das sie nicht verschlungen hätten. (18) Wenn die Feinde vernichtet sind, führen Wir sie wieder an ihre Wohnsitze zurück. Und deshalb führen Wir sie

zurück, weil sie dann, wenn sie ohne Uns zurückkehrten, alle Menschen und alle Tiere, die sie vorfinden, restlos auffressen würden. (19) Diese ganz üblen Völkerschaften werden nämlich vor dem Ende der Welt zur Zeit des Antichrist aus den vier Erdteilen hervorbrechen und alle festen Plätze der Heiligen umzingeln, sogar die große Stadt Rom, die Wir Unserem erstgeborenen Sohn vorbehalten haben, mit ganz Italien, Deutschland, beiden Teilen Frankreichs, England, Britannien und Schottland; Wir werden ihm Spanien und die ganze Erde bis zum gefrorenen Meer geben. (20) So ist es kein Wunder, dass ihre Zahl wie der Sand am Meer ist, und da ist gewiss kein Volk und kein Reich, das jenen zu widerstehen vermag. Diese Völkerschaften aber werden – wie es ein Prophet vorhergesagt hat – wegen ihrer Abscheulichkeiten nicht im Jüngsten Gericht erscheinen, sondern Gott wird über sie ein Feuer vom Himmel senden und sie so vernichten, dass nicht einmal Asche von ihnen übrig bleibt.] (21) Unser Land fließt über von Milch und hat Überfluss an Honig. In einem Unserer Länder schaden keine Gifte und quakt nicht der schwatzhafte Frosch, es gibt dort keinen Skorpion und keine Schlange kriecht durchs Gras. Giftige Tiere können an diesem Ort nicht leben noch andere verletzen. (22) Bei den Heiden fließt in einer Unserer Provinzen ein Fluss mit Namen Ydonus. Dieser Fluss kommt aus dem Paradies und zieht seinen Bogen hin in verschiedenen Windungen über jene ganze Provinz, und dort werden Natursteine, Smaragde, Saphire, Karfunkel, Topase, Chrysolithe, Onyx, Berylle, Amethyste, Sarder und noch mehr Edelsteine gefunden. (23) Dort wächst auch ein Kraut, das Assidios genannt wird; wenn jemand dessen Wurzel an sich trägt, schlägt sie den unreinen Geist in die Flucht und zwingt ihn zu sagen, wer er sei, von wo er komme und wie er heiße. Deshalb wagen unreine Geister in jener Provinz nicht, jemanden zu befallen.

(24) In einer anderen von Unseren Provinzen wächst der gesamte Pfeffer; er wird dort geerntet und wird gegen Frucht, Getreide, Felle und Stoff getauscht. (25) Jenes Land ist dicht beholzt nach Art von Weidengebüsch, durch und durch voll von Schlangen [und wenn der Pfeffer reift, kommen alle Bewohner der Umgebung und bringen Stroh, Streu und ganz dürres Reisig, womit sie das Gebüsch von allen Seiten umzäunen; und wenn ein heftiger Wind aufkommt, legen sie innerhalb und außerhalb des Gebüschs Feuer, damit keine Schlange von dort entkommen kann; und so sterben alle Schlangen im stark entfachten Feuer, ausgenommen diejenigen, die sich in ihre Schlupfwinkel flüchten. (26) Sieh da, wenn das Feuer erloschen ist, tragen alle, Männer und Frauen, Kleine und Große, Heugabeln in den Händen, betreten das Gehölz und werfen alle gedörrten Schlangen aus dem Wäldchen hinaus, schichten sie auf sehr dichte Haufen auf, wie das auf der Tenne mit dem Stroh geschieht, wenn die Körner herausgeschlagen sind.] So wird der Pfeffer getrocknet und von dem verbrannten Gesträuch eingesammelt und gekocht. [Aber wie er genau gekocht wird, ist keinem Fremden zu wissen erlaubt.]

(27) Dieses Wäldchen liegt am Fuße des Berges Olymp, wo eine klare Quelle entspringt, die Wohlgeschmack aller Art in sich vereint. Dieser Geschmack aber ändert sich jeweils zu den einzelnen Tages- und Nachtstunden. Sie bricht hervor kaum drei Tagesreisen weit von der Stelle, wo Adam aus dem Paradies vertrieben wurde. (28) Wenn jemand dreimal nüchtern von der Quelle kostet, wird er von jenem Tage an keine Krankheit erleiden müssen, und solange er lebt, wird er immer wie ein Zweiunddreißigjähriger bleiben.

(29) Dort gibt es kleine Steine, Midriosen genannt, welche die Adler häufig in unsere Länder tragen. Durch sie werden sie wieder jung und gewinnen das Augenlicht zurück. (30) Wenn jemand einen solchen am Finger trägt, mangelt ihm keine Sehkraft, und falls sie abgenommen hat, wird sie wiederhergestellt, und je mehr man ihn anschaut, umso schärfer wird das Augenlicht. Der mit einer rechtmäßigen Zauberformel geweihte Stein macht den Menschen unsichtbar, vertreibt Hass, fördert Eintracht und verjagt Neid. (31) Zu den weiteren Wundern Unseres Lands zählt ein wasserloses Sandmeer. Der Sand bewegt sich nämlich und schwillt zu Wellen an wie jedes andere Meer; auch ist er nie ruhig. Dieses Meer kann man weder zu Schiff noch auf andere Weise überqueren, und daher kann man nicht wissen, wie das Land dahinter aussieht. Und obwohl da gar kein Wasser vorhanden ist, finden sich nahe dem diesseitigen Ufer doch verschiedene Arten von Fischen, die sehr angenehm und schmackhaft zu verzehren sind und sonst noch nirgendwo gesehen wurden. (32) Drei Tagesreisen von

diesem Meer gibt es bestimmte Berge, von denen ein Fluss aus Edelsteinen gleichfalls wasserlos herabströmt, und er fließt durch Unser Land bis zum Sandmeer. (33) An drei Tagen der Woche fließt er, und es gleiten kleine und große Steine dahin und ziehen Hölzer mit sich bis zum Sandmeer, und wenn der Fluss ins Meer mündet, verschwinden Steine und Hölzer auf Nimmerwiedersehen. Solange er fließt, kann ihn niemand überschreiten; an den übrigen vier Tagen aber ist der Übergang möglich.

[(34) Auch ist zwischen dem Sandmeer und dem geschilderten Gebirge in der Ebene ein Stein von wundersamer Wirkung, der eine kaum glaubliche Heilkraft in sich trägt. Er heilt nämlich nur Christen und solche, die es werden wollen, von jeder Krankheit, wie folgt: (35) Der Stein ist hohl wie eine eiserne Muschel; in ihm steht immer das Wasser vier Finger hoch. Er wird immer von zwei Greisen bewacht, die Männer von verehrungswürdiger Heiligkeit sind. (36) Jene befragen zuerst die Ankömmlinge, ob sie Christen sind oder werden wollen, und dann, ob sie von ganzem Herzen Heilung begehren. Wenn sie dies bejaht haben, legen sie ihre Kleider ab und betreten die Muschel. Haben sie die Wahrheit gesagt, dann steigt das Wasser so sehr, dass dieses sie ganz bedeckt und sogar über ihren Kopf geht. Das geschieht dreimal. (37) Dann fällt das Wasser nach und nach auf die gewöhnliche Höhe zurück. Und so entsteigt der, der eingetreten war, dem Wasser, geheilt von der Lepra oder jeder anderen Krankheit, von der er befallen war.]

(38) Nahe der Wüste zwischen unbewohnbaren Bergen fließt unterirdisch ein Bächlein, zu dem man nur durch Zufall gelangen kann. Manchmal nämlich öffnet sich die Erde, und wer dann gerade vorbeikommt, kann eintreten und schnell hinausgehen, damit ihn die Erde ja nicht einschließt. Und was immer er aus dem Sand heraushebt, das sind wertvolle Edelsteine und Halbedelsteine, weil dort Sand und Kies aus nichts anderem bestehen. (39) Und dieser Bach mündet in einen anderen, größeren Fluss, den die Menschen Unseres Landes betreten und dem sie sehr große Mengen an wertvollen Steinen entnehmen. Sie wagen es nicht, jene zu verkaufen, wenn sie jene nicht zuvor Unserer Hoheit gezeigt haben. Wenn Wir sie für Unseren Schatz begehren oder zum Nutzen Unserer Macht zurückhalten wollen, einigen wir uns auf einen mittleren Preis; andernfalls können sie jene frei verkaufen. (40) In jenem Land werden aber Kinder im Wasser großgezogen, sodass sie zwecks Steinesuchens drei oder vier Monate ganz unter Wasser leben.

(41) Jenseits des Steinflusses aber finden sich die zehn Stämme der Juden, die, obwohl sie sich selbst Könige schaffen, doch Unsere Diener und Unserer Hoheit tributpflichtig sind.

(42) In einer anderen Provinz nahe der heißen Zone leben Kriechtiere, die wir Salamander nennen. Dieses Gewürm kann nur im Feuer leben, und sie umgeben sich mit einem Häutchen wie die anderen Würmer, die Seide spinnen. (43) Dieses Häutchen wird von den Damen Unseres Palastes eifrig bearbeitet; davon haben Wir Kleider und Stoffe, alles zum Gebrauch Unserer Erhabenheit. Diese Stoffe kann man nur in heftig lodernem Feuer reinigen.

(44) An Gold und Silber, Edelsteinen, Elefanten, Dromedaren, Kamelen und Hunden hat unsere Durchlaucht Überfluss. (45) Alle fremden Gäste und Pilger empfängt unser Gnaden. Es gibt bei Uns keinen Armen. (46) Weder einen Dieb noch einen Räuber findet man bei Uns, ebenso wenig haben Schmeichler hier Platz noch Habgier. Zwietracht ist uns unbekannt. Unser Leute haben an allen Reichtümern Überfluss. Wir haben wenige und billige Pferde. Wir glauben, dass Uns niemand an Reichtum und Anzahl der Völker gleichkommt.

(47) Wenn wir gegen Unsere Feinde in den Krieg ziehen, lassen Wir 13 große und emporragende Kreuze, hergestellt aus Gold und Edelstein, an den einzelnen Wagen statt Fahnen vor Unserem Angesicht hertragen, und jedem von ihm folgen 10.000 Reiter und 100.000 bewaffnete Fußsoldaten, abgesehen von denjenigen, die für das Gepäck, die Wagen und für die Lebensmittelversorgung des Heeres abkommandiert wurden. (48) Wenn Wir aber einfach ausreiten, geht Unserer Majestät ein Holzkreuz voran, das weder mit einer Bemalung noch mit Gold oder Edelsteinen geschmückt ist, damit Wir immer an das Leiden unsers Herrn Jesus Christus denken, dazu ein goldenes Gefäß, gefüllt mit Erde, damit Wir erkennen, dass Unser Fleisch zu seinem Ursprung, der Erde, zurückkehren wird. (49) Und ein anderes Gefäß

aus Silber, gefüllt mit Gold, wird vor Uns hergetragen, damit alle erkennen, dass Wir der Herr der Herren sind. (50) An allen Reichtümern, die auf Erden sind, hat Unsere Erhabenheit Überfluss, und Unsere Hoheit überragt alle. (51) Bei uns lügt niemand noch kann jemand lügen. Wenn jemand dort zu lügen beginnt, stirbt er auf der Stelle, das heißt, er gilt unter uns als tot, und niemand bei uns erwähnt ihn, das heißt, er verliert bei uns die Ehre. (52) Wir alle folgen der Wahrheit und lieben einander. Es gibt unter uns keinen Ehebrecher. Bei uns herrscht kein Laster.

(53) Jedes Jahr besuchen Wir den Leib des heiligen Propheten Daniel mit großem Heer im verlassenen Babylon, und alle sind bewaffnet wegen der Bestien und anderer Schlangen, die man „Terrentes“ (die Schrecklichen) nennt. (54) Bei Uns fängt man Fische, mit deren Blut man Purpur färbt. (55) Wir verfügen über viele Befestigungen und sehr tapfere und vielgestaltige Völker. Wir gebieten über die Amazonen und Brahmanen.

(56) Der Palast aber, den Unsere Erhabenheit bewohnt, ist nachgebildet und ähnlich dem Palast, den der Apostel Thomas dem Inderkönig Gundophar bestimmte, sowohl in den Wirtschaftsgebäuden als auch in der übrigen Anlage. (57) Täfelung, Gebälk und Architrave sind aus Akazienholz. Das Dach eben dieses Palastes ist aus Ebenholz, damit er nicht durch irgendeinen Zufall abbrennen kann. An den äußersten Enden aber über dem First des Palastes findet man zwei goldene Äpfel, und in jedem sind zwei Karfunkel, damit das Gold am Tage, die Karfunkel aber in der Nacht leuchten. (58) Die größeren Pforten des Palastes sind aus Sardonyx, vermischt mit Horn von der Hornschlange, damit niemand unbemerkt mit Gift eintreten kann, die übrigen aus Ebenholz, die Fenster aus Kristall. (59) Die Tische, von denen Unser Hof speist, sind teils aus Gold, teils aus Amethyst, die Säulen, auf denen die Tischplatten ruhen, aus Elfenbein. (60) Vor Unserem Palast ist ein Platz, auf dem Unsere Gerechtigkeit die Siege in Zweikämpfen zu beobachten pflegt. Der Fußboden ist aus Onyx, und auch die Wände sind mit Onyx verkleidet, damit durch die Kraft dieses Steines der Mut der Kämpfer wachse. (61) In Unserem vorher genannten Palast wird nachts nur Licht entzündet, das von Balsam gespeist wird. (62) Der Raum, in dem Unsere Erhabenheit zu ruhen pflegt, ist durch wunderbare Kunstfertigkeit mit Gold und Steinen jeder Art geschmückt. Wenn aber irgendwo Onyx zum Schmuck verwendet wird, sind um ihn herum vier Karneole von gleicher Größe angebracht, damit durch ihre Kraft die unheilvolle Wirkung des Onyx ausgeglichen wird. (63) Balsam brennt stets in eben diesem Raum. Unser Bett ist aus Saphir wegen der Tugend der Keuschheit.

(64) Wir haben die wohlgestalteten Frauen, die aber nur viermal im Jahr zu Uns kommen, um Nachkommenschaft zu zeugen, und so von Uns gewürdigt, wie Bethseba durch David, kehrt jede an ihren Platz zurück.

(65) Einmal am Tag speist Unser Hof. An Unserem Tisch essen täglich 30.000 Personen, ausgenommen die An- und Abreisenden. Sie alle erhalten täglich von Unserer Kammer Pferde und sonstigen Unterhalt. (66) Diese Tafel ist aus kostbarem Smaragd, zwei Amethystsäulen halten sie. Die Kraft dieses Steines gestattet niemandem, der am Tisch sitzt, sich zu betrinken.

(67) Vor den Türflügeln Unseres Palastes, neben dem Platz, auf dem die Zweikämpfer ihren Wettkampf austragen, steht ein Spiegel von außerordentlicher Größe, zu dem man über 125 Stufen hinaufsteigt. (68) Die Stufen aber sind aus Porphyrt, teils aus Serpentin und Alabaster im unteren Drittel, aus Kristall und Sardonyx im mittleren Drittel und aus Amethyst, Amber, Jaspis und Panthera im oberen Drittel. (69) Der Spiegel aber ruht auf einer einzigen Säule. Auf ihr liegt eine Basis, auf der zwei Säulen stehen, auf ihnen eine weitere Basis mit vier Säulen darauf, dann wieder eine Basis, dann acht Säulen, dann eine Basis mit 16 Säulen, darauf eine Basis mit 32 Säulen, endlich eine Basis mit 64 Säulen, darauf eine Basis mit 64 Säulen, darauf eine Basis mit 32 Säulen. Und so verringert sich die Zahl der Säulen beim Abstieg, wie sie beim Aufstieg zunahm, bis zu einer einzigen. (70) Säulen und Basis sind



aber aus denselben Steinen wie die Stufen, auf denen man zu ihnen hinaufsteigt. (71) Auf der Spitze der obersten Säule ist aber der Spiegel mit solcher Kunst angebracht, dass alle dunklen Machenschaften und alles, was für oder gegen Uns in angrenzenden und Uns unterworfenen Gebieten unternommen wird, von den Hineinschauenden ganz deutlich wahrgenommen und erkannt werden kann. (72) Er wird aber von 12.000 Bewaffneten Tag und Nacht bewacht, damit er nicht zufällig durch Sturz zerbrochen oder herabgeschleudert werden kann.

(73) Jeweils einen Monat lang dienen Uns sieben Könige – jeder von ihnen, wenn er an der Reihe ist –, 72 Herzöge, 365 Grafen an Unserem Tisch, ausgenommen diejenigen, die zu einzelnen Ämtern an Unseren Hof abkommandiert sind. (74) An Unserem Tisch speisen mit Uns alle Tage an Unserer Seite zur Rechten zwölf Erzbischöfe, zur Linken 20 Bischöfe, außerdem der Patriarch des Hl. Thomas und der Protopapas von Samarkand sowie der Erzprotopapas von Susa, wo der Thron und Sitz Unseres Ruhmes seinen Platz hat und der Kaiserpalast steht. Jeder von ihnen geht in monatlichem Wechsel zu sich nach Hause; die übrigen weichen nie von Unserer Seite. (75) Äbte aber nach der Zahl der Tage im Jahr dienen Uns in Unserer Kapelle und kehren in monatlichem Wechsel in ihre Heimat zurück, und andere finden sich in gleicher Anzahl an jedem Monatsbeginn zu demselben Amt in der Kapelle wieder ein.

[(76) Wir haben noch einen anderen Palast, nicht etwa weiträumiger, sondern höher und schöner, errichtet gemäß einer Vision, die vor Unserer Geburt Unserem Vater zuteil wurde, der wegen seiner ihm wundersam innewohnenden Heiligkeit und Rechtschaffenheit Quasideus (der „Gottgleiche“) genannt wurde. (77) Ihm wurde im Traum aufgetragen: „Errichte dem Sohn, der dir geboren wird, einen Palast, denn er wird der König der irdischen Könige sein und der Herr der Herrscher der ganzen Erde. (78) Und jener Palast wird folgende von Gott verliehene Gnade aufweisen: Nie wird hier jemand hungern, nie jemand erkranken, nie jemand, der darin lebt, sterben. An jenem Tag, an dem er eintritt, wird er, wenn er auch noch so starken Hunger hätte und todkrank wäre, sobald er den Palast betreten hat und sich dort eine Weile aufhält, so satt hinausgehen, als hätte er von 100 Gängen gegessen, und so gesund, als hätte er nie im Leben an einer Krankheit gelitten. (79) Darinnen wird eine über die Maßen wohlschmeckende und wohlriechende Quelle entspringen, die nie den Palast verlässt, sondern von der Ecke, wo sie hervortritt, durch den Palast zur entgegengesetzten Ecke fließt, und dort wird die Erde sie aufnehmen, und sie wird unterirdisch zu ihrem Ursprung zurückkehren in gleicher Weise, wie die Sonne von Westen unter der Erde nach Osten zurückwandert. (80) Sie wird nämlich im Munde eines jeden, der von ihr kostet, nach dem schmecken, was dieser zu essen oder zu trinken wünscht. Sie wird den Palast mit so starkem Duft erfüllen, als ob dort alle Arten von Gewürzen, Aromastoffen und Salböl mit dem Mörser zerstoßen und vermischt würden, und noch viel mehr als dies alles. (81) Wenn jemand durch drei Jahre und drei Monate und drei Wochen und drei Tage und drei Stunden jeden Tag dreimal von dieser Quelle nüchtern kostet, und zwar in den drei Stunden so, dass er nicht vor diesen und nach diesen Stunden, sondern während des Zeitraums zwischen Anfang und Ende dieser drei Stunden, dann wird er 300 Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden nicht sterben und sein bestes Jugendalter bewahren. (82) Wer weiters so lange gelebt hat, wird am letzten Tag der genannten Zeit Verwandte und Freunde zusammenrufen und ihnen sagen: Meine Freunde und nächsten Anverwandten, seht, schon bald werde ich sterben. Ich bitte euch, schließt über mir das Grab und betet für mich.“ (83) Nach diesen Worten wird er sogleich das Grab betreten, Abschied nehmen und sich niederlegen, als ob er schlafen wollte, damit sich die Prophezeiung erfülle: Wenn die Stunde vorüber ist, wird er die Seele dem Schöpfer zurückgeben.“ (84) Alle Anwesenden werden aber in gewohnter Sitte über dem Leichnam des Geliebten klagen, das Grab schließen, ihn dem Herrn empfehlen und sich entfernen.“ (85) Am nächsten Morgen erhob sich mein Vater Quasideus, erschrocken von einer solchen Vision, und während er nachsann und sehr erregt war, hörte er eine von oben kommende Stimme, die auch alle vernahmten, die um ihn waren: (86) „O Quasideus, tue, was dir vorgeschrieben ist, und zögere nicht irgendwie, denn alles wird geschehen, wie es dir vorhergesagt ist.“ (87) Von jener Stimme sehr bestärkt, ließ mein Vater sogleich den Palast errichten, für dessen Bau nur Edelsteine und reinstes Gold, zum Bindemittel verflüssigt, verwendet wurden. (88) Der Himmel, d.h. das Dach desselben, ist aus hell leuchtenden Saphiren, und glasklare Topase sind stückweise so dazwischengelegt, dass die Saphire gleich dem klaren Himmel und die Topase nach Art

der Sterne den Palast erleuchten. (89) Der Fußboden besteht aber aus großen Kristallplatten. Es gibt weder Kammern noch sonstige Trennwände im Palast. 50 Säulen aus reinstem Gold, geformt wie Nadeln, sind innerhalb des Palastes an den Wänden angebracht. (90) In jeder Ecke steht eine, die übrigen sind dazwischen angeordnet. Die Länge einer jeden Säule beträgt 60 Ellen, der Umfang so viel, wie zwei Menschen mit ihren Armen umspannen können, und jede hat auf ihrer Spitze einen Karfunkel, so groß wie eine große Amphore; von ihnen wird der Palast erleuchtet wie die Erde von der Sonne. (91) Wenn du aber fragst, warum die Säulen spitz wie Nadeln sind, so geschieht das aus dem Grund, dass, wären sei oben so breit wie unten, der Fußboden und der ganze Palast nicht in gleicher Weise vom Glanz der Karfunkel erhellt würden. (92) Wenn du zudem nach der Helligkeit fragst, so ist diese dort so groß, dass man sich nichts so Kleines oder so Feines ausdenken könnte, das nicht von jedermann auf dem Fußboden erblickt werden könnte. (93) Es gibt dort weder Fenster noch sonst irgendeine Öffnung, damit nicht der Glanz der Karfunkel und der anderen Steine durch die Helligkeit des heitersten Himmels und der Sonne irgendwie getrübt werden kann. (94) Es gibt dort eine Pforte aus reinsten und leuchtendstem Kristall, eingerahmt von strahlendstem Gold, gegen Osten gerichtet und 130 Ellen hoch, die sich von selbst öffnet und schließt, sobald sich Unsere Erhabenheit dem Palast nähert, ohne dass jemand sie berührt. Wenn aber andere eintreten, müssen Türhüter sie schließen und öffnen. (95) Jeden Tag betreten Wir nämlich diesen Palast, um von der Quelle zu trinken, wenn Wir Uns in jener Stadt aufhalten, in welcher der Palast steht und die Briebrieic heißt. Wenn Wir aber ausreiten, lassen Wir Uns von der Quelle, wohin Wir auch immer wir reisen, nachtragen, und jeden Tag kosten Wir davon dreimal nüchtern, wie es in der Vision des Vaters vorgeschrieben wurde. (96) An Unserem Geburtstag und sooft Wir gekrönt werden, betreten Wir jenen Palast und bleiben darin so lange, wie Wir zum Essen benötigen würden, und gehen von dort gesättigt hinaus, als wären Wir mit Speisen aller Art gefüllt. (97) Wenn du wiederum fragst,] warum [der Schöpfer Uns mächtiger und ruhmreicher machte als alle Sterblichen,] Unsere Hoheit aber andererseits nicht gestatte, dass man sie mit einem würdigeren Namen als dem des Priestertums bezeichne, soll sich deine Klugheit nicht wundern. (98) Denn wir haben ziemlich viele Diener an Unserem Hof, die würdigere Namen und Ämter innehaben, was den kirchlichen Rang betrifft, und sie haben im Gottesdienst eine höhere Funktion als Wir. Unser Truchsess nämlich ist Primas und König, Unser Mundschenk Erzbischof und König, Unser Marschall König und Archimandrit und der Küchenchef König und Abt. Und deshalb hat es Unsere Erhabenheit nicht zugelassen, mit eben diesen Namen bezeichnet oder mit diesen Titeln geschmückt zu werden, von denen Unser Hof voll zu sein scheint, sondern sie wünschte aus Gründen der Demut mit einfacherem Namen und bescheidenerem Rang bezeichnet zu sein. (99) Über Unseren Ruhm und Unsere Macht können Wir dir im Augenblick nicht genug sagen. Aber wenn du zu Uns kommst, wirst du sagen, dass Wir wahrhaft Herr der Herrscher der ganzen Erde sind. Nur so viel sollst du inzwischen wissen, dass sich Unser Land einerseits rund vier Monatsreisen weit erstreckt, auf der anderen Seite aber kann niemand wissen, wie weit Unsere Herrschaft reicht. (100) Wenn du die Sterne des Himmels und die Sandkörner des Meeres zu zählen vermagst, dann errechne Unsere Herrschaft und Unsere Macht.

[Gegeben in Unserer Stadt Briebrieic am 14. März im 51. Jahre Unserer Geburt. Zur Bestätigung: Dass alles, was oben gesagt worden ist, wie sehr es auch unglaublich erscheint, ganz und gar wahr ist, hat ein Kardinal namens Stephanus mit Treu und Glauben versichert und allen offen verkündet.]

#### **Text 4: Papst Alexander III., Antwortbrief an den Presbyter Iohannes (1177)**

Papst Alexander, der Diener der Diener Gottes, dem geliebtesten Sohn in Christus, dem berühmten und großmächtigen König der Inder, dem heiligsten der Priester, Gruß und apostolischen Segen....

Wir hatten jedenfalls schon längst vernommen - viele berichteten es ja und es heißt im allgemeinen Gerücht so -, dass du dich deshalb, weil du dich zum christlichen Glauben bekennt, unablässig um fromme Werke bemühen willst und deinen Sinn darauf richtest, was

Gott angenehm und willkommen ist. Aber auch unser geliebter Sohn und vertrauter Freund, der Arzt Meister Philippus, der vorbringt, über deine fromme Absicht und deinen Vorsatz mit wichtigen und ehrenwerten Männern deines Reiches in jenen Gegenden ein Gespräch geführt zu haben, berichtete Uns beharrlich und angelegentlich, wie es sich für einen vorausschauenden, verständigen, umsichtigen und klugen Mann gehört, er habe von diesen deutlicher erfahren, es sei dein Wunsch und Vorsatz, in der katholischen und apostolischen Lehre unterrichtet zu werden, und dass du dazu noch brennend danach strebst, dass du selbst und das deiner Hoheit unterworfen Land nie an irgendeinem Glaubenssatz festzuhalten scheint, der von der Lehre des Apostolischen Stuhls irgendwie abweicht oder im Widerstreit steht. Darüber freuen Wir uns sehr mit dir, wie mit einem sehr geliebten Sohn, und statten ihm, von dem jede Gabe ausgeht, unermessliche Danksagungen ab....

Das kommt aber trotzdem zur Empfehlung deiner Tugend hinzu, dass du, wie der kluge Meister Philippus von deinen Leuten gehört zu haben versichert, mit brennendem Verlangen begehrt, in Rom eine Kirche zu haben und in Jerusalem einen Altar, wo kluge Männer aus deinem Reich sich aufhalten und eingehender in der apostolischen Lehre unterwiesen werden können, durch welche künftig du selbst und die Menschen deines Reiches diese Lehre aufnehmen und einhalten könnten.

Wir aber ... schicken den besagten Philippus, der Arzt und unser vertrauter Freund ist, einen jedenfalls verständigen, umsichtigen und vorausschauenden Mann, zu deiner Größe und vertrauen auf die Barmherzigkeit Jesu Christi, dass du dann, wenn du in diesem Vorsatz und in dieser Absicht verharren wirst, von welcher Wir erkennen, dass du sie durch Gottes Eingabe gefasst hast, und wenn du über die christlichen Glaubenssätze, in denen du und die Deinen offensichtlich von Uns abweichen, in Bälde durch Gottes Barmherzigkeit unterrichtet wurdest, überhaupt nichts befürchten musst, was dein eigenes Seelenheil oder das Seelenheil der Deinen wegen eines Irrtums behindern oder den Namen des Christentums bei euch verdunkeln könnte.

Wir bitten daher die königliche Exzellenz, Wir ermahnen sie und fordern sie in Gott auf, dass du eben diesen Philippus angesichts der Ehrfurcht vor dem Hl. Petrus und vor Uns, weil er ein ehrenhafter, verständiger, vorausschauender und von Unserer Seite für sein Amt ausersehener Mann ist, mit dem gebührenden Wohlwollen aufnehmen und ehrerbietig und fromm behandeln mögest. Und wenn es dein Wille und Vorsatz ist, wie es sich unbedingt gehört, dass du in der apostolischen Lehre unterwiesen wirst, zusätzlich zu dem, was eben dieser Philippus dir von Unserer Seite vorschlagen wird, mögest du ihn sorgfältig anhören und erhören und ehrenhafte Personen und mit deinem Siegel versehene Briefe, durch welche Wir deinen Vorsatz und deine Absicht deutlich erkennen können, Uns zusammen mit ihm selbst übersenden. Denn je erhabener und größer du angesehen wirst, und je weniger du aufgeblasen zu sein scheinst im Stolz auf deinen Reichtum und deine Macht, umso lieber werden Wir Uns um die Überlassung einer Kirche in Rom und auch um die Errichtung eines Altars in der Kirche der Heiligen Apostel Petrus und Paulus und in Jerusalem in der Grabeskirche des Herrn kümmern, und um die anderen Dinge, um die du mit Recht ersucht hast, um deine Bitten entgegenzunehmen und sie wirkungsvoll zu erhören...

Gegeben zu Venedig – Rialto, 27. September.

## „In nova fert animus ...“

### Überlegungen zum fächerübergreifenden Unterricht

Martina Adami

#### Was heißt fächerübergreifender Unterricht?

Die Idee fächerübergreifenden Arbeitens ist in der Bildungsdiskussion der letzten Jahre wieder zentral geworden<sup>1</sup>. Fächerübergreifender Unterricht strebt eine Überwindung der starren Fächergrenzen in der Schule an, soll das Fächerschubladendenken aufheben, um den Blick zu öffnen auf Themen, die erst durch die Integration verschiedener Themenbereiche fruchtbar werden bzw. die überhaupt erst unter Einbeziehung unterschiedlicher fachlicher Fragestellungen und Methoden angegangen werden können.

In sehr vielen didaktischen Konzepten ist fächerübergreifender Unterricht eng mit „ethischen“ Gesichtspunkten verbunden: „Lebensbedeutsame Problemfelder“<sup>2</sup> sollen im Mittelpunkt stehen, „komplexe Lebenszusammenhänge“, „ausgezeichnete Fälle menschlicher Lebenspraxis“, „besondere Beispiele differenzierter Gestaltung der Beziehungen zwischen Mensch und Welt“<sup>3</sup>. Ich möchte diese ethischen Gesichtspunkte so verstehen, dass es für den fachübergreifenden Unterricht andere Fragestellungen und Ausgangspunkte geben muss als für den Fachunterricht und dass gerade diese Fragestellungen die Chance bieten, andere Aspekte der „Welt“ zu entdecken als im Fachunterricht, möchte diese aber nicht unbedingt mit dem Begriff „ethisch“ abtun, weil er meiner Ansicht nach hier zu stark einengt. Der Naturwissenschaftler Gerhard Schäfer hat in die Didaktikdiskussion die Begriffe „inklusive“ und „exklusive“ Denken eingebracht:

„Das inklusive Denken (eine Formulierung, die vom Begriff 'inclusive concepts' von Ausubel 1968 abgeleitet wurde) war ein typischer Ausdruck des Denkens in offenen Systemen, das sich beim Verfasser immer stärker abzeichnete und (...) bereits am Ende der Promotionszeit gegen das frühere exklusive Denken in geschlossenen Systemen durchsetzte. Es soll damit ein *Sowohl-als-auch-Denken* bezeichnet werden, das Elemente außerhalb eines Systems mit in die Betrachtung einbezieht, so dass sie sowohl außerhalb der festgelegten Systemgrenzen wie auch innerhalb eines erweitert gedachten Systems liegen; die Systemgrenzen werden bei diesem Denken nicht nur als 'offen' betrachtet, sondern auch als verschiebbar, flexibel.

Dagegen ist exklusives Denken ein – wie der Name sagt – *ausschließendes* Denken, ein Entweder-oder-Denken in festen, geschlossenen Formen.“<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Vgl. z.B. Perspektivenwechsel. Beiträge zum fächerübergreifenden Unterricht für junge Erwachsene, hrsg. von Ursula Krause-Isermann, Joachim Kupsch und Michael Schumacher, Bielefeld 1994 (Arbeitsmaterialien aus dem Bielefelder Oberstufen-Kolleg 38) und Fächerübergreifender Unterricht in der Sekundarstufe I und II. Prinzipien, Perspektiven, Beispiele, hrsg. von Ludwig Duncker und Walter Popp, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1998

<sup>2</sup> Rudolf W. Keck, Uwe Sandfuchs (Hrsg.), Wörterbuch Schulpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und Schulpraxis, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1994, S.109

<sup>3</sup> Dieter Hintz, Karl Gerhard Pöppel, Jürgen Rekus, Neues schulpädagogisches Wörterbuch, 2. überarb. Aufl., Weinheim-München: Juventa, 1995, S. 101

<sup>4</sup> Gerhard Schäfer, Das Elementare im komplexen Ablauf des Lebens - „Thema mit Variationen“, in: Das Elementare im Komplexen. Neue Wege zu einer fächerübergreifenden Allgemeinbildung um die Jahrtausendwende, hrsg. von Gerhard Schäfer, Frankfurt a. M. u. a.: Lang, 1997, S. 11-48, hier S. 21-28

Sie scheinen mir die Unterschiede zwischen fächerübergreifendem und fachlichem Unterricht besser zu beschreiben als die „ethische“ Komponente, die, wie ich glaube, zu „lenkend“ klingt und in manchen Darstellungen zum ausschließlichen Um und Auf des fächerübergreifenden Unterrichts avanciert. Ermöglicht fächerübergreifender Unterricht auch eine Veränderung von Sichtweisen durch übergreifende, an Grundlagenthemen orientierte Fragestellungen<sup>5</sup> und hat man dies mit dem Terminus „ethisch“ bezeichnet, so ist die Verkürzung dieses Gedankens hin auf einen beinahe ausschließlichen Erziehungsfaktor des fächerübergreifenden Unterrichts nicht mehr nachvollziehbar. Fächerübergreifender Unterricht kann nicht nur unter affektiven und sozialen Gesichtspunkten gesehen werden, sondern ich möchte ihn auch als Ausbildung kognitiver Fähigkeiten verstanden wissen, als Unterricht, der Augen öffnet, der Zugang vermittelt zu neuen Perspektiven, nicht unbedingt und vordergründig als Unterricht, der die „Aufwertung von Einstellungen“<sup>6</sup> in den Mittelpunkt rückt. Fächerübergreifendes Arbeiten auf diese Komponente hin zu konzentrieren scheint mir zu einseitig. In diesem Sinn ist wahrscheinlich eine Vorstellung von „Interdisziplinarität“ zu bevorzugen, wie sie J. Mittelstraß definiert hat und H. v. Hentig in seinem Essay „Bildung“ andeutet:

„Interdisziplinarität im rechtverstandenen Sinne geht nicht zwischen den Disziplinen hin und her oder schwebt, dem absoluten Geist nahe, über den Disziplinen. Interdisziplinarität ist vielmehr *Transdisziplinarität*. Sie läßt die disziplinären Dinge nicht einfach, wie sie sind, sondern stellt, und sei es auch nur in bestimmten Problemlösungszusammenhängen, die ursprüngliche *Einheit der Wissenschaft* – hier als *Einheit der wissenschaftlichen Rationalität*, nicht der wissenschaftlichen Systeme verstanden – wieder her.“<sup>7</sup>

„Dies ist eine Möglichkeit, das Feld der Gegenstände zu gliedern, so, daß die Bildungsanlässe, -ereignisse und -wirkungen im Vordergrund stehen und nicht die abstrakte Fächersystematik, die gleichwohl als die in der Gesellschaft (in den Berufen und in der Wissenschaft) dominante Ordnung zu ihrem Recht kommt. Die Schüler erfinden für sich die Notwendigkeit, das innere Gesetz oder doch die Vorteile der Disziplinen; sie sind nicht von vornherein und für immer deren dienstbare Vollstrecker.“<sup>8</sup>

Fächerübergreifender Unterricht läßt sich ganz unterschiedlich verwirklichen. Günther Bärnthaler hat diese Möglichkeiten in folgendem Schema zusammengefasst:

- Fächerüberschreitend: Der Fachlehrer verweist aus seinem Fachunterricht heraus auf thematisch entsprechende Inhalte oder Perspektiven anderer Fächer.
- Fächerverknüpfend: Die Lehrer von mindestens zwei Fächern beziehen sich wechselseitig aus ihrem jeweiligen Fachunterricht heraus fächerüberschreitend auf die ihnen bekannten Unterrichtsinhalte des/der anderen Lehrer/s.
- Fächerkoordinierend: Die Lehrer von mindestens zwei Fächern stimmen ihren jeweiligen Unterricht schon in der Planungsphase aufeinander ab (Team-Planung), erteilen ihn jedoch getrennt.

<sup>5</sup> Vgl. dazu W. Klafkis Begriff der „epochaltypischen Schlüsselprobleme“

<sup>6</sup> Vgl. Günther Bärnthaler, Fächerübergreifender Unterricht. Zur Notwendigkeit vertiefender Ergänzung gefächerten Unterrichts, in: Fächerübergreifender Unterricht. Reflexionen und Perspektiven für die Praxis, hrsg. von Günther Bärnthaler und Ulrike Tanzer, Innsbruck-Wien: Studienverlag, 1999, S. 11-21, hier S. 17 (Ide extra; 5)

<sup>7</sup> Jürgen Mittelstraß, Die Stunde der Interdisziplinarität?, in: Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie, hrsg. von Jürgen Kocka, 1. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, S. 152-158, hier S. 156 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 671). Der Begriff Wissenschaft ist – auf die Schule bezogen – natürlich abzuschwächen. Vielleicht läßt er sich mit „Inhalten und Methoden einzelner Fachbereiche“ übersetzen.

<sup>8</sup> Hartmut von Hentig, Bildung. Ein Essay, München-Wien: Hanser, 1996, S. 169

- Fächerergänzend: Zusätzlich und parallel zum gefächerten Unterricht erteilen mehrere Fachlehrer gemeinsam Unterricht (Team-Teaching) über Themen, die von mehreren Perspektiven (Fächern) aus zu behandeln sind. Die jeweilige Fachsystematik ist dabei nebensächlich.
- Fächeraussetzend: Der Fachunterricht wird für einen kürzeren oder längeren Teil des Unterrichtsjahres ausgesetzt, um Freiräume für organisatorisch besonders aufwändige übergreifende Vorhaben, speziell Projekte, zu schaffen.<sup>9</sup>

Diese unterschiedlichen Möglichkeiten zeigen v.a. verschiedene Intensitäten der Unterrichtsform und machen demjenigen Mut, der sich an sie heranwagen will. Man muss nicht von vornherein das Absolute anstreben, das Fächeraussetzende, es gibt vielmehr auch einen Weg der kleinen Schritte, der mit Bewusstseinsbildung, mit allmählicher Einsicht in die Chancen und in die Grenzen des fächerübergreifenden Unterrichts zu tun hat.<sup>10</sup>

### Was hat Latein damit zu tun? Chancen des fächerübergreifenden Unterrichts:

Ist es überhaupt sinnvoll und möglich, fächerübergreifendes Lernen aus der Sicht eines Einzelfachs zu propagieren? Vor allem zwei Gründe sprechen dafür:

- a) Entgegen der landläufigen Meinung, der Lateinunterricht in der heutigen Zeit sei nur mehr wenig geliebtes Anhängsel mancher Schulen, die sich einen etwas elitärerem Touch geben wollen, sehe ich das Fach nach wie vor als Grundlagenfach abendländischer Bildung. Latein (Sprache, Literatur, Kultur) ist Basis und Voraussetzung für sehr viele Disziplinen, nicht nur im geistes-, sondern auch im naturwissenschaftlichen Bereich (viele literarische Werke des 20. Jahrhunderts lassen sich nur mit Rezeptionswissen entschlüsseln; die beliebtesten Motive der bildenden Kunst entstammen der antiken Mythologie; die Fachbegriffe der verschiedensten Disziplinen haben lateinische oder griechische Wurzeln; das europäische Recht läßt sich nur aufgrund seiner Wurzeln in der römischen Antike „verstehen“; in den Medien wird man tagtäglich, wenn nicht mit lateinischen Zitaten, so doch mit Anspielungen auf antike Kultur konfrontiert; sogar die Werbung ist sich der kreativen Kraft, die der Antike eigen ist, bewusst: Veni, Vidi, Visa, ...); das Fach Latein hat allerdings oft nur sehr allgemein auf diese Beziehungen verwiesen, sich in vielen Ländern Europas in eine Art freiwillige Isolation begeben und sich darin gefallen, sich als Hüter eines verloren geglaubten Erbes auszugeben. Der fächerübergreifende Unterricht gibt dem Fach die Chance, seine vielfältigen Anknüpfungspunkte aufzuzeigen, zu beweisen, dass es nach wie vor die notwendige Basis einer vertiefteren Weltansicht bietet, und zugleich zu demonstrieren, dass Latein nicht gleichbedeutend mit „verstaubter Ladenhüter“ zu setzen ist<sup>11</sup>.

<sup>9</sup> Günther Bärnthaler, Fächerübergreifender Unterricht, S. 14 f.

<sup>10</sup> Vgl. dazu auch Ludwig Duncker, Walter Popp, Formen fächerübergreifenden Unterrichts auf der Sekundarstufe - eine Einleitung, in: Fächerübergreifender Unterricht in der Sekundarstufe I und II, S. 7-17, hier S. 7 über fächerübergreifenden Unterricht: „Es sind Suchbewegungen, in denen die Gliederungen und Ordnungen schulischen Lernens neu erprobt und für aktuelle Reformvorhaben erschlossen werden. Fächerübergreifender Unterricht will einen Spielraum für die Weiterentwicklung einer Schulreform öffnen, die sich auf Inhalte und Formen des Lernens besinnt und dabei bislang unbeachtete oder vernachlässigte Fragestellungen entdeckt und für Bildungsprozesse zurückgewinnt.“

<sup>11</sup> Das heißt, dass Latein als Sprach- und Kulturfach noch sehr viel genauer, detaillierter und publikumswirksamer als bisher auf die konkreten Anwendungsmöglichkeiten des Faches - die es auch heute durchaus gibt - verweisen sollte.

b) Fächerübergreifendes Lernen kann eigentlich nur aus der Perspektive eines Einzelfachs initiiert werden. Gerade aus dem Fach Latein heraus – so glaube ich – entstehen sehr viele spannende und faszinierende Fragestellungen, die zu anderen Fachbereichen hinführen und ergänzend oder auch kontrastiv behandelt werden können.

Insofern bietet der fächerübergreifende Unterricht, der ja von offenen Lernformen leben sollte, dem Fach Latein die Möglichkeit, seine Lebendigkeit und Zeitgemäßheit auch denen zu zeigen, welche die Bedeutung des Faches in der heutigen Zeit nicht mehr wahrhaben können. Die Standarddidaktik für den Lateinunterricht von F. Maier bringt fächerübergreifende Vorschläge nur sehr untergeordnet<sup>12</sup>. In dem kleinen Büchlein „Sisyphus am Philologenberg. Die Alten Sprachen vor neuen Aufgaben“ reflektiert F. Maier in kontrastiven Paaren sechs didaktisch-methodische Felder und nennt u.a. „esoterische Selbstgenügsamkeit oder fächerübergreifende Projektambition“<sup>13</sup>. Doch scheinen die Beispiele, die in diesem Zusammenhang angeführt werden, für Außenstehende nicht unbedingt einsichtig. Zumindest zwei der Vorschläge (Das Müll- und Entsorgungsproblem der Antike, Klima-Bedingungen im östlichen Mittelmeer)<sup>14</sup> müssen von Nichtfachleuten als halbherzige Versuche gewertet werden, dem Fach Latein einen Anstrich von Moderne zu geben, nicht unbedingt aber als geglückte Konzepte für die am Anfang dieses Kapitels genannten Bedürfnisse.

Es müsste ein Anliegen sein, Vorschläge für fächerübergreifenden Unterricht mit Latein auch über rein historisch-literarische Fragestellungen hinausgehen zu lassen, das Fach Latein hat mehr zu bieten.

#### Eine „neue Schule“? Möglichkeiten und Grenzen eines fächerübergreifenden Unterrichts:

Schon Friedrich Maier hat in seinen Überlegungen zu den „neuen Aufgaben“ des Lateinunterrichts auf einen Weg der Mitte verwiesen.

„Das bedeutet: Er (der Lateinlehrer) muß dem fachübergreifenden Prinzip gegenüber voll aufgeschlossen sein (gerade in den Fragen der Friedens-, Medien-, Umwelterziehung, des Demokratieverständnisses, der politischen Bildung, der Weltdeutung). Wer heute allerdings, nur um des Images eines modernen Lehrers willen, überall und bei allen Problemen eilig ‚Hier!‘ schreit, tut den Fächern kaum einen Gefallen. Die Integration mißrät hier zur Selbst-Entäußerung. Die Fächer laufen Gefahr, besonders im Falle des Lateinischen, ihr Proprium zu verlieren, so daß sich das spezifische Bildungsanliegen, das ihm in der Gesamtheit der Gymnasialfächer zugebilligt wird, nämlich sprach- und kulturgeschichtliche Kontinuität zur Anschauung zu bringen, allmählich verzerrt. Im Übereifer, den Fächern einen ‚Sitz im Leben‘ zu geben, nimmt man ihnen am Ende den gebührenden ‚Sitz in der Geschichte‘.“<sup>15</sup>

Auch andere Didaktiker warnen davor, fächerübergreifenden Unterricht als allein selig machendes Unterrichtsprinzip zu sehen. Eines der beindruckendsten Gegenbeispiele geben Ossner und Esslinger in der Zeitschrift „Der Deutschunterricht“ an:

„Das Beispiel läßt sich direkt analogisieren: Ginge ein Schüler heute in eine Schule, die sich den Gedanken eines offenen, fächerverbindenden, differenzierten, mehrkanaligen, multisensorischen, hand-

<sup>12</sup> Friedrich Maier, Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt, Bd. 1-3, 2. Aufl., Bamberg: Buchners, 1993

<sup>13</sup> Friedrich Maier, Sisyphus am Philologenberg. Die Alten Sprachen vor neuen Aufgaben, Bamberg: Buchners, 1993, S. 13 (Humanistische Bildung heute)

<sup>14</sup> Ebda., S. 21

<sup>15</sup> Ebda., S. 22

lungsorientierten, Kreativität fördernden, integrativen oder vernetzten Unterrichts verschrieben hat, etwa um zu lernen, wie man einen Bericht verfaßt, er müßte unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen. Statt dessen würde er ein Lernangebot zur Auswahl vorfinden: berichten im Rahmen eines Zeitungsprojektes, eingebettet in eine Sherlock-Holmes-Geschichte, im Zusammenhang mit einer Müllaktion an der Schule usw. Erst wenn sich der Schüler auf diese erlebnisorientierte Zusatzqualität einläßt, ist er in der Lage, seinen Wunsch erfüllt zu bekommen. Die Schule hat sich direkt in den Erlebnismarkt eingeklinkt.“<sup>16</sup>

Sie sehen eine Gefahr darin, dass fächerübergreifender Unterricht zu einem neuen Mythos wird:

„Wesentlich hat sich geändert, was einmal Vorbereitung auf das Leben hieß. Schule ist heute ein Ort, in dem selber ‚Leben‘ inszeniert werden muß; weniger einer, der auf Erfahrungen vorbereitet, vielmehr einer, der selber Erfahrungen ermöglichen muß.“<sup>17</sup>

„Darin spiegelt sich die Hoffnung, durch vernetztes Denken einen Beitrag dazu zu leisten, der durch die entmythologisierte Moderne entstandenen Ernüchterung zu begegnen. Die Gefahr ist groß, daß hier womöglich ein neuer Mythos Geburtstag feiert. Daß der Ganzheitlichkeitsbegriff sowohl als Legitimation für die unternommene Tätigkeit dienen kann, als auch das Produkt der Unternehmung charakterisiert, weist in diese Richtung.“<sup>18</sup>

Das Fazit ihrer Überlegungen: „Integrativer Unterricht allein reicht nicht aus!“. Was Ossner und Esslinger bei fachübergreifendem Unterricht v.a. vermissen, sind folgende Aspekte:

- Spezifik des Wissens in jedem Arbeitsbereich
- Systematik
- Wissenszusammenhänge und spezifisches Einüben.

Diesen Überlegungen möchte auch ich mich anschließen. Fächerübergreifender Unterricht kann keine ausschließliche Unterrichtsalternative sein, auch und schon gar nicht aus der Sicht des Lateinunterrichts. Doch kann er ergänzend zum Regelunterricht Fragestellungen, Arbeitsformen und –methoden, Denk- und Sichtweisen ermöglichen, die es in dieser Weise im gefächerten Unterricht nicht gibt.

In folgendem Schema sind wesentliche Unterschiede des Fach- und des fächerübergreifenden Unterrichts einander gegenübergestellt<sup>19</sup>:

	Lehrgangsorientierter (Fach)Unterricht	Fächerübergreifend-projektorientierter Unterricht
Zielsetzung	Systematischer Erwerb von Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten	Einsicht in (Sach- und Problem-) Zusammenhänge; möglichst selbstständige Aufgabenfindung und –lösung in der Gruppe
Begründungszusammenhang	Instrumentelle und pragmatische Qualifikation der Schüler; Vorbereitung auf das „Leben“; Voraus-	Komplexität der (Lebens-)Zusammenhänge und der Aufgaben; fächerübergreifende Fragestellungen; Auf-

<sup>16</sup> Jakob Ossner, Ilona Esslinger, Integration, Vernetzung, Erlebnisgesellschaft und Schule, in: Der Deutschunterricht 6, 1996 (Jg. 48), S. 80-92, hier S. 85

<sup>17</sup> Ebda., S. 83 f.

<sup>18</sup> Ebda., S. 84

<sup>19</sup> Dieter Hintz, Karl Gerhard Pöppel, Jürgen Rekus, Neues schulpädagogisches Wörterbuch, S. 348

Methodische Merkmale	setzung für das Lernen in anderen U.formen Lehrer- und Lehrbuchdominanz; überwiegend Frontalunterricht und Einzelarbeit; Übung und Leistungskontrolle	gabengemeinschaft von Lehrern und Schülern Gemeinsame Ermittlung von Fragestellungen, Zielen und Methoden; Arbeit in Gruppen; gemeinsame Bewertung
Aufgaben des Lehrers	Fachwissen vermitteln, Fertigkeiten beibringen, Leistungen zensurieren	Mitwirkung und Beratung bei der Vorbereitung, Durchführung und Bewertung
Organisatorische Rahmenbedingungen	Einzelstunden nach Stundenplan und Stundentafel; festgelegte Aufgaben und Materialien; leistungsbezogene Differenzierung	Epochalisierung der beteiligten Fächer; Reduktion der Fachlehrer für einen Jahrgang; Fachgruppenlehrer; Doppelstunden

Die Übersicht macht bewusst, worin die großen Vorteile des fachübergreifenden Unterrichts liegen: Intensivierung des Themas durch Konzentration des Blickwinkels, verstärktes Bewusstmachen von Zusammenhängen, Eigenarbeit der Schüler, Veränderung der Lehrerrolle als Berater. Einige der in die aktuelle Bildungsdiskussion eingebrachten Kompetenzen, die Schüler „sich aneignen bzw. vorweisen sollten“<sup>20</sup>, lassen sich überhaupt nur durch fachübergreifenden Unterricht entwickeln.

<sup>20</sup> Vgl. hierzu eine hervorragende Übersicht in Gerhard Schäfer, Das Elementare im komplexen Ablauf des Lebens - „Thema mit Variationen“, in: Das Elementare im Komplexen, S. 41 ff.:

Sachkompetenz

(z.B. Besitz ausreichenden Wissens aus verschiedenen Sachbereichen zur Lösung konkreter individueller und gesellschaftlicher Probleme; sachorientierte Handlungsfähigkeit; Bereitschaft zur Sachlichkeit)

Lernkompetenz

(z.B. Überblick über verschiedene Lernformen, insbesondere Verknüpfung von assoziativem und systematischem Lernen; Bereitschaft und Fähigkeit zum Lernen an Problemen und Konflikten; Freude am Lernen, Wißbegierde)

Denkkompetenz

(z.B. Abstraktions- und Generalisierungsfähigkeit; schöpferische Phantasie; Fähigkeit zu logischem Schließen; Sicherheit im Umgang mit Gedankenmodellen; Beherrschung von Symbolsprachen und Formeln; Einsicht in die Notwendigkeit gegensätzlicher Denkweisen wie linear/vernetzt, exklusiv/inklusiv; Freude am Erkennen von Zusammenhängen)

Wissenschaftstheoretische Kompetenz

(z.B. Einblick in Wissenschaftssystematik wie Geisteswissenschaften/Naturwissenschaften, Abgrenzung zu Parawissenschaften, Pseudowissenschaften, Ideologien; Bereitschaft zum und Sicherheit im Umgang mit Wissenschaft, Technik, Kunst, Religion; Kompetenz in Strukturwissenschaften wie Mathematik, Systemtheorie, Synergetik; Freude am Philosophieren)

Sprachkompetenz

(z.B. Sicherheit im sprachlichen Ausdruck und sprachlichen Verstehen: Muttersprache und Fremdsprachen als Umgangssprachen, Wissenschaftssprachen, alte Sprachen, Formalsprachen; Freude am sprachlichen Ausdruck und an zwischenmenschlicher Verständigung über Sprache)

Gesundheitskompetenz

(z.B. Lebenspolaritäten und Gesundheit; positives Gesundheitskonzept statt „Fehlen von Krankheit“; dynamischer Gesundheitsbegriff: Gesundheit nicht als Zustand, sondern als Prozeß; Zusammenschau von körperlichen, seelischen, geistigen, religiösen und Umweltkomponenten; Freude an Gesunderhaltung; Beherrschung praktischer Gesundheitstechniken wie Sport, Gymnastik, Ernährung)

Umweltkompetenz

Doch gewinnt fächerübergreifender Unterricht seinen Stellenwert erst auf der Basis gefächerten Wissens. Hartmut von Hentig, dessen Bielefelder Laborschule eine der wenigen ist, die Erfahrungen mit fächerübergreifendem Unterricht in der Sekundarstufe aufzuweisen haben, hat in seinem Essay „Bildung“ deutlich darauf hingewiesen:

„Die Lehrer waren hier die Subjekte ihres Handelns. Sie haben zum Beispiel eine Zwischenstufe nach der ersten eingeführt, um den Übergang, der auch durch eine veränderte Gruppengröße und -zusammensetzung und ein neues Haus besonders hart geraten war, zu mildern. Oder sie haben interdisziplinäre Kurse gestrichen, die neben den Einzelfächern vorgesehen waren – als deren Klammer, zum Beispiel *general science* für die Naturwissenschaften; die Idee hatte nicht gegriffen: Interdisziplinarität setzt Disziplinarität voraus, die aber entstand hier ja erst. Außerdem waren diese Kurse überflüssig, weil es von vornherein drei große Projektphasen im Jahr gab, in denen der normale Stundenplan den fächerübergreifenden Unternehmungen der Stammgruppen weicht.“<sup>21</sup>

Und Günther Bärnthaler streicht in seinen 10 Thesen zum fächerübergreifenden Unterricht in der Sekundarstufe Ähnliches heraus. Ich führe hier zusammenfassend nur neun an, weil die zehnte spezifisch auf den Deutschunterricht hin formuliert wurde und in diesem Zusammenhang nicht relevant ist:

- Die Sekundarstufe hat die primäre Aufgabe, den rationalen Zugriff auf die Wirklichkeit‘ (Sprengrer 1966) zu vermitteln. Die Sekundarschule muß sich in einem ersten Schritt darum bemühen, für den Schüler die Einheit der Welterfahrung zu reduzieren, von ihrer Vielfalt zu abstrahieren, um ihm die Erkenntnis der darin angelegten Zusammenhänge zu erleichtern. (...) Deshalb muß der gefächerte Unterricht die Basis des Unterrichts auf der Sekundarstufe bilden.
- Fächerübergreifender Unterricht steht in keinem Gegensatz zum gefächerten Unterricht der Sekundarstufe, sondern ergänzt und vertieft diesen. Dies ist notwendig, um die negativen Folgen der Fächerung – ihre letztlich erkenntnisbehindernde Beschränkung auf bestimmte Realitätsausschnitte – zu überwinden; um zu verhindern, daß dem Schüler im Laufe seiner Einführung in die verschiedenen Fächer die komplexe Realität der Welt abhanden kommt. (...) Es gilt das Paradox, daß die Allgemeine Bildung nur durch Spezialisierung und deren Transzendierung und Reflexion zu haben ist‘ (Huber 1994).
- Fächerübergreifender Unterricht kann nicht die alleinige Form des Unterrichts auf der Sekundarstufe sein, denn sonst könnten dessen Nachteile dominieren. Die Inhalte des FU wären relativ beliebig und würden zum didaktischen Materialismus‘ (Sprengrer 1966) (...) führen. Seine Tendenz zur Aufwertung von Einstellungen gegenüber kognitiven Fähigkeiten (...) könnte ihm indoktrinären Charakter verleihen. (...)

(z.B. Bereitschaft und Fähigkeit zur ganzheitlichen Betrachtung der Biosphäre; Wahrnehmung und Bewertung von Zuständen und Veränderungen der Umwelt; dynamischer Naturbegriff; allgemeine Pflege- und Schutzerhaltung gegenüber der natürlichen Umwelt; Freude an der Natur; umweltgerechtes Verhalten in Beruf, Haushalt, Verkehr und Freizeit)

Sozialkompetenz

(z.B. Fähigkeit zum Leben in einer Gemeinschaft; Rollenübernahme und Fähigkeit zur Lösung von Rollenkonflikten; Team-Fähigkeit in Arbeitsprozessen; Freude am Gemeinschaftsleben; Beherrschung praktischer Regeln des Umgangs miteinander)

Ethische Kompetenz

(z.B. Normenkenntnis; Vergleich von Normensystemen; Fähigkeit zur Normenreflexion und zur Aufstellung von Wertehierarchien; Entscheidungsfähigkeit, Verantwortungsbereitschaft)

Instrumentelle Kompetenz

(z.B. Beobachtungs-, Experimentier-, Auswertetechniken; Fähigkeit zu graphischer Gestaltung; statistische und andere mathematische Fähigkeiten; Computer-Techniken; Bibliothekstechniken; Körperbeherrschung; künstlerische und handwerkliche Fähigkeiten; Freude an der Beherrschung der genannten Fertigkeiten und ihrer Ausübung)

<sup>21</sup> Hartmut von Hentig, Bildung. Ein Essay, München-Wien: Hanser, 1996, S. 169

- FU ergänzt den gefächerten Unterricht der Sekundarstufe, wenn es die innere Notwendigkeit des Faches verlangt. Fächerübergreifende Ergänzung und Vertiefung erwachsen aus dem jeweiligen Fach ganz besonders, wenn nach dem 'exemplarischen' Verfahren unterrichtet wird (vgl. dazu Wagenschein, 1997). Sie sind somit nicht beliebig, sondern an die Struktur des Leitfaches rückgebunden. Die Fachgrenzen werden an ganz bestimmten Stellen durchlässig und offen für die Kommunikation mit benachbarten Fächern.
- FU ergänzt den gefächerten Unterricht der Sekundarstufe auch, wenn 'epochaltypische Schlüsselprobleme' im Sinne Klafkis bearbeitet werden. Diese haben in der Regel interdisziplinären Charakter und verlangen deshalb nach fächerübergreifendem Unterricht.
- Je komplexer die Strukturen eines Faches sind, desto notwendiger ist es, seine Grenzen zu überschreiten: Je tiefer man sich in ein Fach versenkt, desto notwendiger lösen sich die Wände des Faches von selber auf (Martin Wagenschein, Das Exemplarische Lehren als ein Weg zur Erneuerung des Unterrichts an den Gymnasien. Mit besonderer Beachtung der Physik, in: M. Wagenschein, Ursprüngliches Verstehen und exaktes Denken, Pädagogische Schriften, Stuttgart 1965, S. 229). Deshalb hat der hier postulierte fächerübergreifende Unterricht seinen genuinen Ort auf der Sekundarstufe II. Dort müssen die Fachgrenzen transzendiert werden, weil sie den Schülern offenbar werden und sie beengen; und dort können die Fachgrenzen auf alle Fälle transzendiert werden, weil die fortgeschrittenen Schüler den höheren Anforderungen bestimmt gewachsen sind. Auf diese Weise geschieht wichtige Wissenschaftspropädeutik.
- Dieser fächerübergreifende Unterricht ist kein methodischer Kniff, kein verzweifelter Versuch, die von unserer Erlebnisgesellschaft medial verwöhnte Jugend zu motivieren, sondern eine inhaltlich begründete didaktische Konsequenz des gefächerten Unterrichts. Nur auf dieser systematischen, kognitiven Basis kann er seinen Wert entfalten (vgl. dazu Ossner und Esslinger 1996).
- Dieser fächerübergreifende Unterricht bedeutet auch keinen Niveauverlust durch Rücknahme fachlicher Differenzierung, wie ihn Schirlbauer apostrophiert (Alfred Schirlbauer, Junge Bitternis. Eine Kritik der Didaktik, Wien 1992, S. 175), sondern er bringt dem Unterricht eine zusätzliche, vertiefende Dimension ohne Beeinträchtigung seiner fachlich differenzierten Basis.
- Prinzipiell hat in diesem Konzept jedes Fach denselben Status. Und jedes Fach kann zur fächerübergreifenden Auseinandersetzung mit 'epochaltypischen Schlüsselproblemen' beitragen. Die einzelnen Fächer sind aber nicht im selben Ausmaß mit anderen Fächern verbunden. So sind etwa die naturwissenschaftlichen Fächer in realitätsnahen (ökologischen!) Fragestellungen so stark aufeinander angewiesen und miteinander vernetzt, daß fächerübergreifender Unterricht fast unumgänglich erscheint, während eine Fremdsprache leicht ohne fächerübergreifende Bezüge unterrichtet und auch erfolgreich erlernt werden kann.<sup>22</sup>

Die letzte These möchte ich aus der Sicht des Lateinlehrers ergänzen. Der Lateinunterricht hat seine schulische Bedeutung und Aktualität in der vertiefenden Bearbeitung sprachlicher, literarischer und kultureller Anliegen. Das auch nach außen hin bewusst zu machen, dazu scheint mir der fächerübergreifende Unterricht eine Chance zu bieten, weil den Schülern dort konkrete und aktuelle Anwendungsmöglichkeiten für das Gebot werden, was sie im Fachunterricht gelernt haben. Und das ist auch ein großes Plus für den Lateinunterricht, nämlich auf der Basis des Fachunterrichts die Augen zu öffnen für übergreifende Fragestellungen, die erst in der gemeinsamen Arbeit der Einzelfächer sinnvoll bewältigt werden können, und insofern die Bedeutung des Lateinunterrichts auch in der heutigen Zeit zu beweisen.

„So sehr auch in der heutigen Pädagogik die Forderung erhoben wird, dem inklusiven Denken in Wirtschaft, Politik, Ökologie, Gesundheitswesen den Vorrang zu geben und das exklusive Denken zu verabschieden oder gar zu verteufeln (eine beliebte Variante davon ist die Forderung nach vernetztem Denken' und die Verfemung des 'linearen Denkens'), so deutlich muß doch auch gesagt werden, daß

<sup>22</sup> Günther Bärnthaler, Fächerübergreifender Unterricht. Zur Notwendigkeit vertiefender Ergänzung gefächerten Unterrichts, in: Fächerübergreifender Unterricht, S. 16 ff.

dies eine *falsch gestellte Forderung* ist, aus einem Fehlverständnis von inklusivem Denken heraus entstanden: Inklusives Denken schließt das exklusive Denken mit *ein* und nicht aus!<sup>23</sup>

„Diese Differenzierung von Unterrichtsarten (Fächerübergreifender Unterricht mit eingeschlossen; M. A.) resultiert aus der Auffassung, daß in einer ausdifferenzierten Gesellschaft das 'Allgemeine' von Bildung nicht mehr durch den additiven Erwerb von Wissensbeständen aus unterschiedlichen Fächern erreichbar ist, sondern nur durch eine Spezialisierung, die transzendiert und reflektiert wird.“<sup>24</sup>

Dass der Lateinunterricht in dieser (neuen) Vision von Schule seinen Platz hat, davon bin ich überzeugt. Es scheint aber ein Gebot der Stunde, rechtzeitig eine Vielfalt von Modellen zu entwickeln, die auf der Basis des Fachunterrichts – und ohne dessen Bedeutung zu schmälern – sinnvollen und überzeugenden Einsatz fächerübergreifenden Unterrichts in Zusammenhang mit Latein aufzeigen.

#### Literaturvorschläge:

- BÄRNTHALER, Günther, Fächerübergreifender Unterricht. Zur Notwendigkeit vertiefender Ergänzung gefächerten Unterrichts, in: Fächerübergreifender Unterricht. Reflexionen und Perspektiven für die Praxis, hrsg. von Günther Bärnthaler und Ulrike Tanzer, Innsbruck-Wien: Studienverlag, 1999, S. 11-21 (Ide extra 5)
- DUNCKER, Ludwig, Walter Popp (Hrsg.), Fächerübergreifender Unterricht in der Sekundarstufe I und II. Prinzipien, Perspektiven, Beispiele, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1998
- FRANZEN, Godehard und Jürgen Schulert, Das Konzept einer neuen Allgemeinbildung in der Entwicklung und Erprobung, in: Allgemeinbildung. Erprobungen – Entwicklungen – Erfahrungen, hrsg. von Burkhard Hoffmann, Bielefeld 1986, S. 1–101 (Arbeitsmaterialien aus dem Bielefelder Oberstufen-Kolleg 22)
- HENTIG, Hartmut von, Bildung. Ein Essay, München-Wien: Hanser, 1996
- HINTZ, Dieter, Karl Gerhard Pöppel, Jürgen Rekus, Neues schulpädagogisches Wörterbuch, 2. überarb. Aufl., Weinheim-München: Juventa, 1995
- HUBER, Ludwig, Renaissance des Gymnasiums? Nicht ohne fächerübergreifenden Unterricht auf der Oberstufe! In: Pädagogik und Schule in Ost und West 41.4 (1993), S. 212–219
- HUBER, Ludwig, Nur allgemeine Studierfähigkeit oder doch allgemeine Bildung? Zur Wiederaufnahme der Diskussion über 'Hochschulreife' und die Ziele der Oberstufe, in: Die deutsche Schule 86.1 (1994), S. 12–26
- HUBER, Ludwig und Gertrud Effe-Stumpf, Der fächerübergreifende Unterricht am Oberstufen-Kolleg. Versuch einer historischen Einordnung, in: Perspektivenwechsel. Beiträge zum fächerübergreifenden Unterricht für junge Erwachsene, hrsg. von Ursula Krause-Isermann, Joachim Kupsch und Michael Schumacher, Bielefeld 1994, S. 63–86 (Arbeitsmaterialien aus dem Bielefelder Oberstufen-Kolleg 38)
- KECK, Rudolf W., Uwe Sandfuchs (Hrsg.), Wörterbuch Schulpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und Schulpraxis, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1994
- KLAFKI, Wolfgang, Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemäße Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik, 5. Aufl., Weinheim-Basel: Beltz, 1996 (Reihe Pädagogik)

<sup>23</sup> Gerhard Schäfer, Das Elementare im komplexen Ablauf des Lebens - „Thema mit Variationen“, in: Das Elementare im Komplexen, S. 28

<sup>24</sup> Ursula Krause-Isermann, Einleitung, in: Perspektivenwechsel. Beiträge zum fächerübergreifenden Unterricht für junge Erwachsene, S. 2

- KUPSCH, Joachim, Michael Schumacher, Didaktische Annäherungen an den Perspektivenwechsel, in: Perspektivenwechsel. Beiträge zum fächerübergreifenden Unterricht für junge Erwachsene, hrsg. von Ursula Krause-Isermann, Joachim Kupsch und Michael Schumacher, Bielefeld 1994, S. 39–62 (Arbeitsmaterialien aus dem Bielefelder Oberstufen-Kolleg 38)
- MAIER, Friedrich, Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt, Bd. 1-3, 2. Aufl., Bamberg: Buchners, 1993
- MAIER, Friedrich, Sisypus am Philologenberg. Die Alten Sprachen vor neuen Aufgaben, Bamberg: Buchners, 1993 (Humanistische Bildung heute)
- MITTELSTRASS, Jürgen, Die Stunde der Interdisziplinarität?, in: Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie, hrsg. von Jürgen Kocka, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, S. 152–158 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 671)
- OSSNER, Jakob und Iona Esslinger, Integration, Vernetzung, Erlebnisgesellschaft und Schule, in: Der Deutschunterricht 6, 1996, S. 80–92
- SCHAEFER, Gerhard (Hrsg.), Das Elementare im Komplexen. Neue Wege zu einer fächerübergreifenden Allgemeinbildung um die Jahrtausendwende, Frankfurt a. M. u. a.: Lang, 1997
- WAGENSCHHEIN, Martin, Zum Begriff des exemplarischen Lehrens, in: M. Wagenschein, Verstehen lehren. Genetisch – Sokratisch – Exemplarisch. Mit einer Einführung von Hartmut von Hentig und einer Studienhilfe von Hans Christoph Berg, 11. Aufl., Weinheim-Basel: Beltz, 1997, S. 27–59 (Pädagogische Bibliothek Beltz 1)
- WIMMER, Brigitte, Wir könnten ja vielleicht... oder Wie man es nicht machen sollte, in: Fächerübergreifender Unterricht. Reflexionen und Perspektiven für die Praxis, hrsg. von Günther Bärnthaler und Ulrike Tanzer, Innsbruck-Wien: Studienverlag, 1999, S. 90–97 (Ide extra 5)

## Der schöne Schein erotischer Erfüllung diesseits von Liebe und Moral.

### Anmerkungen zu:

OVID: Die erotischen Dichtungen. Deutsche Gesamtausgabe. Übertragen von VIKTOR von MARNITZ. Mit einer Einführung von Wilfried Stroh (S. IX - LVIII). Stuttgart (Alfred Kröner) 2001, 3. Auflage, 324 S., ISBN 3-520-26303-3, € 15.80 [A]

### reinhard senfter

„Als deutsche Gesamtübersetzung (in Versen) des erotischen Werks ist die hier neu vorgelegte von V. v. Mamitz zzt. wohl ohne Konkurrenz, einzelne zweisprachige Ausgaben gibt es in den bekannten Reihen von Reclam und Tusculum (Artemis), wovon bes. die geniale Versübersetzung der *Amores* durch W. Marg/R. Harder (München, 7. Aufl. 1992) hervorgehoben sei“ – so W. STROH in seiner *Einführung* (LVI), der damit schon das Wichtigste vorwegnimmt, was zu dieser dritten Auflage der Übersetzung zu sagen ist, die 1958 zum ersten Mal das Licht der Leserschaft erblickt hat und der nun eine ausführliche und anregende *Einführung* von berufener Seite vorangestellt wurde.<sup>1</sup> Die Übertragung umfasst auf fast 300 Seiten die *Amores*, die sogenannten *Heroides*, eig.: *Epistulae (heroidum)*, *De medicamine faciei*, *Ars amatoria* und *Remedia amoris* und leistet, was von ihr zu erwarten ist: unangestrenzte Lesbarkeit. Der Anmerkungsapparat im Anhang beschränkt sich auf knappe 25 Seiten, da VIKTOR v. MARNITZ Sperriges wie gelehrte mythologische Anspielungen möglichst ausspart, auf „daß auch ohne Anmerkung verständlich wird, worum es sich handelt“ (Nachwort des Übersetzers: S. 297). Unvermeidlich, dass damit zugunsten leicht fließender Verständlichkeit im Deutschen Feinheiten des Tonfalls und das rhythmische Kolorit des Originals geopfert werden müssen. Das sagt sich leicht, wiegt aber schwer, wie Wilfried Stroh in der ersten Anmerkung seiner *Einführung* zu verstehen gibt: Er selbst nämlich zitiert *seinen* Ovid nicht nach der „freieren Versübersetzung von Viktor v. Mamitz“, sondern legt „um der philologischen Genauigkeit willen“ eine eigene Prosaübersetzung vor, die aber ihrerseits von „Ovids Formulierungskunst, die vor allem auf seinem Umgang mit dem Metrum beruht... kaum einen Abglanz vermitteln kann“ (IX). So viel im Voraus zum Elend aller Übersetzung, man darf das auch zum Anlass nehmen, die Originallektüre verstärkt zu pflegen, als kleine Wiedergutmachung am wehrlosen Autor, der in ein ihm unvorstellbares Idiom „entfremdet“ wird. Also *prosit* und *in medios Amores!*

„Me legat in sponsi facie non frigida virgo/ et rudis ignoto tactus amore puer“ – „Mich lese lieber die Jungfrau, der wam wird beim Anblick des Freiers, / lese der Knabe, wenn ihn Liebe, noch unbekannt, rührt“ (alle Übersetzungen – wenn nicht anders vermerkt – nach v. MARNITZ). Dass dieser Wunsch des Autors, verlautbart an programmatischer Stelle seines dichterischen Debüts, in der Eröffnungselegie des Zweiten Buches der *Amores*, in unseren Zeiten eher ein unerfüllbarer ist, wird nicht überraschen. Bedeutet „non frigida“ übrigens: „damit sie nicht 'frigide' ist, dem Bräutigam nicht mit der unterkühlten Höflichkeit der höheren Tochter begegnet und die arrangierte Ehe somit unter einem freundlicheren Stern steht?“, fragt Marion Giebel in der unserem Autor gewidmeten *rororo-Monographie* und: „Will Ovid schon in den *Amores* ein Lehmeister der Liebe sein?“ (S. 20). Wahrscheinlich, denn auch der junge Naso kannte die Materie augenscheinlich nicht nur vom Hörensagen, außerdem hatte der – laut Eigendefinition (*trist.* 4,10,1) – *tenerorum lusor amorum* eine gute Nase für die LeserInnen, denen er *sein* „Spiel“ mit der „Liebe“ *sub auspiciis Vergilii* als Maß aller („Liebes“-)Dinge und vollendete Tatsache vorsetzt: „Nunc Mars externis animos exercet in armis/ At Venus Aeneae regnat in urbe sui. – Jetzt übt Mars seine Waffen nur noch an den Grenzen

<sup>1</sup> Übrigens auch zu finden auf Ulrich Schmitzers KIRKE-Seiten, die Ovid gewidmet sind: <http://www.klassphil.uni-muenchen.de/stroh/ovid-kroener.htm>.

des Weltreichs/Venus aber regiert in ihres Sohnes Stadt Rom“ (*Amores* 1, 8, 41f); wie bei der *Aeneis*, so verteilen sich am Ende auch die ca. 10 500 Verse der von W. Stroh in seiner *Einführung* so genannten „Enzyklopädie der Liebe“, „die in der antiken Literatur einzigartig dastet“ (LVI), auf 12 Bücher: Drei Bücher *Amores*, drei Bücher „Einzelbriefe“ (*Heroides*), drei Bücher *Ars amatoria*, ein Buch *Remedia amoris* und zwei Bücher „Doppelbriefe“:

- In den *Amores* kann sich der wenn auch oft „nur“ in seine Verliebtheit **verliebte junge Mann** von Welt - rund um die Uhr im (Liebes-)Dienst - die Hörner abstoßen, und selbige honorigen *viris* aufsetzen, im Zeichen einer fashionablen Frivolität ohne Folgen, eines fast ungetrübten *allegro con brio*, das erfinderisch (vor allem das eigene) Begehren ankurbelt
- Die **unglücklich liebende** (mehr oder weniger junge) **Frau** kommt - zumeist düster gestimmt und in Moll - in den *Epistulae (heroidum)* zu Wort, dem für Wilfried Stroh „rührendsten Werk Ovids“ (XXXI)
- Der/die **leidenschaftlich Verliebte** in den „Doppelbriefen“, auch *Epistulae* genannt, einem Hohelied der Begierde und Lüsternheit, „Ovids bis heute am wenigsten bekannten und verstandenen Meisterwerk“ (Stroh: LII)
- Die **simulierte Liebe** (in der *Ars amatoria*), mit Anweisungen, wie das jeweils andere *Geschlecht* verliebt und dieser Zustand in der Folge haltbar gemacht werden kann
- Die **hoffnungslos unglückliche Liebe oder Verliebtheit**, die in der Antike wie eine Krankheit behandelt wurde, gegen die aber auch die *Remedia amoris* nicht immer ein Rezept parat haben
- **Sex pur** allenthalben, eher anspielungsreich als an eindeutigen Anweisungen zum „wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane“ (Kant) interessiert; z. B. als hochgekitzelte Fantasie, fast ohne Handgreiflichkeiten, zur Stunde des Fauns in *Amores* 1,5; in der Impotenzlamentatio des übersättigten Jungmannes in *Amores* 3,7; als Aufruf, den Koitus so zu gestalten, dass er alle Beteiligten befriedigt, am Schluss von *Ars* 2 bzw. 3; als „Anstiftung“ zur Vortäuschung eines Orgasmus (*Ars* 3, 797-804);<sup>2</sup> in den „Doppelbriefen“ als Lüsternheit, „bis an die Grenzen der Peinlichkeit“ (Stroh: LIV), des Helena umgarnenden Paris (16, 149-62); als Anatomie der weiblichen Genitalien aus (für die Frau) ungünstiger Perspektive - mit „bis ins Fäkalische peinlichen Anweisungen“ (Stroh: IL) - zur Schocktherapie des liebeskranken Mannes in *Remedia*, 407-40;

Dieses Inventar hat fast alles zu bieten,....außer der *Liebe*, Ausnahmen bestätigen die Regel. So kündigt schon der Titel „Amores“ „Amouren“ an, Affären und höchstens „Liebele!“; die *Ars amatoria* wurde zu Recht als „Liebeskunst ohne Liebe“ bezeichnet (zitiert bei: v. Albrecht: 221), nur für einige Stücke der *Heroides* hätte Ovid vielleicht gelten lassen, wie eine sehr viel spätere *fromme* Denkungsart die „Kunst des Liebens“ ernst nimmt: „... es handelt sich um das Verlangen nach vollkommener Vereinigung, nach der Einheit mit einer anderen Person. Eben aus diesem Grund ist erotische Liebe exklusiv und nicht universal; aber aus diesem Grund ist sie die vielleicht trügerischste Form der Liebe (...)“. So der auch einer breiteren Öffentlichkeit in den Siebzigerjahren bekannt gewordene Psychoanalytiker und Sozialforscher Erich FROMM (*Haben oder Sein*), dem Wilfried Stroh - völlig zu Recht - den „selbstironischen Humor“ abspricht, „der gerade die *Ars amatoria* wohlthuend von neueren 'Liebeskünsten', wie etwa dem Bestseller 'The Art of Loving' (1956) des Seelenkundlers Erich Fromm unterscheidet“ (XLV).

Was man in der „Enzyklopädie“ nicht finden, aber auch nicht vermissen wird, ist die Darstellung der Verliebtheit im Alter, die in *Amores* 1,9,4 kurzerhand liquidiert wird: „hässlich der Greis,

<sup>2</sup> Wilfried Stroh beeilt sich, dieser exklusiv weiblichen Ressource den Schrecken zu nehmen, der Männerfantasien tief in den Knochen sitzt: „Das kann nicht bedeuten, dass Ovid die Frau, die er ja für treuer hält als den Mann, charakterlich abwerten wollte (wie Schopenhauer in seiner berühmten Tirade über die Verstellungskraft des Weibes), eher dass sie als die letztlich doch Schwächere sich Offenheit weniger leisten kann“ (XLIV).

der verliebt“ - „...turpe senilis amor“<sup>3</sup>; lehrreich hätte eine *Psychopathia sexualis* sein können - im Geiste des Nervenarztes Richard Freiherr von KRAFFT-EBING (1840-1902) oder von deren souveräner Parodie durch den aus der Zukunft auf uns alle noch zukommenden Albert CARACO, dessen niemals frivoles *Das Reich der Sinne. Supplement zur Psychopathia sexualis*, 1985, sich am Monströsen der Menschennatur abarbeitet.<sup>4</sup> Etwas, was ganz gegen die Natur des sexuell seriösen Sängers aus Sulmo gewesen wäre, der sich in dieser Hinsicht als ein verlässliches Sprachrohr seiner Klasse und ihrer Tabus erweist.

Wem nun - außerhalb der beruflich oder aus Berufung damit befassten Kreise - Ovids Gesammelte Erotische Werke empfehlen, zumuten, *schenken*, sei zwischendurch arglos gefragt. Sind da - auch bei der zugegeben hohen Lesbarkeit der vorliegenden Übersetzung - nicht zu viele Hürden zu nehmen? Die Versform, die gewöhnungsbedürftige Sprachverwendung und die antike Patina, die das „nächste Fremde“ (U. Frings), will sagen: die für uns heute gleichermaßen ferne wie *in* uns durch abendländische Vermittlung weiterwirkende Mentalität der versunkenen Griechen und Römer, nur noch abseits und befremdlich wirken lassen, ganz niedlich diese antike Eros-Revue, möglicherweise, aber nicht mehr. Und welche lehrreiche Einblicke und prickelnde Erlebnisse kann uns NASO MAGISTER, wie er in *Ars* 2, 744 bzw. *Ars* 3, 812 stolz firmiert, dem die üble Nachrede (wohl im Verbannungsedikt) immerhin medienwirksam zum „doctor obscaeni adulterii“ (*Tristia* 2, 212) gestempelt hat, zweitausend Jahre später vermitteln, da über die 'Liebe' alles gesagt werden kann, ohne dass man genau wüsste, was man sagen soll: „Die Liebe existiert. Punkt, das ist alles“ (Baudrillard, *Die fatalen Strategien*: 120), und da im Sex und seinen angrenzenden Gebieten die Zeit der großen Entdeckungen vorbei ist: In gleißender Geheimnislosigkeit wird in aller Öffentlichkeit ausgebreitet und als Massensport betrieben oder zumindest vor den allgegenwärtigen Bildschirmen abgerufen, was bis zu Michel Foucaults *Sexualität und Wahrheit* (1976) als Nachtseite der menschlichen Existenz beunruhigende Sinnreserven, aber immerhin Sinn zu verheißten schien.

Längst sind alle einschlägigen Konsumenten von den Unsichtbaren Multis des Profits für „mündig“ erklärt worden, zur Großen Libertinage verurteilt zu sein, bei der der Markt zu Produkt- und Partner- bzw. Stellungswechsel zwingt, und die Freiheit aufoktroziert, sich in immer „neuen“ Heteropaarungen wiederzufinden. Für alle im globalen „Verbraucherparadies“, die es sich „leisten“ können, ist Sex zur lebenslänglichen Pflicht geworden, zu einem immer schneller verpuffenden Tranquillizer für die tief sitzende Panik, im Goldenen Käfig der überflüssigen „Konsumgüter“ selbst überflüssig zu sein.

<sup>3</sup> Und nur ein einziges Mal, an einem unwiederholbaren Ort des Abendlandes, wird agilen Senioren mit „Geistappeal“ zuletzt noch das Begehren schön-wissensdurstiger Epheben zuteil, aber Sokrates darf und kann dem Alkibiades nicht nachgeben, denn was den nüchternen, weil trinkfesten old boy für die (wahrheitstrunkenen) Jünglinge so anziehend macht, ist gerade sein Verzicht auf den sinnlichen Rausch, er berauscht sich an einer Unendlichen Rede, die auch weitergeht, wenn die, die mit ihm schlafen wollten, schon entschlummert sind: „Der Sex hat endlich seinen Meister gefunden“ (cf. F. Kittler, Eros und Aphrodite. Platon, Symposium, 203a in: F. Kittler/C. Vismann, Vom Griechenland, Berlin 2001.) Im Übrigen seien die *senes severiores* Catullischen Gedenkens (c.5) daran erinnert, *senex* war man(n) ab 45 und: „Es kommt ein Augenblick, in dem die Jugend verloren geht. In diesem Augenblick verlieren wir die Menschen. Und wir müssen fähig sein, uns damit abzufinden. Aber dieser Augenblick ist hart“ (A. Camus, Tagebücher 1935-51, rororo 1474: S. 187).

<sup>4</sup> Etwa am „Ödipuskomplex“: „Einer, ein Muttersohn, liebt es, endlos in einem heißen Bad zu verweilen, hier schreitet er zur Paarung, er findet - welch Paradox! - seine Manneskraft nur dadurch wieder, daß er noch einmal zum Fötus wird, und das Badewasser ist das Fruchtwasser, in dem der sechs Fuß lange und zweihundert Pfund schwere Ehrenembryo treibt. Er ist davon überzeugt, daß er im pränatalen Stadium permanenten Erektionen unterworfen war, er würde gerne eine Dissertation darüber verfassen, und in seinen Augen fehlte es Freud an Kühnheit: Er behauptet, schon vor seiner Geburt der Rivale des Vaters gewesen zu sein und daß sich ihre Klängen gekreuzt hätten“ (Caraco 1985: 37).



Längst ist tägliche Geräuschkulisse im realen und virtuellen Kommunikations-Babylon geworden, was E. M. Cioran in den Fünfzigerjahren als das (Un-)Wesen der so genannten „sexuellen Befreiung“ der Sechziger- und Siebzigerjahre voraussah: „Seit Schopenhauer die abgeschmackte Eingebung hatte, die Sexualität in die Metaphysik einzuführen und Freud an die Stelle der Zoten eine Pseudowissenschaft von unseren Verwirrungen setzte, ist es Brauch geworden, daß der erste Beste uns Vorträge hält über die 'Bedeutung' seiner Erlebnisse, seiner Schüchternheiten und seiner Erfolge. Alle Bekenntnisse fangen damit an; alle Unterhaltungen laufen darauf hinaus. Bald werden unsere Beziehungen zu den anderen auf die Kenntnisnahme von ihren tatsächlichen und erfundenen Orgasmen reduziert sein... Dies ist das Schicksal unserer von Innenschau und Blutamat verheerten Rasse, sich in Worten fortzupflanzen, ihre Nächte zur Schau zu stellen und deren Fehlschläge oder Triumphe übermäßig zu vergrößern“ (*Sylogismen der Bitterkeit* 1980: S. 69). Nun ist Naso gewiss nicht „der erste Beste“, und er hält uns erst recht nicht „Vorträge“ über die 'Bedeutung' seiner amourösen Erlebnisse, denn, ich glaube, sie *bedeuteten* ihm zwar viel, aber nichts anderes als sie selbst. Und eigentlich hat es hier um die Form dieser Erlebnisse zu gehen, vergessen wir nicht die Form, gerade nicht bei einem scheinbar so für sich selbst sprechenden Inhalt, die Sprache Ovids, die z. B. die *Ars amatoria* zu einem „Meisterwerk“ (...) gemacht hat, „das nicht umsonst zwei Jahrtausende überstanden hat, ohne je an Glanz und Lebendigkeit zu verlieren“ (Stroh: XXXV). Worin genau besteht (für uns) der *Zauber* der ovidischen Annäherung an das, „was ohnehin schon jeder kann: das Lieben“ (*Tristia* 1,1,112)? Macht dieser Zauber auch die für uns gänzlich unsensationelle Sicht der geschlechtlichen Paarung(en) eines original *latin lover* aus der saturierten Oberschicht genießbar? Zumal, wenn wir diesen zweitausend Jahre alten Eros, der fast unschuldig anmutet, unverdorben trotz aller Raffinesse und (Selbst-)Ironie, mit aktuellen Vivisektionen des Geschlechterverhältnisses vergleichen, wie z. B. Elfriede Jelineks *Lust* oder Michel Houellebecqs *Elementarteilchen*, die in die „allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens“ (Freud) stoßen und uns nahelegen, auf die sexuelle Differenz ein für allemal dankend zu verzichten, um selig ins Stadium der das Geschlecht und also den „Brennpunkt des Willens“ (Schopenhauer) kaltstellenden Kugelmenschen des Aristophanes aus Platons *Symposion* zu regredieren?

Vorausgesetzt, in Parenthese gesagt, wir Heutigen sind in der bevorzugten Lage, die *Wahl* zu haben, von der die nur träumen können, die unter der Abwesenheit von Erotik in ihrem Dasein laborieren, die nicht mit dabei sein dürfen im Geschlechterkarussell, die liebeshungrigen, aber ungeliebten Jüngeren und nicht mehr ganz so Jungen beiderlei Geschlechts, die da, wo es ausgleichende Gerechtigkeit nicht geben kann, für die Wonneshauer der anderen aufkommen müssen, indem sie leer ausgehen und darunter leiden; wobei die männlichen Parias des Eros, nachdem sie aus unzähligen Sex- und Pornokanälen mit Begehrlichkeiten abgefüttert und hungrig gemacht worden sind, immerhin noch auf dem Markt der Körper *erscheinen* dürfen, zum Verdursten verurteilt oder zum Zahlen, wollen sie, viagrageimpft, in den erotischen Oasen der Zweiten und Dritten Welt gelabt werden.

Aber die Wüste wächst. Den vom Begehren Disqualifizierten, die an diesem Mangel sonst erfrieren würden, eröffnen sich Nähe und Intimität - Paulus aus Tarsos sei widerwillig gedankt! - in der aufgewärmten Form von *agape* und *caritas*, von Bruder- und Nächstenliebe in Gott und durch Seine Vermittlung, mit all den unerwünschten Nebenwirkungen, die dieses außerirdische Liebesangebot für irdische Lebewesen mit sich bringt, aber eine Letzte Hilfe, die niemand als Trost abweisen sollte, wenn er nicht schon zuvor der Betörung durch eine der zahllosen Ersatzreligionen erlegen ist, die im Angebot sind, deren Heilsversprechungen - so lehrt die Geschichte des letzten Jahrhunderts - die Heillosen erst in rasende Verdrummung und dann in rauschhafte Gemetzel stürzen, bei denen es *post festum* - in der Ausnüchterungszelle - wieder keiner gewesen sein will: Der Spuk ist vorbei und der Herrscher ist die Nacht, die bekanntlich regelmäßig deshalb hereinbricht, damit die „Eule der Minerva“ (Hegel) besser sehen kann, dass das Sein-Sollende unrealisiert ist und bleibt.

Doch zurück zu den von der Natur und den Verhältnissen Begünstigten, die sich den Luxus leisten, zwei „Markenartikel“ wie Publius Ovidius und Michel Houellebecq zu konsumieren und zu - genießen. Möglicherweise ergänzen sich die anscheinend inkommensurablen Welten: Man lande mit einem der Protagonisten der *Elementarteilchen*, Bruno, dem sexuell zu

kurz gekommenen Gymnasiallehrer, der gerne ein Hedonist wäre, in der psychiatrischen Klinik, nachdem die Sinnlosigkeit permissiver Sexualität seine abendländische Seele ramponiert hat, um dann in das wohltemperiert-lustvolle Universum Ovids einzutauchen, in dem erlaubt ist, was (damals) gefiel; in dem jedenfalls der *weltläufige* Mann fast immer guter Dinge aus einem Abenteuer hervorgeht und schon das nächste im Auge hat - ein reizvoller Reigen, der sich nie zu schließen scheint und nichts Morbides an sich hat; eine beinahe heile Welt, in der die Frauen begehrenswert und zur Liebe bereit sind, und auf ihre Kosten kommen können, auch wenn sie bedenkenlos als *Lustobjekte* behandelt werden, die das Beste aus ihrer Lage machen sollen, für sich und für den Mann, versteht sich - mögen sie auch etwas öfter und ein klein wenig länger unglücklich sein als ihre männlichen Gespielen. Die Perspektive ist männlich und wird mit einem Lächeln vorgetragen, das Widerspruch nicht wirklich duldet - trotz der bei Naso zu Recht, wenn auch nicht immer differenziert, gerühmten Selbstironie. Diese freundliche Glätte und die Abgehobenheit der mythologischen Szenerie und historischen Kostüme halten - so mein Verdacht - bei modernen LeserInnen die Wut auf den (römischen) Sexismus in Grenzen, was bei Elfriede Jelineks Männerfiguren nicht der Fall sein dürfte.

Und das macht wohl Ovids Erotismus als „nächstes Fremdes“ so anziehend: Es ist die *Abwesenheit* des die abendländische Sozialisation heimsuchenden Zwangs, in die Tiefe zu gehen, des uns eingepflichten Anspruchs auf inneren Reichtum, auf „Seele“, ein zu leichtfertig gebrauchtes Wort, das der „Körperfreund“ SPINOZA nicht von ungefähr in seiner *Ethik* „selten anders als mit spitzen Fingern anfasst“ (F. Balke in: P.-F. Moreau, *Spinoza* 1994: 162). Sinnesreiz und Geist genügen Ovid, wenn er Eros walten lässt, er hatte die Gnade zu leben, bevor die meisten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung die Sinne abtöteten und den Geist zu Kreuze kriechen ließen, er war, ohne es zu wissen, immun gegen die Aushöhlung des Begehrens durch unendliche Analysen, die uns Allzu-Späten soweit gebracht haben, dass „wir zwar immer noch lieben - dennoch; und dieses 'dennoch' verhüllt ein Unendliches“ (Cioran 1952: S. 70).

Um Missverständnissen vorzubeugen: Nasos Eros war nicht naiv, im Gegenteil, sein Kalkül der Lüste ist unverhohlen utilitaristisch, nur *wusste* er nichts davon (er ahnte es nur), dass es kein sexuelles Verhältnis gibt: Jacques Lacan (1901-81) will mit dieser Wortwahl nicht den Augenschein bestreiten, das Mann und Frau sich paaren, sondern die „Natürlichkeit“ des Vorgangs, die suggeriert, dass es eine „prästabilisierte Sexualharmonie zwischen Mann und Frau gibt“ (Bolz). Im Gegenteil: Paare, hetero- wie homosexuelle, können sich nicht auf das wie von höherer Gewalt oder von der vorgestanzten Anatomie über sie verhängte „sexuelle Verhältnis“ verlassen, müssen immer aufs Neue Formen ausprobieren, die Mann und Frau das Genießen ermöglichen, nicht aus Spaß an der Freude, sondern „um den Mangel der natürlichen Beziehung zu supplementieren“: „Der Übergang von der Selbstversunkenheit zu einem Sich-Einlassen auf einen Anderen, zu einem lustvollen Genießen des Körpers des Anderen ist keineswegs 'natürlich', sondern impliziert eine Reihe traumatischer Schnitte, Sprünge und erfinderischer Improvisationen“ (Zizek: 72f); Ovid *wusste* noch nichts davon (und *das* konnte auch er nicht ahnen), dass die Matrix aller Liebe, die Mutterliebe, ein „unergündliches Begehren ist, welches das Kind in der mütterlichen Liebkosung wahrnimmt. (...) Was will sie wirklich, außer und jenseits von *mir*, da ich ihr offenbar nicht genug bin?“ (Zizek: 182f); und in seinem vorchristlichen Horizont sind Ovid auch „Gottesliebe“ oder „Nächstenliebe“ unbegreiflich, geboren vor der „Erbsünde“ und dem „Fortschritt“, muss der Dichter der *Metamorphosen*, die Werden und Vergehen als einen unschuldigen Zyklus unerschöpflicher Verwandlung feiern, nicht mit „Gewissensforschung“ gegen sich selber vorgehen, um gegen sich aussagen vor dem Richterstuhl Gottes und der Welt, oder der Versuchung des allseits „Überwachten“ zu widerstehen, gegen das „Gesetz“ oder den „Anderen“ aufzubegehren; Ovids Welt wird nicht von Melancholie gelähmt oder von dem fiebrigen Durst nach Erfüllung befallen, der Resignation und Leere für kurze Zeit stillen soll, aber selbst unstillbar bleibt; im Verhältnis zu unseren Schlafzimmern wölbt sich über dem Boudoir des *lusor amorum* ein unangetasteter Himmel, wie ihn die zum Leben erwachende Mädchenskulptur des Pygmalion in Ovids *Metamorphosen* mit dem ersten Augenaufschlag für immer erblickt haben wird: „timidumque ad lumina lu-

men/ attollit pariter cum caelo vidit amantem" (10,293f). Und im Unterschied zu einem neuzeitlichen Genie wie MOZART, der seine Begabung als Verpflichtung und Selbstzwang erlebt hat, bis hin zur „schmerzlichen Äußerung“, es sei leichter für ihn zu komponieren, als es nicht zu tun (cf. Norbert Elias: 85f Anm. 35), leuchtet Ovids „et quod temptabam dicere versus erat“ („was ich zu schreiben begann, wurde von selber zum Vers“) - zumindest bis zur Verbannung - ungebrochen als Signum eines Schöpferturns, das Meisterwerk an Meisterwerk reiht, scheinbar mühelos, und sich seiner selbst nur als Beglückung bewusst.

Das ist - auch und besonders im Erotischen Werk - der Zauber Ovids, der besteht, auch wenn wir auf diesem Gebiet so viel weiter (in die Tiefe vorgedrungen) sind als er, der mit der *summa* seiner Amouren und Mätressen den Anspruch erhob, das römische Nationalepos der „Liebe“ geschrieben zu haben, quasi eine *Aeneis* „der „zärtlichen Dinge“ (*rem.* 474)<sup>5</sup>, der erotischen „Ertüchtigung“, wo Lust die einzige „patriotische“ Pflicht ist und der „Kampf“ nur leichte Blessuren und - nicht selten - zwei „Sieger“ hinterlässt. Was wie der „pazifistische“ Gegenentwurf eines „unaugusteischen“ Dichters<sup>6</sup> zur „offiziellen“ *Aeneis* anmuten könnte („make love, not war!“), ist in Wirklichkeit - was bisher noch nicht wirklich beachtet scheint - eine kongeniale *Ergänzung* zur vergilischen Apotheose der römischen Siegesorgien und imperialem Potenz: Das uniformierte Marschieren der Hexameter tritt bei Ovid zwar kürzer, nämlich im Pentameter des Elegischen Distichons, und „Liebe ist besser als Krieg“ tönt die Botschaft z. B. von *Amores* 2,18, aber die „Liebe“ ist auch ein Kriegersatz mit „unblutigen“ Kämpfen um sexuelle Lust und Selbstbestätigung, mit orgiastischer Befried(ig)ung und triumphalen Nachspielen, in der Wortwahl - beispielhaft durchexerziert z. B. in *Amores* 2,12 - der Rhetorik des Blutvergießens bis zur Unkenntlichkeit ähnlich: *So* nahtlos können Schlachtfeld und Liebesdienst zueinanderkommen, „wie schmiegsam passt der heroische Vers jeweils dem kürzeren sich an“ (*Amores* 2,17,21f).<sup>7</sup>

Als verwöhntes „Kind des Friedens“ hatte Ovid zwar nie ein Hehl daraus gemacht, dass er zu politischer Betätigung einfach keine Lust hatte und sein Heil nicht im Senat oder auf dem Forum suchen wollte; auch auf dem Feld der Literatur, das er zu seinem *cursus honorum* erkoren hatte, um dort unweigerlich mit römischer Ambition um einen Platz in der Ehrenhalle des Nachruhms zu rittern, ging er - wie viele andere - auf Distanz zur immer wieder vom „Büro“ des Prinzeps nachgefragten Behandlung patriotischer Themen in der kanonischen Form eines Epos, einer Sparte zumal, in der Vergil schon das Höchste vollbracht hatte.

Diesem übermächtigen Vorbild geht der junge Ovid aber nur scheinbar aus dem Weg. In der ersten Zeile seines ersten veröffentlichten *opus* simuliert er sein „Scheitern“ am Epos als politisch-heroischer Blut- und Bodenoper, um mit souverän-ironischem Understatement sein Nationalgedicht der Erotik auf den Weg zu bringen: **Arma gravi numero violentaque bella parabam / edere** - „Waffen in wuchtigen Takt und blutige Schlachten zu künden/ schickt ich mich an... (am. 1, 1, 1; Übersetzung: W. Marg): „**Arma gravi numero - Arma virumque cano**: Der Gleichklang mit dem Eingangsvers der *Aeneis* („Waffen besinge ich und den Mann“) ist nicht zu überhören. Auch ich, sagt Ovid, wollte wie Vergil als Ependichter auf Homers Spuren wandeln, aber da hat Amor gelacht und mir einen Versfuß gestohlen. So wurde der Hexameter zum Pentameter - und Ovid zum Dichter von Liebeselegie. Vergebens hat er protestiert, er habe ja gar nicht den geeigneten Stoff: Amor zog einen Pfeil aus dem Köcher und schoß, und sogleich fühlt sich der Dichter in Liebesglut brennen“ (Giebel: S. 16).<sup>8</sup> Ovid macht sich gleichsam an der „Hei-

<sup>5</sup> Cf. *Tantum se nobis elegi debere fatentur/ quantum Vergilio nobile debet opus* (*Rem.* 395 f.) - „So viel verdankt mir, wie sie zugibt, die Elegie, /wie dem Vergil die vornehme Gattung (sc. das Epos) verdankt“ (Übersetzung: W. Stroh).

<sup>6</sup> Ovids Einstellung zum Regime des Octavianus Caesar wird mit einem im deutschen Sprachraum gängig gewordenen Kürzel als „unaugusteisch“ etikettiert, d. h. „die Bestrebungen des Prinzipats nicht unterstützend“ (E. Lefèvre 1984: S. 175).

<sup>7</sup> Und soll nicht Aphrodite EROS von Hermes oder von ihrem eigenen Vater (!) oder eben von ARES empfangen haben (cf. Ranke-Graves, *Griechische Mythologie*: § 15b)?

<sup>8</sup> Anders verhält es sich mit den *Metamorphosen*: Hier misst sich Ovid direkt an der *Aeneis*, mit der er sich „in den gesamten *Metamorphosen* implizit...auseinandersetzt“ (Schmitzer 1990: S. 13). Er

matfront“ nützlich, wo eine neue „Klientel“ zu bedienen ist, die Kinder der *pax Augusta*. Aber wer ist diese Leserschaft, deren Witterung *Naso* zielsicher aufnahm?<sup>9</sup> Wer wartete auf ein Großes Römisches Epinikion der Erotik, mit ihren „Eroberungen“ und „Frauenhelden“? Das fragt sich auch M. v. Albrecht in Bezug auf die *Ars amatoria*, unter besonderer Berücksichtigung des offenen Geheimnisses, dass „diese Bücher lehren, was ohnehin schon jeder kann: das Lieben“, wie Ovid im Exil explizit einräumen wird (*Tristia* 1,1,112): „In bezug auf die männlichen Leser seiner ersten beiden Bücher braucht Ovid keine sozialen Einschränkungen zu machen“, lautet v. Albrechts Antwort (S. 216f), und was die Leserinnen betrifft, so habe Ovid - was er selbst auch glauben machen will - die „Libertinen“, sprich Mätressen, im Auge gehabt, aber er konnte natürlich nicht „verhindern“, so v. Albrecht, „daß neugierige Jungfrauen und Matronen trotz oder gerade wegen des Verbotes weiterlasen“... „Daß Ovid andererseits auch nicht für ganz gewöhnliche Prostituierte schreibt, ergibt sich aus den hohen kulturellen und intellektuellen Anforderungen, die er an die Mädchen stellt.“<sup>10</sup> Zwar ist M. v. Albrecht bewusst, dass Ovid sich im restaurativen Klima der augusteischen Ehegesetzgebung (cf. Stroh, XXXII-XXXV) formal-juristisch absichern musste, etwa an Stellen, die als Aufforderung zur Prostitution oder zum Ehebruch „missverstanden“ werden konnten. Aber dürfen wir den intendierten Leser der *Ars* ernsthaft einerseits auf ein weibliches Segment von freigelassenen Sklavinnen einschränken, die eine gewisse Bildungsstufe erklimmen hatten und im Übrigen als „Begleitservice“ für reiche Herren in Frage kamen, während andererseits die Männer als solche, ganz ohne Ansehen ihrer sozialen Herkunft, angesprochen sein sollten? Ist es wahrscheinlich, dass Ovid, abgesehen einmal von den Dichterkollegen und literarischen Zirkeln, andere Geschlechtsgenossen im Visier gehabt hat als die Reichen und Mächtigen? Waren seine Tipps, wie die nächste Libertine zur Konkubine zu machen sei, etwa auch für Bewohner der Subura gedacht, die von „freier Liebe zu Freigelassenen“ (v. Albrecht) nur träumen konnten? Oder für die gebildeten Kader der Sklaven, die in einer im Haushalt des *dominus* aufliegenden Ausgabe der *Amores* schmökern sollten? Dabei hätte sich ihnen die Gelegenheit geboten, ihre eigene Kategorie in der Rolle des an die Haustür angepflockten Pförtnerklaven als Bewacher der „Tugend“ der *domina* wiederzuerkennen oder das Liebesgewimmer des *exclusus amator* nachzulesen und die Beschimpfungen, mit denen die feinen Herrn ihresgleichen die Nachtruhe stehlen, wenn sie vergeblich bei ihrer „Corinna“ Einlass begehren: „Du aber, wie du sonst sein magst, auf Wiedersehen habe die Ehre! Klotz! daß der Liebende geht, schändlich von dir ists - leb wohl!“ (1,6,58f)

verwendet den Hexameter, erreicht epische Dimension auch im Umfang, konterkariert aber das erhabene Geschichts(v)erklärende der Gattung in der homerisch-vergilischen Ausprägung mit seinem anti-teleologischen Prinzip der „Verwandlung“ im Werden und Vergehen von allem kraft der „politisch nicht korrekten“ Willkür Amors, der in zahllosen Spiel-, Ab- und Unarten das Leitmotiv auch dieses Werkes ist, das nach Ezra Pound im Sinne einer „Entbarbarisierung der westlichen Kultur“ die Stelle der Bibel hätte einnehmen sollen.

<sup>9</sup> Ja, dieses cognomen: *Naso*, es verleitet zu gewagten Assoziationen: Man denke nur z.B. an *Die Nase* von Nikolai Gogol, oder Nietzsches Nase als letzte Instanz souveränen Denkens, nicht zu vergessen die „große Spitznase“ des Türhüters aus Kafkas *Vor dem Gesetz*, „mit seinem langen, dünnen, schwarzen tatarischen Bart“, dazu die vielen Nasen in Thomas Manns *Tod in Venedig*. Und „dulcissimum in fundo“ die kleine Schrift des FREUD-Freundes (und später -Feindes) Wilhelm FLIESS aus dem Jahre 1897: *Die Beziehung zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen*.

<sup>10</sup> „... die (...) Damen der römischen Liebeselegie (...) sind nicht als Ehefrauen, sondern als Angehörige niederen Standes, vor allem als unverheiratete Libertinen, freigelassene Sklavinnen, zu denken - aus ihnen rekrutieren sich ja herkömmlicherweise die Objekte der „freien Liebe“, die man in Rom der vornehmen männlichen Jugend konzidiert -; da aber diese Liebesbeziehungen zu Libertinen eben doch in der Regel zu dauernderen Verhältnissen führten, bei denen ein Mädchen einen *vir* („Mann“) hatte, mit dem sie sich auch in der Öffentlichkeit zeigte und der sie als die „Seine“ (*sua*), als *domina* („Herrin“, was zu Ovids Zeit schon abgegriffen war), ja sogar als *coniunx* („Geliebte“, in der Regel allerdings: „Ehefrau“) reklamieren konnte, gab es auch in dieser Welt der außerehelichen Liebe zumindest Analogien zu ehelicher Treue und Ehebruch, und etwa Tibull konnte seine Delia geradezu zur „Keuschheit“ mahnen (1,6,67 *sit modo casta ...*, auch wenn sie, wie hier sogar ausdrücklich gesagt, keine Ehefrau sei) (Stroh: XXII).

Und sollen wir außerdem glauben, Ovid wollte praktizierenden Edel-Prostituierten ernsthaft etwas weismachen, wenn der seltene Fall eintrat, dass diese ihr hart verdientes Geld für Papyrusrollen ausgaben? Und konnte ein angehendes Callgirl in Nasos Rom erst aus dessen Bestseller erfahren, was die noblen Schnösel und senatorischen Ehemänner „anmacht“ oder was sie von Seiten ihres Galans zu gewärtigen hatte, Gewalt z. B. wie in *Amores* 1, 7 oder eine Moralpredigt, wenn sie es wagen sollte, ihre „Leibesfrucht“ abzutreiben, und ihr Liebhaber sich als ein Proponent *ante litteram* der „Aktion Leben“ zu erkennen gibt, wie der Ich-Erzähler in *Amores* 2, 13 und 14? (s. u.)

Nein, Ovids erotisches „Epos“ hatte im Wesentlichen dieselben Adressaten wie die *Aeneis*. Während der vom „Erhabenen“ umarmte *vates* aus Mantua sich der ungeliebten Aufgabe unterzog, Kriege und immer wieder Kriege (*arma*) zu schildern, um die herrschende Klasse - an der Spitze den Prinzeips - als ersehnten Kulminations- und Ruhepunkt der vom *fatum* gelenkten Geschichte Roms *erscheinen* zu lassen, ohne die massenhaften Menschenopfer und seelischen Verwüstungen dieses „Endsieges“ zu verschweigen, wechselte Naso, begünstigt von der Gnade der späten Geburt, liebend gern auf die mondänen „Schlachtfelder“ Amors. Hier - im erotischen *otium* - brachte er gleichzeitig sich selbst und die herrschende Klasse so auf die Bühne, wie sie sich selber sah und gesehen werden wollte. Der schöne Schein *ist* ihr Sein. Diese „Elegien“ sind - ihrem „klagenden“ Ursprung zum Trotz - ein sich selbst feiernder Ausdruck des elitär-dionysischen Lebensgefühls einer sexuell freizügigen Oberschicht, ohne Moral und Tabu, aber mit (zu) viel Luxus und Muße - „und so sind denn, sagt Goethe, die Tugenden nur für den geringen Stand“ (cf. Kofler: S. 133). Das erotische Oeuvre Ovids ist nicht ohne dieses augusteische Establishment denkbar, das seine erotische(n) Freiheit(en) skrupellos ausschöpft.<sup>11</sup> Zu diesen „Monopolisten des Genusses“ (L. Kofler) gehören Männer und Frauen, verheiratet oder nicht, aus Senat und Ritterstand, auch abgesehen davon, in welchem Ausmaß jede(r) tatsächlich von den Privilegien auf sexuellem Gebiet Gebrauch machte. Selbst eine gesetzestreue *matrona*, die ihre Sexualität der Ehe vorbehielt, konnte durchaus Gefallen finden an den erotischen Eskapaden, die ihr vom „Lehrmeister“ Naso manierlich ausgemalt wurden. Ganz zu schweigen vom Frauentyp à la Sallusts Sempronia, der schon längst keine Ausnahme mehr war.

Den Mann aber *zwang* seine gesellschaftliche Bevorzugung fast dazu, sich Mätressen zu halten, um in der sozialen Wahrnehmung der Klassen-Etikette zu genügen, d.h. sich über die ordinäre Promiskuität der unteren Schichten zu erheben: „Indem sie (sc. die Oberschicht) sich vom grobsinnlichen Orgasmus abwendet und einem feineren huldigt, verleiht sie der ganzen Klasse das Ansehen einer kultivierten Gesinnung; in ihren verschiedenen, extremen bis gemäßigten Stufen durchdringt sie die ganze Klasse und hüllt sie in ein unbestimmtes Licht der Vergeistigung. In dieser Gestalt wird sie 'wirklichkeitslos', wie HEGEL sagt (...). Sie entrinnt aber, im Gegensatz zu den anderen Klassen dem Wissen um ihre Entfremdungssituation“ (Kofler: S. 143).<sup>12</sup>

Schön für Ovid und seine LeserInnen, wobei letztere eine Achillesferse hatten: Ihre Befindlichkeit war sehr anfällig für Langeweile, sie bedurften eines dichten Programms an Abwechslungen, die alle eines zu leisten hatten: „delectare“, sprich: „zeitgeistige“ Unterhaltung, versehen mit lehrreichen Spurenelementen („*docere*“) und dosierten Schocks („*movere*“), denn *variatio delectat*, aber bitte nichts Sperriges, Abstruses, Abgründiges, auch nichts zu

<sup>11</sup> Diese grundlegende Amoralität deutet M. v. Albrecht zwar an, wenn er zu der Erkenntnis kommt, „daß auch Ovid sich von Normen leiten läßt; freilich sind diese mehr sozialer und ästhetischer als moralischer Natur...In der Tat sieht der Dichter weitgehend von sentimental, moralischen und existentiellen Implikationen ab“ (v. Albrecht, *Nachwort*: S. 221 Hervorhebung R.S), aber verschwommen bleibt, worauf es hier ankommt: Dass es nämlich die Zugehörigkeit zur Oberschicht ist, durch die Moral und Sittlichkeit suspendiert werden, an deren Stelle ein schichtspezifischer Verhaltenskodex tritt, dessen eiserne Etikette und eifersüchtig gehütete Konventionen die *beautiful people* davor bewahren, durch die psychophysische Unansehnlichkeit der von ihnen Ausgebeuteten um den wohlverdienten Schlaf gebracht zu werden.

<sup>12</sup> Cf. Schmidt-Berger, Ute: *Tenerorum lusor amorum. Zur Lektüre von Ovids „Amores“*. in: AU XXXVI/2 (1992), 84f.

Persönliches. Erfüllt Ovids erotisches Opus diese Anforderungen nicht auf das Unzweideutigste? Trotz oder wegen der politischen Unartigkeit mancher Stelle, die vom Primärpublikum wahrscheinlich als gut platzierter *faux pas*, als reizender Boykott ohnehin unkündbarer Konventionen goutiert wurde, nichts wirklich Aufregendes, keine Störung der Harmonie zwischen Autor und Publikum, nur wir mikroskopischen Leser und *grammatici* aus Passion picken z. B. Ovids „Majestätsbeleidigungen“ (cf. Stroh XXIIIf) immer wieder zielsicher heraus, betonen die Verunglimpfungen des Augustus, applaudieren den spitzen Vorbehalten des Dichters gegenüber der *new world order* des mit eiserner Faust befriedeten Imperiums. So ließ Ovid z. B. die „Behauptung, man lebe in einer goldenen Zeit, nur insofern gelten (ließ), als in ihr für Gold auch wirklich alles zu haben sei“ (v. Albrecht, *Geschichte der römischen Literatur* 1992: S. 518) und neckt in seiner Rolle als erotischer Lehrmeister hin und wieder die „Neurotiker“ der privilegierten Kaste als über den guten Ton hinaus vom Profit Besessene, die mit ihren Sesterzen dem „armen“ Liebedichter bei den Frauen unlautere Konkurrenz machten - eine leicht zu durchschauende Koketterie *pro domo sua*, dazu eingesetzt, um das Image des feinsinnigen Literaten gegenüber den groben „Geldsäcken“ auf Hochglanz zu polieren: „Doch sollen alles sie haben, es dien' ihnen Forum und Marsfeld, laß sie ihr Friedensgeschäft machen und blutigen Krieg, / nur daß die Raffer nicht drängen sich auch noch in unsere Liebe! Etwas und das ist genug, bleibe des Amen Besitz“ (*Amores* 3,8, 23ff). Nicht zu vergessen die von Wilfried Stroh zu Recht ins (schiefe) Licht gerückten „kühnen Anspielungen“ (XXIIIf) auf die Ehegesetzgebung des Augustus, wenn Ovid in 3,4 sogar den Stammvater MARS zum Ehebrecher im Sinne der geltenden Gesetze stilisiert: Und „es fehlte nicht viel, Ovid hätte frecherweise auch noch angedeutet, dass sich die Familie des Augustus, die *gens Julia*, von einem förmlichen Ehebruch der Göttin Venus, mit Anchises, herleitete (denn daran, dass der Tugendwächter Augustus selbst ein notorischer Ehebrecher war, dachten Ovids Leser schon von allein)“ (XXIV).

Ich bin natürlich weiterhin davon überzeugt, dass Ovid die besagten „Reformen“ des *Erhabenen* zu wenig ernst nahm, dass er - in Abwandlung eines Aperçus von Peter Sloterdijk<sup>13</sup> - weder seriös für die sogenannte augusteische Erneuerung war, noch seriös dagegen, er war *unseriös dagegen*, in einer Weise, die nicht „bösklimend“, sondern eher verspielt und amüsiert wirkt, „ohne moralistischen Schaum vom Mund, auch nicht schmallippig aburteilend, sondern mit einem mokanten Lächeln, hintersinnig, vorlaut und formvollendet taktlos“.<sup>14</sup> Aber der aus einer alten Ritterfamilie stammende Ovid konnte gar nicht anders, als sich trotzdem als integrales Mitglied dieser Gesellschaftsordnung zu fühlen und zu verhalten. Und als Produzent von Literatur, die den Geschmack der Elite(n) traf und bestärkte, war er, meine ich, mehr als das, er trug - ob er es wollte oder nicht - zur Erhaltung des Systems sein Scherflein bei, denn erst seine einzigartige Begabung für den musikalischen Vers und das narrative *Divertimento* erleichterte es der gelangweilten *leisure class*, ihre Privilegien zu genießen, aus seiner „ihm ganz eigenen galanten, feinflüsternden Diktion“ (Stroh, XL) stieg den übersättigten Damen und Herren der „elegische“ Weihrauch erotischer Erfüllung zu Kopfe und dämpfte die sie verfolgende *Ahnung* ihrer Schuld an den Unterdrückungsverhältnissen, die unter anderem auch in der sexuellen Ausbeutung derer bestand, die den „Genussmonopolisten“ zu Willen sein mussten. Und in dieser „Gesellschaft“ tummelt sich - auch als Nutznießer seines Erfolgs - unser Dichter, und wir dürfen ruhig annehmen, dass er darunter nicht gelitten hat, sondern erst, als ihn der Prinzeips am Schwarzen Meer aufs Trockene setzte.

So gesehen, erhärtet sich der schon öfter geäußerte Verdacht, „daß die Ächtung der Liebeskunst nur ein Vorwand und der eigentliche Grund für die Verbannung Ovids das andere der beiden ihm vorgeworfenen Vergehen war“ (N. Holzberg 1993: 329)<sup>15</sup>. Auch wenn die *Ars* für eine Zeitlang aus den öffentlichen Bibliotheken ver-

<sup>13</sup> „Zwischen der Mentalität der Generäle, die seriös dafür sind, und der Mentalität der Pazifisten, die seriös dagegen sind, errichten die Dadaisten eine von allen Skrupeln 'freie', bösklirrende dritte Position: unseriös dafür sein“ (*Kritik der zynischen Vernunft* II 1983, S. 715).

<sup>14</sup> Cf. Verf., *Klätlicher Lorbeer - Ovids Augustusverunglimpfungen in Apollo & Daphne* in: LATEINFORUM 30 (1996), S. 9.

<sup>15</sup> *Carmen et error* nennt Ovid selbst in *Tristia* 2, 207 die beiden „Stolpersteine“, ein literarisches Werk, die *Ars*, und eine unaussprechliche „Verfehlung“, um die sich vielfältige Mutmaßungen ranken, z. B. Ovid habe an einer Intrige gegen den von Augustus zum Nachfolger bestimmten Tiberius teil-

bannt wurde, die *Liebeskunst*, „das lose Büchlein“ (M. v. Albrecht), so meine auch ich, konnte einen Mann vom Kaliber des Octavianus nicht aus der Ruhe bringen, er hat es sich gewiss mit Interesse vorlesen lassen - und mit untrüglichen Instinkt womöglich erkannt, dass der *bestseller* ein idealer Vorwand war und sein Verfasser - sieben Jahre nach der Veröffentlichung der *Ars* am Höhepunkt des Erfolgs - die Idealbesetzung, um ein Exempel zu statuieren. Der Schlag gegen den Ersten Entertainer des Regimes sollte zu einem flurbereinigenden Rundumschlag werden! Die Staatsmacht griff ein, nicht weil „unsittlicher“ Sprengstoff zu entschärfen war, sondern um zwischendurch ihre Muskeln spielen zu lassen, sei es um von Brisanterem abzulenken (z.B. von Palastintrigen oder dem „sittenlosen“, sprich politisch eigenwilligen Treiben von Julia, der im selben Jahr wie Ovid verbannten Enkelin des Prinzeps), oder um ernst zu nehmende Regimegegner an die Kandare zu nehmen. Und wie Ernst es den Herrschenden mit dieser Einschüchterungsstrategie war, sollte die Zukunft erweisen, in der es für den Verbannten trotz aller Bemühungen auch nach dem Tode des Augustus keine Gnade gab. Nasos Lebenskurve erinnert - darauf machte mich Kollege Josef Furtschegger aufmerksam - an die steile Karriere und den tiefen Sturz des Autors von „*Das Bildnis des Dorian Gray*“, Oscar Wilde (1854-1900), dessen glänzende Rhetorik und scharfsinnig-sarkastischen Bonmots, gepaart mit einem extravagantem Auftreten auf dem Parkett der Salons, die viktorianische high-society entzückten - aber auch nachhaltig schockierten, so dass sie, stellvertretend durch einen von Wilde privat provozierten Exponenten der Oberschicht, ihren literarischen Zerrspiegel bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zerbrachen, im wahrsten Sinn des Wortes: Zwei Jahre Gefängnis mit Zwangsarbeit nach dem verlorenen Prozess gegen den Vater seines achtzehn Jahre jüngeren Freundes Lord Alfred Douglas löschten den Star der damaligen Literaturszene einfach aus. „Er starb, während seine Bücher eingezogen, seine Theaterstücke verboten waren und nachdem er jahrelang seinen Lebensunterhalt von Freunden erbettelt hatte, unter falschem Namen in einem armseligen Pariser Hotel“ (Wolfgang Kraus im Vorwort zu: Oscar Wilde, *Extravagante Gedanken*, Diogenes Verlag 1988: S. 13). Wie der umjubelte Autor von *Lady Windermere* war auch der gefeierte Verfasser der *Amores* und der *Ars amatoria* nur ein Spielball der Herrschenden, oder modern und brutal ausgedrückt: ein „nützlicher Idiot“. Kaiserhof oder *upper classes* lassen sich von begnadeten Dichtern und geistreichen Salonlöwen zwar eine Zeitlang unterhalten, sogar necken, aber die gerade noch amüsierten Herrschaften entledigen sich ihrer Dienstboten fürs Kulturelle bei Bedarf sofort, denn im Grunde misstrauen sie ihren „Hofnarren“ und verzeihen nie, dass diese auf ihre Kosten zu scherzen wagten.

Auf der *literaturimmanenten* Ebene bahnt Ovids augenzwinkerndes Einverständnis mit dem Status quo nebenbei einen Weg aus der masochistischen Sackgasse, in die Properz und Tibull, zwei, die *serios* dagegen waren, die *Elegie* geführt hatten: Sie, die sich aus Protest gegen die in den *bella civilia* zutagegetretene Verkommenheit der um die Macht pokenden Cliques dem *negotium* verweigerten, um sich ostentativ ins *otium sine dignitate* zurückzuziehen, hatten ihre beschädigte Seele, unvermeidliches Echo des Schlachthauses der endlosen Bürgerkriege, in die Liebesdichtung eingeschleppt: Der von ihnen verdrängte Sadismus des Mordens und Raffens als römische Normalität kehrt als Masochismus in der „Liebe(s)dichtung“ wieder (cf. Tibull 2,3), die nicht zufällig mit dem „Leben im Felde“ (*militia amoris*) gleichgesetzt wird und im *servitium amoris*, dem inbrünstigen „Minnedienst“, als paradoxem Triumph des „Liebeskriegers“ gipfelt: „Wie ein niedriger Sklave ordnet sich der elegische Liebhaber, obwohl er sozial höher steht als seine dem *ordo* der Libertinen angehörige Geliebte, ihren Launen unter“ (N. Holzberg: S. 71). Ovids elegisches „Ich“ redet zwar auch von Kampf, Unterwerfung und Liebe bis in den Tod, aber seine Unterwerfung unter „Corinna“ ist eine Hommage an ihre Reize, Genuss ohne Reue; seine Liebe bis in den Tod beschwört nicht wie CATULL ein *foedus aeternum*, sondern, wie *Amores* 2,10 zeigt,

genommen. Der Dichter schwächt sein Vergehn zwar als Fahrlässigkeit ab als „Irrtum“ (*error*), hütet sich aber in seinen Publikationen aus der Verbannung den Kaiser mit Details der (höchst peinlichen?) Angelegenheit zu reizen. Deshalb tappen auch wir heute wohl für immer im Dunkeln.

den „Koitus als Exitus“ (Holzberg, S. 73), Ovid schwelgt geradezu in der Vorstellung, „in der Bewegung der Venus zu vergehen, / wenn ich einmal sterbe, und mitten im Akt zu erschlaffen; / und es sage dann einer mit Tränen bei meiner Bestattung: / Das war ein Tod, der deinem Leben entsprochen hat.“ (Übersetzung Stroh: XXI).

Solch robuste Nonchalance nennt die „Liebe“ beim Namen und „humanisiert“ - so N. Holzberg - den Kampfplatz der Geschlechter: Ovid beschönigt, besänftigt, versöhnt und verzeiht (auch sich selbst), er nimmt einfühlsam das Tempo aus der emotionalen Selbstbeschleunigung im Liebesduell, und empfiehlt als betrogener Betrüger den Selbstbetrug als *ultima ratio* (cf. *Amores* 3,14) - moralisch höchst bedenklich, ästhetisch gänzlich wohlgeraten, eben diesseits von Gut und Böse (cf. Schmidt-Berger: S. 97): „Ich will die 'Wahrheit' gar nicht wissen, behalt sie für dich“, sagt der ovidische Elegiker zu seiner Buhlschaft, „betrüge mich, wenn dir der Sinn danach steht, nur, bitte bitte, sprich mir nicht davon, denn ich will dich auch weiterhin lieben, ohne mich zu verachten, auch wenn ich dich ein klein wenig hassen muss: „Bald faßt mich Liebe, bald Haß - vergebens, ich muß dich doch lieben/ bald möcht ich mir - doch mit dir - wünschen, ich wäre schon tot“ (3,14,39f). Nicht innere Zerrissenheit ist das Thema, vielmehr treibt Ovid ein Spiel mit dem seinen Lesern wohlbekannten Distichon CATULLs (c. 85: „Oh ich hasse und liebe! Weshalb ich es tue, du fragst wohl. / Weiß nicht! Doch daß es geschieht, fühl ich - unendlich gequält“ - Übersetzung: O. Weinreich): Wie unsensibel von Catull, bedeutet Nasos Anspielung seinen LeserInnen, die lebensechten Zuckungen seiner Hass-Liebe zu Lesbia zu veröffentlichen. Wie „uncool“ vom Verliebten aus der Provinz, seine *domina* auch noch auf einen ewigen Bund der Liebe einschwören zu wollen (c.109), und unverzeihlich, sie zu guter Letzt als nymphomane Nutte zu beschimpfen<sup>16</sup>, eine Wortverbindung, die dem entspannten Experten der *Amores* nie über die Lippen kommen könnte. Klarer Sieg der Ästhetik der Obersten Zehntausend über die Moral, wie immer, so scheint es, und „wir unten“ dürfen uns - im Banne unseres Über-Ichs - bescheiden: „und so sind denn, sagt Goethe, die Tugenden nur für den geringen Stand“ (cf. Kofler: S. 133). Dazu noch einige Details. Beginnen wir mit den *Amores*.



Ton und Gehalt der „Amouren“ lassen sich kaum einprägsamer aufheben als in W. Strohs Formel vom „Festival der guten Laune“. Zusammen mit der *Liebeskunst* setzen sie der ELEGIE in Rom insofern ein Ende, als sie dem Genre den konstitutiven Ernst eines Properz oder Tibull für immer ausgetrieben haben werden, indem Ovid deren rigorose Liebesethik zur Manier herunterspielt, wie in jugendlichem Übermut, aber mit der Bravour des die literarischen Untergriffe schon nach Belieben beherrschenden Meisters seines Fachs. Es spricht nunmehr „der moderne Römer, mit viel Witz und Sinnlichkeit, ohne übermäßige Emotion, die meist durch Ironie temperiert war - bei allem Unmut über die Liebesknechtschaft insgesamt doch ein Festival der guten Laune“ (XXXI). Dies ist natürlich aus der Perspektive des Mannes gesprochen, des wahren Nutznießers der sogenannten „freien Liebe“ in allen patriarchalen Gesellschaften bis zum heutigen Tag, trotz Pille und „sexueller Revolution“, Ovid portraitiert Empfinden und Empfindlichkeit des *jungen* Mannes, „dem es in der Liebe vor allem auf den Genuss ankommt, nicht nur auf den kud sinnlichen, sondern vor allem auch den, der im Liebesspiel besteht und zu dem - *variatio delectat* - gerade auch vorübergehende Schmerzen gehören können“ (XXXI). Denn im Unterschied zum pathetischen Properz, dessen delikate Verliebtheit sich auch an der Kälte seiner launischen oder gar gleichgültigen *domina* zu wärmen trachtete, erlebt der gewitzte *lusor* bei Ovid das *servitium amoris* nicht als die Lust an einer Last, sondern genießt die weiblichen Reize, die ihn „versklaven“, er genießt es, „spielend“ leicht verführbar zu sein, und nimmt - quasi wie ein zünftiger Epikureer kalkulierend - für diesen Großen Genuss auch kollaterale Unlust in Kauf. „Mit solcher Veränderung hängt es zusammen, daß der Wortschatz dieser Elegien (...) sehr viel weniger Ausdrücke des Emotionalen enthält als der des Properz oder Tibull“ (Döpp: S. 70). Empfänglich für das, was ihm frommt, und gleichermaßen resistent gegen das, was nervt, praktiziert der Berichter-

<sup>16</sup> Cf. Catull, c.58: „meine Lesbia“ saugt in Hinterhöfen an ihrer „illustren“ Kundschaft („nunc in quadriuis et angiportis/glubit magnanimi Romuli nepotes“) oder fickt (sit venia verbo!) Hundertschaften („trecentos“) in Grund und Boden: „omnium ilia rumpens“ (c.11).

statter der *Amores* das Motto von W. H. Auden, das sinngemäß lautet: Wenn du eine schöne Gestalt siehst, jage ihr nach und umarme sie, im Grabe gibt es kein Geschlechtsleben! Ergo lautet die „Bitte an den bogenbewaffneten Cupido: „fige, puer, positus nudus tibi praebeor armis; - „Triff mich, Knabe! Waffenlos und nackt bin ich dir ausgesetzt“ (2,9b,35f. - Übersetzung Strohs), denn „das Mädchen ist doch ein gar zu süßes Übel“ (Übersetzung Stroh, V. 25 derselben Elegie) bzw. in Marnitz' Übertragung: „so süß bleibt mir doch, selbst als ein Übel, das Weib“; ein Oxymoron, das Mädchen bzw. „Weiber“ zu legitimem Protest reizen wird.

Apropos Frauen: „Dem weiblichen Partner“ - konstatiert Walter Marg im *Nachwort* der Tusculumausgabe, und wir lassen den Terminus „Partner“ hier provisorisch gelten - „wird nie das Wort erteilt“ (S. 170). Ja, oft wird es (wie z. B. in 3,2) geradezu vermieden, dass die (unter dem Kollektivsingular „Corinna“) versammelten Mätressen sich verbal äußern, ihre Domäne ist nicht von ungefähr die *Körpersprache*, d. h. Gesten und Gesichtsausdruck kommen ins Bild, wenn der Autor die Frau(en) kommunizieren lassen will.<sup>17</sup>

Nur an *einer* Stelle, und erst im 3. Buch, fällt „Corinna“ aus ihrer stummen Rolle. Nach den fast achtzig Versen, in denen der rekordverdächtige *miles amorusus*<sup>18</sup> seine momentane *impotentia coeundi* beklagt, die erst recht zu spritzigen Wortspielen inspiriert<sup>19</sup>, verliert sie - endlich - die Geduld: „Willst du mich foppen, ruff sie, 'du kläglicher Schwächling, wer hieß dich, / wenn du nicht magst, hier bei mir strecken die Glieder zur Ruh? / Hat eine Zauberin dich verwünscht mit durchstochener Wolle, / oder kommst du gar müd von einer anderen Frau?“, (3, 7, 77ff). Die aus den Fugen geratene Geschlechterordnung wird zwar sofort wieder zurechtgerückt, wenn der Erzähler sich nach diesem Rüffel die Genugtuung verschafft, dass seine „Partnerin“ ihm taktvoll eine „Blamage“ vor dem Personal erspart - „Und daß die Mägde nicht merkten, daß nichts ihr geschehn - diese Schande / hat sie, sich tummelnd im Bad, sorglich vor ihnen vertuscht“ -, aber Ovid kann es sich offenbar leisten, *nicht* zu verschweigen, was nicht sein darf, und laut wird der Verdacht, dass auch schwache Stunden der guten Laune des starken Geschlechts nichts anhaben können, im Gegenteil. Denn unmittelbar nach dieser innerhalb der *Amores* - wie gesagt - sensationellen Wortmeldung der Frau, schwelgt der Zurechtgewiesene schon wieder - unverbesserlich - in seiner Sicht der „Dinge“, die eine anatomische ist: „Gleich darauf hüpfst sie hinunter, umflattert vom fliegenden Hemdchen; / niedlich sah's aus, wie sie nackt streckt' ihre Füßchen hervor“.

Dass die „Partnerinnen“ so ins Bild kommen und nicht anders, ergibt sich aus der gewählten Perspektive, der des männlichen Genusses, dem an weiblichen Wortspenden nichts zu liegen scheint. Ist daraus der (Kurz-?)Schluss zu ziehen, diese Einschränkung reduziere die Frau auf den Status eines (Lust-)Objekts? Haben die römischen Leserinnen daran Anstoß genommen und können Frauen heute ein Urteil wie das Walter Margs nachempfinden: „Die Erotik der *Amores* hat trotz einiger Grobheiten nichts Brutales, sondern, in ihren Grenzen, etwas Gesundes, dazu etwas Zartes, Mitfühlendes, Galantes. Das allzu männliche Triumphgeheul von 2,12 z.B. ist als solches kenntlich gemacht und ironisiert“ (171)?

Was geschieht in 2,12? „Triumph aus eigener Kraft“ betitelt Marnitz das Gedicht, in dem Corinna soeben von einer jublierenden Personalunion aus einfachem Soldat (der Kavallerie und Infanterie) und Feldherrn (13f) „genommen“ worden ist, nämlich dem Liebhaber und Ich-Erzähler. Im Unterschied zu den Friedenschalmeien des *carmen* 2,18, in dem der Elegiker Ovid seinen Freund, den Epiker Macer, zum Lagerwechsel aus dem Schlachten- ins Liebesge-

<sup>17</sup> Selbst oder gerade die Abtreibung, die Corinna ohne Wissen ihres Galans vorzunehmen wagt, wird total männlich anvisiert: Der sich „leichtsinnig“ der Frucht ihres Leibes Entledigenden werden, nachdem sie das Schlimmste überstanden hat (2,13), vom *dominus* martialisch die Leviten gelesen (2,14): „Jene, die erstmals es wagte, den zarten Keim zu vernichten - / sie war es wert, daß sie selbst in diesem Kriegsdienste fiel“ (5f) - wobei Widerrede der Frau nicht einmal als Möglichkeit in Betracht kommt. Und dieser für die *Amores* untypischen Selbstgerechtigkeit des Männerparts fehlen ganz und gar die ironischen Anführungszeichen. Aber womöglich ist Ironie tatsächlich fehl am Platz, wo es um das LEBEN (in Großbuchstaben) geht, an dem alle, wenn sie es einmal kennengelernt haben, so hängen, dass es gerechterweise niemandem vorenthalten werden sollte.

<sup>18</sup> „Ja, ich weiß noch genau, als Corinna von mir es gefordert, / hab ich, war knapp auch die Nacht, neunmal sogar es geschafft“ (3,7,25f).

<sup>19</sup> Z.B. „Haec mihi contigerat, sed vir non contigit illi“ - „Solch eine Frau fiel mir zu - doch fiel ihr leider kein Mann zu!“ (3,7,43).

tümmel überreden will, wird in 2,12 die von der Gattung vorgegebene „Sublimierung“ des militärischen Zweikampfs zum unblutigen „Liebessport“ (*militia amoris*) - sanguine praeda caret (6), sine caede (27) - von eben der Metaphorik unterlaufen, die gerade die Liebe zur Antithese des Blutvergießens stilisieren sollte, mit dem hier aber aus der sicheren Deckung des Schlafzimmers unterschwellig heftig kokettiert wird: „Niedrig war'n nimmer die Mauern, kein schmaler Graben die Festung / schützte - mein Feldherrtalent brachte das Mädchen zu Fall“ (7f), resümiert der elegische Stratege in der etwas holprigen deutschen Wiedergabe (des Enjambements).

Und zu einem *bellum iustum* gehört auch ein Kriegsgrund, der nicht originell sein muss. Nominell ist es Amor (cf. Schlusstdistichon), der dem Elegiker den Marschbefehl gab, aber die Schuld wird, nicht überraschend, aber perfid, den Frauen zugeschant, indem Ovid abrupt und vielleicht unbewusst die Ebene wechselt: „Wäre Helenas Raub nicht gewesen / Asien hätte keinen Krieg, Frieden Europa gesehn“ (17f) - Die drei Frauen aus dem Mythos, neben Helena, Hippodameia und Lavinia (cf. Tripelanapher „Femina“ (19/21/23), und die junge Kuh - *iuvencula* kann übrigens auch „Mädchen“ bedeuten -, die „spomend“ zuschaut, nachdem sie die rivalisierenden Stiere aufeinander gehetzt hatte, vermitteln den Eindruck, dass Kriege zwischen Völkern deshalb ausbrechen, weil es der Frau gelingt, ihre Freier total zu mobilisieren. Intendierte Botschaft: Der Krieg ist der Vater aller Dinge, aber die Mutter der Kriege ist die Frau, und zumindest ein Mann (samt Gefolge) bleibt dabei auf der Strecke. - Zuvor ging es im Gedicht aber darum, dass eine Frau „erobert“ worden ist, *ohne dass* von einem Nebenbuhler die Rede war. „Krieg“ herrscht in der „Liebe“ zwischen Mann und Frau, sie hat ihn in ihrer „Zwangsrolle“ als begehrttes Objekt ausgelöst und wurde *dafür* „besiegt“. Botschaft des elegischen Unterbewusstes: Die Frau macht sich als Auslöser des männlichen Begehrens „schuldig“ und muss dafür „büßen“. Eine gar hübsche Variante des hässlichen Liedes vom vergewaltigenden Mann, der die Frau *dafür* verantwortlich macht, die „Verwechslung“ von *Ursache* (causa) und *Schuld* als kaum wahrnehmbarer Misston zwischen den so harmonischen Versen des (*tenerorum*?) *lutor amorum*.

Unüberhörbar scheinen jedoch - möchte man meinen - die Dissonanzen in 1,7. Als „Traurige Heldentat“ nimmt von Marnitz' Überschrift den darin thematisierten Sachverhalt der mittel-schweren Körperverletzung - „ich riß von der Stim ihr die Haare, / und mit den Nägeln ich fuhr roh ihr ins zarte Gesicht“ (49f) - so leicht, wie Ovids Tonfall es dem Leser nahelegt. Brutalität *kann* hier gar nicht im Spiel sein. Für seinen von der Wahl der Waffen her „weiblich“ wirkenden Übergriff, leistet der *amans-amens* ausgiebig Abbitte, als fühlte er sich schuldig, *als ob* er ehrlich zerknirscht wäre über den brachialen Kontrollverlust, dessen Auslöser im Dunkeln bleibt. Dem hyperbolischen Amputationswunsch: „Wäm mir zuvor doch, ich wünschte die Arme den Schultern entfallen“ (23) - folgen mythologisch überbaute Selbstbezeichnungen und ungeschönte Beschreibungen der durch seine Schuld völlig verstörten, wie üblich stummen, dann haltlos weinenden (56f) „Geliebten“, bis hin zu dem sicher nur gut *gemeinten* Appell, es ihm mit Gleichem zu vergelten: „Auf aber, zaudere nicht - es mindert Rache die Schmerzen - / gehe gegen mich, mein Gesicht DU mit den Nägeln nun los!“ (62f).

Wenig später, im Schlusstdistichon - „Und dass wenigstens nicht meiner Untat traurige Spuren / bleiben - nimm's wieder auf, brings hübsch in Ordnung, dein Haar!“ -, entweicht das aufgeblasene Pathos in anzüglicher Nonchalance, die Inszenierung von Reue und Leid erweist sich als bloßes „Vorspiel“, ähnlich wie im Finale des gerade erwähnten 3, 7, wo der Blick des Lesers vom impotenten *corpus delicti* - der fleischgewordenen Lustlosigkeit - sich gleich wieder begehrtlich an den Körper des Mädchens heftet.

Was dachten (und denken sich) Leserinnen nach dieser saloppen Krönung einer „traurigen Heldentat“? Ist das „zart“ oder „mitfühlend“ oder auch nur „galant“, oder zählt das zu den „Gewagtheiten“, die nach Walter Marg aber die Ausnahme sein sollen? Hätte Ovid diesen „Ausrutscher“ auch dann veröffentlicht, wenn das in seinen Kreisen Anstoß erregt hätte? Beschrieb er in Wirklichkeit augenzwinkernd die allen männlichen Adressaten mehr oder weniger selbstverständ-

liche Gewaltbereitschaft einer mit körperlicher Züchtigung sozialisierten *jeunesse dorée*? Mit der Pikanterie, eine *Straftat* - „Schlug ich der römischen Bürger Geringsten, schwer müßte ich büßen, /soll bei der Liebsten für mich gelten ein günstiger Recht? (29f) - zum „Kavaliersdelikt“ zu behübschen, das unverdaulich Rohe hinter den feinen Manieren im Handumdrehen am ästhetischen Grill genießbar zu machen. Damit nicht genug: Aus dem scheinbaren *mea culpa* wird zudem noch Kapital geschlagen für die eigene Befindlichkeit als erotischer Jäger und Sammler, dessen durch die Routine der Abläufe stets gefährdetem Begehren wieder auf die Sprünge geholfen wird, was Christoph Zanon in seiner Betrachtung dieser Elegie im LATEINFORUM 20 (1993) mit Empathie, wie ich glaube, auf den Punkt gebracht hat: „...in der Mitte steht der schöne Körper (sc. des Mädchens)... Ihr (Hervorhebung R.S) Schmerz ist wirklich, erregt unser Mitleid, und mehr noch erregt uns ihre im Schmerz noch schönere, noch begehrenswertere Gestalt“ (S. 40). Die Demütigung der Mätresse also „nur“ ein anderes Mittel zum immer gleichen Zweck? „...was sie an Tränen vergoß, war ja mein eigenes Blut“ (59), so Ovid, soll heißen, Corinnas Tränen bahnen sich ihren Weg durch die Kratzspuren, die der rabiate Liebhaber ihrem Gesicht zugefügt hat, und die sich für ihn nur graduell von den Zeichen unterscheiden, die er aus „Liebe“ am Körper einer Frau zu hinterlassen pflegt: „Zeigten die Lippen doch lieber von Küssen bläuliche Male, /oder es zierten des Zahns zärtliche Spuren den Hals!“ (41f). Gewalt als Gipfel der Zärtlichkeit, Zärtlichkeit als Nachbeben von Gewalt? Und „Täter“ und „Opfer“ bleiben klar unterschieden und halten doch zwanglos zusammen, wie die Klassengesellschaft zwischen Palatin und Subura? Ja, vor unseren (vielleicht erstaunten) Augen leuchtet sich der Raum einer Erotik, in der das Recht des Stärkeren gilt, zumal die Objekte des Begehrens und der Gewalt „nur“ Freigelassene waren, Menschen zweiter Klasse, die aus ihrer Vergangenheit als Sklavinnen den die römische Zwischenmenschlichkeit prägenden Sadomasochismus gleichsam mit der Muttermilch aufgesogen hatten, ein Vorrecht übrigens, das wohl auch den Sempronias und Messalinas der römischen Oberschicht nicht fremd war, in ihren Verhältnissen mit subalternen Männern.



Wilfried Strohs *Einführung* entnehme ich, dass „*Amores* und *Epistulae* zwei als komplementär gedachte Werke (waren)“ (XXXI). Dazu genügt es, sich die Besetzung der Sprecherrolle und die Atmosphäre der beiden Werke zu vergegenwärtigen. Über die *Amores* ist schon einiges gesagt worden, die *Epistulae*, auch *Heroides* genannt, weil ihre Protagonistinnen unglücklich liebende Frauen verschiedenen Alters und Schicksals sind, „dürften“ - so W. Stroh - „zumindest was die psychologische Einfühlungskraft in die so individuell konzipierten Heldinnen angeht, (...) als das schönste, ohne Einschränkung jedenfalls als das rührendste Werk Ovids gelten“ (XXXI).

Ein überraschendes Attribut für ein ovidisches Produkt in seiner Ganzheit, „rührend“, an das sich einige Fragen anschließen: Wird uns die Lektüre der Botschaften der fünfzehn von ihren Geliebten enttäuschten Frauen rühren, eventuell sogar zu Tränen?<sup>20</sup> Oder ist vielmehr die Art und Weise rührend, wie es einem (römischen) Mann gelingt, was niemand von ihm erwartet, nicht einmal die Frauen, dass er sich nämlich in die (zarte) Haut der Frau versetzt, die diese in den *Amores* noch primär als Ware zu Markte getragen hatte? Ist es - schon wieder - der *Zauber* der ovidischen Einbildungskraft, mit der er sich über die durchschnittliche männliche Kenntnis von den Bedürfnissen der Frau weit hinausschwingt, die den *Heroides* ihre Sonderstellung verleiht?

<sup>20</sup> Genaugenommen hadern nur vierzehn mit diesem Schicksal, denn PHÄDRA „versucht nämlich nicht, ein früheres Verhältnis zu erneuern, sondern trägt sich aus freien Stücken mit aller Gerissenheit und Lüsterheit einer reiferen, spät und zum ersten Mal verliebten Frau ihrem eigenen Stiefsohn, dem frauenscheuen Sportsmann Hippolytus, an“ (Stroh: XXVIII). Und singular ist auch Sappho als Briefschreiberin, da hier eine historische Frau spricht, noch dazu mit einer sonst in den *Heroides* nicht anzutreffenden „Laszivität und Schamlosigkeit“ (Stroh: XXXI).

Ich glaube, Naso nahm sich einfach mehr Zeit für den Umgang mit Frauen, als seine prosaischen Geschlechtsgeossen, und hatte noch mehr Zeit und Talent, um diese Erlebnisse *ansprechend* zu verdichten und durch Phantasie(n) anzureichern. Aber welches Bild von „der“ Frau entsteht in diesem literarischen Geschlechtertausch? Was ist gemeint, wenn Kommentatoren die „psychologische Einfühlungskraft“ unseres Dichters rühmen?

Ich greife auf eine explizite Äußerung Ovids zum „ewig Weiblichen“ voraus, die nach den Heroidenbriefen veröffentlicht wurde: „In der *Ars* sagt er ausdrücklich, dass die Liebe der Frauen sinnlich leidenschaftlicher (1,281 ff.)<sup>21</sup>, vor allem aber, dass sie – zu Unrecht hat man hier neuerdings Ironie sehen wollen – treuer und beständiger sei (3,29 ff.): *femina nec flammis nec saevos discutit arcus/parcius haec video tela nocere viris./saepe viri fallunt, tenerae non saepe puellae/paucaque, si quaeras, crimina fraudis habent./* „Nicht schüttelt die Frau so leicht die Flammen und wilden Pfeile des Bogens ab; /nur mäßiger schaden, wie ich sehe, diese Geschosse den Männern/ Oft trügen die Männer, nicht oft die zarten Mädchen/ und, wenn du nachfragst, selten trifft sie der Vorwurf des Betrugs“ (Stroh: XXVI). Die Frau hält - aus welchen Gründen immer - Dingen, Bindungen und Erinnerungen länger die Treue als der Mann, der das weiblich ausnützt, die Frau im Lauf ihrer Unterdrückungsgeschichte zur Sicherheit auch noch ausdrücklich darauf eingeschworen hat und sich zugleich davon freispricht, freisprechen *kann*, weil sein Anhänglichkeitsbedürfnis rudimentär, jedenfalls weniger stark ausgeprägt ist oder ihm dafür mehr kulturell oder sozial anerkannte Kompensationsmechanismen zur Verfügung stehen. Wie auch immer: Hier scheint zumindest tendenziell ein Wesensunterschied vorzuliegen - ganz offensichtlich zum Nachteil für Hypsipyle und Deinaira, Ariadne und Oenone, Dido, Penelope und Leidesgenossinnen, die ihre je eigene und unverwechselbare Frustration zu Papyrus bringen müssen, lange Selbstgespräche, um den Abwesenden zu beschwören, ohne sich Illusionen zu machen, verzweifelt, verstört, hasserfüllt (z.B. Medea, und das Mitgefühl für Jason hält sich beim Leser in Grenzen), resigniert oder voll Selbstmitleid, oder von hysterischer Begehrlichkeit gequält, wie Laodamia, - „sie hat sogar eine Wachspuppe in Gestalt ihres Protesilaus im Bett“ (Stroh:XXX); bei Canace, die von ihrem Bruder ein Kind bekommen hat, ist „Liebe“ nur mehr als für immer abgewürgte das Thema. Ein langer *boulevard of broken dreams*, die Monotonie des Verlassenwerdens, des Scheiterns und des Versickerns des Vertrauens, der tränenstauenden Vergeblichkeit. „Rührt“ *es* sich im männlichen Interpretieren vielleicht auch deshalb, weil ihm dank des geballten seelischen Elends wenigstens eine Ahnung eigener Schuld an den schlechten (patriarchalischen) Verhältnissen von heute aufblitzt, die er jedoch sofort abwehrt, indem er „die großen liebenden Frauen des Altertums“ ästhetisch auf Distanz bringt, sie auf dem Kothurn des „Erhabenen“ abstellt, auf dem sie mit einer Leidenschaftlichkeit zu Wort (kommen), die keinen Vergleich selbst mit der griechischen Tragödie, der Ovid seine Stoffe vielfach verdankt, zu scheuen brauchte (Stroh: XXXI)?

Es stellt sich für mich vor allem die Frage, ob weibliche Interpretinnen heutzutage davon ähnlich „gerührt“ sind und ob die Rezeption dieses Leidens am Frau-Sein nicht auch für die römischen Leserinnen eher mühsam war. Es sei denn, diese suchten sich dann und wann einen Brief aus, „je nach Stimmung oder Temperament“, gleichsam als homöopathischen Trost, um sich psychodramatisch abzureagieren: Es war ihnen z.B. gerade wie Medea vor dem Kindermord zumute oder sie wollten ihre Ausdauer an Penelope schulen (cf. Giebel: 25), oder sie übten, alles auf ihre Überredungsgabe zu setzen, wie die schöne und stolze (versklavte) Briseis, die ihren Achill, der in seinem Groll auf die Griechen ohne sie abzureisen gedenkt, mit behutsamem Kalkül oder jäh ausbrechender Selbsterniedrigung, aber um jeden Preis, dazu bewegen will, sie nicht zu verlassen. - Übrigens: Dass so viel scheinbare Selbstverleugnung sich für die Frau -

<sup>21</sup> „Zügellose Geilheit“ ex negativo unterstelle Ovid der Frau, meint eine Frau, wenn er behauptet: „parcius in nobis nec tam furiosa libido;/ legitimum finem flamma virilis habet“- „Ruhiger ist bei uns (sc. Männern) und nicht so wild die Begierde, /ihr legitimes Ziel sucht sich männliche Glut“ (*Ars* 1,281f.). Soll heißen: „Die männliche Geilheit hat eine von der Natur gesetzte Grenze“. Wir stellen beiläufig fest: Einerseits das apollinisch Gebändigte des: „die Liebe (ist) sinnlich leidenschaftlicher“ oder des „ihr legitimes Ziel sucht sich männliche Glut“, bei W. Stroh bzw. v. Marnitz, und so etwas wie der Einbruch dionysischer Derbheit in die geschlechtsneutrale Philologenklause: „Zügellose Geilheit“! bei Julia Wildberger: *Ovids Schule der „elegischen“ Liebe*, 1998.

erreicht sie damit *ihr* Ziel - dann mehr als bezahlt machen könnte, dafür gibt das von TEIRESIAS ausgeplauderte „Geheimnis“ der weiblichen Überlegenheit im erotischen (Selbst-)Genuss den entscheidenden Wink, den man(n) leicht übersieht: In eine Frau verwandelt, „die eine berühmte Hure wurde“, war Teiresias aufgrund dieser Erfahrung nach seiner Rückversetzung ins männliche Geschlecht zum Schiedsrichter in der Meinungsverschiedenheit zwischen Zeus und Hera berufen, die darüber stritten, welches Geschlecht aus der Liebesverbindung mehr Freude zu gewinnen vermöge. Teiresias wurde erst zum „Seher“ par excellence, nachdem er von Hera im (weiblichen) Affekt geblendet worden war, aus Zorn über seine Antwort, die ein „triumphierendes Grinsen“ ihres Gatten auslöste: „Wenn die Teile der Liebesfreude als zehn gezählt werden können, so erhält die Frau dreimal drei, während dem Mann nur eins zukommt“, (cf. Ranke-Graves, *Griechische Mythologie*: § 105h).



Aber vielleicht sollte man den „dunklen“ *Heroides* die helle *Ars* gegenüberstellen, deren drittes Buch ja ausdrücklich so tut, als vertrete ein Mann die Interessen der Frauen. Nachdem Naso in zwei Büchern die Männer so weit in ihrem Verhalten und ihrer Einfühlung gegenüber Frauen zu schulen hoffte, dass es letzteren schwer fallen sollte, seinen Adepten *nicht* in die Arme zu sinken, weist er nun die Frauen in die schwachen Punkte ihrer „Belagerer“ ein. Wie W. Stroh gehe ich davon aus, dass die *Ars* von den ersten Lesern für bare Münze genommen wurde, insofern, dass „niemand im Altertum auf die Idee gekommen (wäre), die heute, wie selbstverständlich, vorherrscht; dass die *Ars* als natürlich nicht ernst gemeint, als bloße, wie man gern sagt, Parodie eines Lehrgedichts zu verstehen sei“ (XLV). Die Primärleser schauten in den blank geputzten Spiegel ihrer erotischen Verfasstheit als Mieter von Mätressen oder als mehr oder weniger freie Frauen, die auf dem Markt der Männer ihren Umsatz steigern wollten. An sie, die Nicht-Verliebten, wendet sich seine „Liebes“-Lehre, wie Ovid selbst andeutet, an den/die SimulantIn und SchauspielerIn der Liebe, der/die, „die Liebe selber möglichst meidend, beim Partner Liebe zu erwecken versucht“ (XXXVII), denn „letztes Vorbild für den erfolgreichen Liebhaber - so Stroh (XXXIX) - ist ... Proteus, der Schauspielergott schlechthin (1,761)“. Und einige der Anweisungen zum „Gebrauch“ der Männer machen W. Stroh ein klein wenig Sorge: „Als ein besonders uneigenütziger, ja geradezu männermörder (V. 672!) Rat erscheint überraschenderweise der, dass die Frau Liebe vortäuschen soll (667-682). Was Ovid den Männern also eigentlich nur für den Anfang des Verhältnisses empfohlen hatte, gilt hier durchweg. Überhaupt durchzieht das Prinzip der Simulation des dritte Buch in stärkerem Maß als die beiden ersten, wo es ja später zurücktrat: von der Körperpflege (101 ff), die, wie es fast ausdrücklich heißt, eine nicht vorhandene Schönheit vortäuscht (251 ff), bis zum gespielten Orgasmus (797-804), dessen ausführliche Behandlung fast den Schluss des Werks ausmacht!“ (XLIV). Die männlichen Partner in diesem Duell um die Lustprämie waren jedenfalls gewarnt. Zwischen den Geschlechtern war alles zugelassen, nur raffiniert und „von Welt“ sollte es sein, und mit einem Lächeln dahinter oder post festum. Es kann in diesem Zusammenhang auch von „Partnerschaft“ gesprochen werden, wenn damit gemeint sein soll, dass zwei Akteure im Interesse des „Bühnenspiels“ aufeinander eingehen und ihr Zusammensein diesem Zwecke dient. Aber es ist eine Partnerschaft in der Simulation, eine simulierte Partnerschaft, eine „Rolle“ auf Zeit, die nichts mit der sozial festgeschriebenen Funktion der Frau in Rom oder mit Partnerschaft in der heutigen Bedeutung zu tun hat: Neben den klassischen Rollen, in die das Patriarchat die Frauen einzusperren trachtet, die der *matrona* (zur Reproduktion) und die der Kurtisane (zum Lustgewinn), „deute sich“ - so v. Albrecht - bei Ovid ein dritter Aspekt an: „Wiederholt fordert Ovid, daß der Genuß ein wechselseitiger sei, und äußert seinen Abscheu gegenüber erkaufter oder pflichtmäßig abgeleiteter oder einseitiger Liebe. So bleibt bei ihm bis in den intimsten Bereich die Freiheit und Menschenwürde der Frau als Partnerin des Mannes gewahrt“ (Nachwort: 223). In dasselbe Horn - wenn auch mezzoforte - stößt Wilfried Stroh, wenn er für das zweite Buch der *Ars* - mit Rückendeckung von Frau Julia Wildbergers Untersuchung *Ovids Schule der 'elegischen Liebe'* (1998) - ein Abnehmen des „Moments der Täuschung“ reklamiert, allerdings nur graduell, wie er einräumt, denn der Mann ist zur Erhaltung der „Beute“ - *parta tueri* - weiterhin zu fintenreicher Ausstaffierung seines „Verliebtseins“ angehalten, trotzdem: „Das Verhältnis wird partnerschaftlicher, herzlicher“

(XXXIX). Vor allem dann, füge ich hinzu, wenn der Mann „um des schieren eigenen Genusses willen“ (XLI) den Höhepunkt *in actu* gemächlich und gemeinsam erreichen will. Hier ist „ein Höchstmaß an Rücksichtnahme und Partnerschaftlichkeit geboten. Wie weit“, jubelt Stroh (XLI), „sind wir entfernt von der am Anfang der Liebe noch gebotenen Gewalttätigkeit (1,669 ff)!“

„Um eine Feministin in Rage zu versetzen“ - so Norbert Bolz, Professor für Kommunikationstheorie am Institut für Kunst- und Designwissenschaften der Uni Essen -, „genügt es meist auf die phänomenologische Ununterscheidbarkeit einer Vergewaltigung von gewissen lustvollen Sexualakten hinzuweisen. Man erinnere sich nur an Jack Nicholson und Jessica Lange in *The postman always rings twice*. Es geht hier um die Amalgamierung von Sexualität und Aggressivität... Wie gesagt: ein gefährliches Terrain... (S. 28), das wir hiemit - aber nur kurz - auf den Spuren von *Naso Magister* betreten wollen: „Vim licet appelles: grata est ista puellis - Nerms schon Gewalt, doch Gewalt dieser Art haben gene die Mädchen“ (673). Und weiter: „Manche, die unverhofft von der Liebe Gewalt überfallen, /freut sich nachher, und Geschenk dünkt ihr doch schließlich der Raub. /Die aber unberührt wich, obschon sie bezwingbar gewesen /tut sie auch noch so erfreut, innerlich ist sie betrübt“ (675-78).

Als mythische Beglaubigung dieses vom Mann angeblich tief in die Frau projizierten weiblichen Wunsches, „genommen zu werden“, dient Prinzessin *Deidamia* (nicht: Diana), die zufällig zu den Mädchen gehört, unter denen Achilles in Mädchenkleidern von seiner Mutter versteckt wurde, um ihn - ohne Erfolg, wie wir wissen - dem trojanischen Gemetzel zu entziehen: „Da nun im gleichen Gemach auch des Königs Töchterlein weilt/ muß auf die Dauer wohl schon sie ihn erkennen als Mann“ (697f). Von Marnitz' Übersetzung weicht hier dem unverblühten *stuprum* (= „unehelicher Beischlaf“ oder „Vergewaltigung“) des Originals - „haec illum stupro comperit esse virum“ - aus in die Milde des „Erkennens“ biblischen Gedenkens. Treffend hingegen der kahle Lakonismus v. Albrechts: „Sie erfuhr durch seine Gewalttat, daß er ein Mann war“.

Und vielleicht weiß Michael v. Albrecht gar nicht, wie zutreffend auch der von ihm *nicht* intendierte Sinn seiner Darstellung von Ovids „Einfühlsamkeit“ mit den Frauen ist: „Neben Euripides und Plutarch ist Ovid wohl derjenige antike Schriftsteller, der für die Seele der Frau **das größte Verständnis aufgebracht hat**“ (Nachwort: 222. Hervorhebung R.S.). Suchte nämlich Frau einen entlarvenden Beleg für eine Aussage *weise*, die der frauenfreundlichen Aussage zum Trotz männliche Überheblichkeit verrät, würde sie hier fündig: Denn in der Formulierung gerät das dem Dichter zugeschriebene „Verständnis“ zu einem Gnadenakt, einer Anstrengung, die er für diese armen Seelen „aufbringt“. Im patriarchalen Klartext: Der Dichter hat ein Einsehen mit den im Grunde unverständlichen Eigenheiten der Frau, ihren unbehandelbaren Launen, diesem Dasein als notwendigem Übel, notwendig als Mittel zum freudespendenden Zweck: „so süß bleibt mir doch, selbst als ein Übel, das Weib“ (*Amores* 2,9,26). Und was die „Empfehlung einer gewissen Gewalt“ angeht, so wird sie von männlichen Interpreten eher halbherzig als „bedenklichst, vor allem vom heutigen Standpunkt aus“ eingestuft (Stroh: XXXVIII) oder als „Abbau der Hemmungen“ nicht beim Namen genannt oder relativiert: „es herrscht männlicher Egoismus, oft allerdings so unverhohlen, daß die Selbstironie unverkennbar ist“ (von Albrecht, Nachwort: 223). Gehen also männliche Leser wieder einmal der unwiderstehlichen Leichtigkeit der ovidischen Perspektivierung auf den Leim, wenn sie insgeheim doch glauben, dass „derjenige Glück in der Liebe hat, der ein 'assertive behaviour' an den Tag legt“ (Bolz: 28)? Oder hat diese (nicht erst von Feministinnen) tabuisierte „Amalgamierung von Sexualität und Aggressivität“ ein *fundamentum in utroque sexu*, und Mann und Frau unterscheiden sich nur darin, dass einer damit anfangen *muss*? - „...sie erfuhr durch seine Gewalttat, daß er ein Mann war. Er besiegte sie zwar mit Gewalt (so ziemt es sich zu glauben), aber sie wollte doch mit Gewalt besiegt werden. Oft sagte sie: „Bleib!“; als Achill schon enteilte; (...) Wo ist nun die Gewalt, von der die Rede war? Was hältst du mit schmeichelnder Stimme den Mann auf, der dich schändete, Deidamia? Nicht wahr: Man schämt sich zwar, bei gewissen Dingen selbst den Anfang zu machen, aber man erduldet sie gern, wenn ein anderer damit beginnt“ (Ars I, 698-706).



Aber da war doch noch was! *Sie* soll im wirklichen Leben vorkommen, manche schwören, sie am eigenen Leib verspürt zu haben, alle kennen sie vom Hörensagen oder aus Hollywood, ja, Bingo: Die Große Liebe, die Passion, wie sie im Buche steht, oft auch nur in Nachrufen und auf Grabsteinen, die Liebe als „Sakrament“, bis in den Tod, und sei es der Tod unbeteiligter

Dritter, wie im Falle der Leidenschaft des unseligen Götterliebings PARIS für HELENA, oder sei es ein vergleichsweise prosaischer Ertrinkungstod aus Liebe ZU HERO und aus Erschöpfung in den Fluten des Bosphorus (LEANDER). Die Rede ist von den „Doppelbriefen“, in denen Ovid sogar ein Liebesverhältnis konstruiert, das in der von Augustus' Sittengesetzen erwünschten Musterehe mündet: ACONTIUS schafft das aber nur dank eines miesen Advokatenricks, dem eine arglose CYDIPPE in die Falle geht, die noch gar nicht weiß, wie ihr geschieht: „Sie ist emotional, jedenfalls was das Erotische angeht, noch unbeteiligt (...) Für die Liebe hat dieses Kind noch gar keine Zeit und keinen Kopf gehabt“ (Stroh: LV). Also, genaugenommen, merke ich an, kein Beispiel für geglückte *Liebe*.

Bei seiner tour d'horizon durch diese sechs Briefe, denen er raunend das Prädikat „Ovids bis heute am wenigsten bekanntes und verstandenes Meisterwerk“ verleiht, macht W. Stroh auf zwei Passagen aufmerksam, in denen für sein Gefühl Ovid „bis an die Grenzen der Peinlichkeit“ geht: Im Brief 17 (nach der Zählung von v. Marnitz) praktiziert Leander, der außer bei hohem Seegang jede Nacht den Bosphorus durchschwimmt, „z.T. wiederum bis an die Grenzen der Peinlichkeit (aber doch nie völlig simulierend), das Prinzip der zur Erhaltung der Liebe bestimmten Rhetorik im zweiten Buch der *Ars* (299-314): *attonitum forma fac putet esse tua* (dort V. 296), *Lass sie glauben, du seiest verzückt von ihrer Schönheit!*, (LIV).

In der Tat hinterlassen die in einer Schlechtwetterphase als Zwangspause entstandenen Verse des kraulenden Erotomanen - „Auch im Schwimmen jetzt möcht ich der Liebsten gefallen, ich müh mich/ und weil du zusiehst dabei, schwing ich die Arme wie nie“ (95f) - den Eindruck pulsierender Hektik, als wollte der unter Strom stehende Verliebte den Liebesbeweis seiner täglichen Bosphorusdurchquerungen durch die verbalen Beteuerungen noch überbieten: „Oft läßt die Arme erschaffen der ständige Rhythmus des Schwimmens/ und ich ziehe sie nur mühsam durchs Wasser noch hin/ Wenn ich zu ihnen dann sage: Es wird eure Mühe sich lohnen/ um ihren Nacken ihr dürft legen der Liebsten euch bald!// gleich sind sie wieder frisch und strecken sich aus nach dem Lohne/ so wie beim Rennen das Pferd, läßt man ihm frei seinen Lauf/ So hüt ich selbst meine Liebe, von der ich glühe, und zu dir/ streb ich, mein Mädchen, die du mehr als der Himmel mir wert/ Ja des Himmels mir wert, doch bleibe noch hier auf der Erde/ oder sag, welcher Weg führt zu den Göttern auch mich“ (17, 161-70).

Peinlich? Eher unglaublich für unsere Ohren, aber nicht wir müssen überzeugt werden, sondern Hero, und sie schwingt sich in ihrer Antwort mühelos auf diesen Ton ein: „Soll ich noch sagen, wie oft ich küsse das Kleid, das du ablegst, / wenn durch den Hellesport wieder du nimmst deinen Weg“ (18, 31f); und lieber als eine Nacht lang nur „feucht“ von *dem* zu träumen, der nicht kommen kann - „...jetzt hat dein feuchter Arm schon meine Schulter umfaßt/ jetzt um die tiefenden Glieder ich leg dir den Mantel wie immer/ jetzt liegen Brust wir an Brust warm aneinander geschmiegt“ (60ff) - würde sie ihm lieber auf halbem Weg entgegenkommen: „Laß doch von hier und von dort inmitten des Wassers uns treffen/ und uns auf hoher See beide begegnen im Kuß“ (Vers 167f. auf S. 169 unserer Ausgabe, die, das sei hier nicht verschwiegen, leider keine Verszählung am Rande bietet, sondern nur eine summarische Angabe in der Kopfzeile: also z. B. S. 169: 18, 137-174, was die Ermittlung einer Verszahl in der Seitenmitte nicht gerade vereinfacht).<sup>22</sup>

Zugegeben, der überhitzte Gestus ist gewöhnungsbedürftig, „peinlich“ ist er - wie immer im Intimbereich - nur aus der Außenperspektive, hier des zwar geneigten, aber distanzierten Lesers Wilfried Stroh, der sich nicht in die Empathie mit den beiden Menschenkindern fallen lassen will; in der Innenperspektive bildet der rhetorische Überschwang des Briefpaares eben genau die „erwiderte Leidenschaft“ ab, in der Hero und Leander aufeinander eingestimmt sind, und hier *finden* falsche Töne keinen Platz. So einfach ist das.

<sup>22</sup> Aber halb so schlimm! Freuen wir uns lieber mit Ovid am Spiel der Worte, das er Hero mit der anwesenden Abwesenheit Leanders treiben lässt, wenn sie in den Versen 57f träumt, er sei bei ihr, mit einer Virtuosität, die auch durch die Übersetzung fast nichts verliert: „Forsitan INVITUS, mecum tamen, improbe dormis/ et, quamquam NON VIS IPSE VENIRE, VENIS. - Und dann schläfst du mit mir, vielleicht WIDER WILLEN, mein Böser, / und auch wenn du NICHT SELBST WILLST zu mir KOMMEN - DU KOMMST. - (...) O ich Ärmste! es ist ein kurzes, kein wahres Genießen; / denn zugleich mit dem Schlaf gehst du auch stets wieder fort“.

Dasselbe gilt für Helena und Paris (Brief 15/16 nach Marnitz), wie Stroh zutreffend anmerkt: „...er verspricht, bittet, schmeichelt, läßt unverhüllt und bis an die Grenzen der Peinlichkeit (zu Theseus in 16, 149-162!) sein sinnliches Begehren durchblicken (vgl. *ars* 1,610) und suggeriert vor allem das eine, was die Frau am liebsten hört: tu mihi sola places (sinngemäß). Damit bringt er in der Tat Helenas Tugend in Bedrängnis; ihre Antwort ist nicht kokett (wie man sonderbarerweise meist glaubt) im Sinne der Vorschriften des dritten Buchs der *Ars*, sondern spiegelt ihr zunehmendes Verfallen an den sie bedrängenden Liebhaber“ (LIV). So wird Helena dem unverfrorenen Werber, der ihr Tür an Tür im Palast zu Sparta, in Anwesenheit des Menelaos und als dessen Gast, gnadenlos den Hof machen wird, zu verstehen geben, dass es gerade und wohlgerichtet - eigentlich nur - seine „peinliche“ Direktheit ist, die sie „schwach“ machen könnte, denn über seinen charakterlichen und intellektuellen Zuschnitt macht sie sich keine Illusionen: „Wieviele Männer, glaubst du wohl, wünschen, was du jetzt für dich wünschst/ und sich bescheiden, hast du, Paris, denn Augen allein? / Du siehst nicht mehr als sie, nur gehst du frecher zu Werke, / du hast auch nicht mehr Herz, aber den größeren Mund“ (101ff; Hervorhebung R.S.).

An der von Stroh „inkriminierten“ Stelle (16, 149-162; nach v. Marnitz Brief 15) gibt Paris seiner Verwunderung darüber Ausdruck, dass der große Theseus, Helenas erster Entführer, diese bis auf ein paar Küsse unberührt ziehen lassen konnte, wie zumindest Helena in ihrem Brief behauptet (*reddidit intactam*, V33), ihm, Paris, „hät' man eher den Kopf getrennt vom blutigen Nacken, / als daß einer dich je riß von der Seite mir weg“ (153f), und: „Si reddenda fores, aliquid tamen ante tulissim/ nec Venus ex toto nostra fuisset iners, / vel mihi virginitas esset libata vel illud/ quod poterat salva virginitate rapti“ (157ff) - v. Marnitz' Übertragung hüllt den Vorgang antiquiert ins Dunkel einer zweideutigen Opferhandlung: „Entweder lag dann dein Kränzlein auf meinem Altar oder das doch, / was sich so wegnehmen ließ, ohne daß Schaden ihm ward“ - Deutlicher der Tusculum-Übersetzer: „Opfer müßtest du mir deine Jungfenschaft oder doch jenes, / was der Jungfenschaft unbeschadet sich raubt“. Was stellte sich Helena wohl unter der als zweitbestes „Opfer“ vorgetragenen Drohung vor? Was für Möglichkeiten *eröffneten* sich dafür am unbeschreiblichen Körper von Leda Tochter? Sie jedenfalls fühlte sich von der wenig blumigen Wortwahl „angesprochen“. Keine Anzeichen von Peinlichkeit. Und Stroh selbst verweist auf die Stelle in der *Ars amatoria* (I, 609f), in der Naso die Modalitäten der verbalen Annäherung des Mannes an die Frau unbestimmt lässt: „Zwar was du sagen jetzt sollst, in Regeln kann ich's nicht fassen, / wenn nur dein Wunsch dich belebt, fließt dir die Rede von selbst“ - eine gelungene Transponierung des imperativ-konzisen Originaltons: „*fac tantum cupias, sponte disertus eris*“ in eine gleichsam hormonell gesteuerte Bewegung von innen (...belebt) nach außen (fließt...)! Das *Begehren* (*cupido*) gibt die Worte ein, die der Rolle entsprechen, die auf dieser Bühne zu spielen ist: „*est agendus amans*“ (611) - alles andere wird euch dann gegeben werden: Die Vorspiele, die Akte, die Nachspiele und die unerwünschten Nebenwirkungen, die Wunden und Trostpflaster.



Die Rede ist natürlich (und abschließend) von den *Remedia amoris*, und dazu soll ein wenig ausgeholt werden: In der ganz unepikureischen, weil höchst ungelassenen Invektive des von Ovid sehr geschätzten LUCRETIUS CARUS (cf. *Amores* 1,15,23f), Lehrdichter wie er, gegen die Leidenschaft im sexuellen Verhältnis im 4. Buch von *De rerum natura* (Vers 1101-20) ist der Koitus nicht das „Konkretissimum des Erlebens“, als das ihn noch ein Max WEBER zu Beginn des letzten Jahrhunderts feierte<sup>23</sup>, sondern der bitter-süße Moment, in dem der Liebesanspruch „an der endlich gewährten Befriedigung (...) zerbricht“ (Bolz: S. 26f). Im Anschluss an das von Aristophanes im *Symposion* Erzählte könnte man sagen: Der Unmittelbarkeitswahn der ihre „bessere Hälfte“ suchenden Ex-Kugelmenschen kommt zu sich, sobald diese einander habhaft geworden sind, indem die „Vereinten“ nicht mehr wissen, was sie genau vom Anderen woll(t)en. Denn das ganze Drama der Liebe spielt sich auf dem Schauplatz des eigenen Unbewussten ab, wo der Verliebte das eigene, imaginär realisierte Ich liebt und das „Objekt“ erst dadurch begehrtenwert wird, dass es sich mit diesem Bild mischt: „Das ist der narzisstische Rahmen jeder Erotik. Eros kann diesen

<sup>23</sup> „Im Schema Webers ist Eros der Gegenspieler des kapitalistischen Geistes, (...) ist das inkommunikable Glück der erfüllten Sexualität die eigentliche antikapitalistische Macht“ (Bolz: S. 28).



Rahmen der imaginären Faszination nicht sprengen. Im Geschlechtsgenuss verhalte ich mich gerade nicht zum anderen als solchem. Sein Selbst könnte da nur störend dazwischenkommen“ (Bolz: 27). Was uns als geschlechtliche Wesen umtreibt, ist das Begehren nach Anerkennung des Begehrens, und dieser Zustand ist prekär und kann, wie schon Lukrez zeigt, in Gewalt umschlagen, in „rabies“ und „furo“ (1117), die in der Leere danach (*animal post coitum triste*) über die entblößten Enttäuschten kommen können. Unklar bleibt bei Lukrez, ob er beide Geschlechter in diesem Punkt für gleichermaßen anfällig hält, oder „nur“ eine männliche Empfindlichkeit verallgemeinert. Die ohne Ausflucht ineinander Verkeilten - so Lukrez weiter - trachten das Fantasma („*simulacrum*“), mit dem Venus sie zueinander gelockt hat (1101), einander gegenseitig auszupressen, auszusaugen, einzuverleiben, vom Körper des anderen *abzurasieren*, „*abradere*“, in diesem verzweifelt-konkreten Greifen ins Leere schwingt im lateinischen Ausdruck als letzte Hoffnung auch „jemandem etwas ablutschen“ mit, weil „verzehrende“ Blicke, zärtliche Berührungen und tiefe Penetration (1108-11) sie immer noch an der Oberfläche auflaufen lassen, durch die sie durchwollten, „während sie hilflos den ganzen Körper durchhören“ - *erantes incerti corpore toto*“ (1104), wie mit dem Kopf durch eine unsichtbare Wand, an der sie sich die Nägel blutig kratzen (*abradere*): „...hilfflos gehen sie so an der heimlichen Wunde zugrunde - *usque adeo incerti tabescunt vulnere caeco*“ (1120).

Diese Leidenschaft oder genauer: dieses Leiden als Geschlechterverhältnis muss der orthodoxe Epikureer vom Standpunkt des „glücklichen Lebens“ (*vita beata*) aus als Verblendung und Zeitverschwendung geißeln, der Dichter Ovid hat alternative Szenarien in seinen „Doppelbriefen“ entworfen, oder er handelt das „Problem“ als moderater Skeptiker in der „Lebenshilfe“-Rubrik *Remedia amoris* ab, „Rezepten“, in denen Unaufgeregtheit und *common sense* bis hin zur Banalität dominieren (cf. die eingängigen Beobachtungen Strohs XLVII-L) und nur selten schweres Geschütz wie das folgende aufgeföhren werden muss: „Auch dein Mädchen genieß bis zum letzten, es hindert dich niemand/ ihr gehö' deine Nacht, ebenso ihr auch dein Tag / Such nur den Überdruß, denn der Überdruß föhret zum Ende/meinst du, du könntest bereits dich von ihr trennen - so bleib! / Häuf immer mehr deine Liebe und lass sie ersticken in Masse“ (537ff); oder wenn empfohlen wird, sich im Moment absoluter sexueller Übersättigung, wenn man - neben seiner „Geliebten“ erschlaft - am liebsten nie mehr eine Frau anfassen möchte, sich die körperlichen Mängel und *obscaena* der „Partnerin“ einzuprägen, von der man loskommen möchte: „...bis ins Fäkalische peinliche Anweisungen“ - so kommentiert Stroh (IL) die Verse 437f: „*Quid, qui clam latuit reddente obscena puella/ Et vidit, quae mos ipse videre vetat?*“ - „Wie, wenn sich einer versteckt, als alles sehn ließ das Mädchen/und so erschaut, was sonst wehrt jede Sitte zu schaun?“ - Große Götter, wie soll ich jemanden so etwas lehren?!/ So etwas muß man verstehn ohne viel Redens darum“.

Haben wir aus dieser Unaussprechlichkeit möglicherweise auf eine römische Abneigung gegen den Cunnilingus zu schließen, dem z.B. ein Samurai gerne oblag? *Ita est*. Der Virilismus der römischen Sklavenhalter hatte „Lust und Schändlichkeit“ in aller wünschenswerten Klarheit „kartographiert“. Jedenfalls unter Freigeborenen galt diese Praktik als tabu, was naturgemäß zur Folge hatte, dass ein Sklave/eine Sklavin einer diesbezüglichen Vorliebe der Domina - *nolens volens* - seine/ihre Zunge leihen musste. Weitere Verbotstafeln standen übrigens vor der Stellung des passiven Homosexuellen und der aktiven Fellatio, letztere galt als „absolut verpönt, und zwar in einem solchen Maße, daß man seinen Tag damit verbrachte, sich zu fragen, wer sie praktiziere“. Nachzulesen bei Paul Veyne<sup>24</sup>.

Aber klingen so „bis ins Fäkalische peinliche Anweisungen“? Ovid scheint mir über einen derartigen Befund erhaben, und nicht nur, wenn man seine behutsamen Andeutungen mit dem rohen Naturalismus zahlreicher Martial-Gedichte vergleicht, die keine Peinlichkeit scheuen, wenn es darum geht, auf Kosten der geächteten *virii molles* die voyeuristischen Sklavenhalter zu belustigen und - zu erregen: Denn für diese wäre es ungeheuerlich (faszinierend), eine Vagina oral zu erkunden oder sich von einem *puer* pedizieren zu lassen, selbst mit den anal nachhaltigen

<sup>24</sup> *Homosexualität im antiken Rom* in: Ariès/Bejin/Foucault u.a.: *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit* 1984: 40-49.

Folgen, die etwa im Epigramm 3.71 der Lächerlichkeit preisgegeben werden, das hier verschwiegen werden soll - mit Rücksicht auf den ausgesprochen feinen *Naso*.

### Verwendete Literatur:

- Albrecht, Michael v.: *Nachwort* zu Ovid: *Ars amatoria/Liebeskunst*. Lat./Deutsch. 1992.  
 Bolz, Norbert: *Vom Platonischen Eros zur Designer-Erotik* in: *wespennest* 126 (2002), S. 26-30.  
 Döpp, Siegmund: *Werke Ovids. Eine Einführung*. 1992.  
 Elias, Norbert: *Mozart. Soziologie eines Genies*. 1993.  
 Giebel, Marion: *Ovid.rororo-Monographie*. 1991.  
 Holzberg, Niklas: *Ovids Amores und das Ethos der elegischen Liebe bei Tibull und Propertius* in: *AU XXXV/2* (1992), 69-79.  
 Holzberg, Niklas 1993: *Publius Ovidius Naso: Briefe aus der Verbannung*. Eingeleitet und erläutert von Niklas Holzberg, Fischer Taschenbuch Verlag 10498.  
 Kofler, Leo: *Aggression und Gewissen. Grundlegung einer anthropologischen Erkenntnistheorie*. Reihe Hanser 1973.  
 Schmidt-Berger, Ute: *Tenerorum lusor amorum. Zur Lektüre von Ovids „Amores“*. in: *AU XXXV/2* (1992), 80-100.  
 Zizek, Slavoi: *Die gnadenlose Liebe*. Frankfurt 2001.

## Latein Forum Bibliothek

**Joanne K. Rowling: Harrius Potter et Philosophi Lapis.** Übers. von Peter Needham, London/New York (Bloomsbury) 2003, 249 S., ISBN 0-7475-6196-6, € 22.80.

Walter Mader

Die geschäftstüchtige Einstellung, alle möglichen Register zur Vermarktung eines Produktes - hier geht es um die „Harry-Potter“-Palette - zu ziehen, veranlasste den Bloomsbury-Verlag auch zur Herausgabe einer Latein-Version des nunmehr schon in über 50 Sprachen greifbaren und erfolgreich verfilmten ersten Teils „Harry Potter and the Philosopher's Stone“.

Die Handlung ist jedenfalls, egal in welcher Sprache, bestens geeignet, das vornehmlich jugendliche Leserpublikum in den Bann zu ziehen (- ein Trumpf, der auch didaktisch, etwa beim Erlernen von Fremdsprachen, stechen kann und sollte): Harry Potter, auf Grund „sympathischer“ Schwächen ganz und gar kein Super-Held, überlebt im Gegensatz zu seinen Eltern den Anschlag des bösen Magiers Voldemort, gelangt nach einer tristen Kindheit im Hause liebloser Verwandter, nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten in die Zauberer- und Hexenschule Hogwarts, wo er seine außergewöhnlichen Kräfte zu nutzen lernt, die er neben all seinem Mut und Geist bei der Bekämpfung und schließlich dem (vorläufigen) Sieg über den Urfeind einsetzen kann.

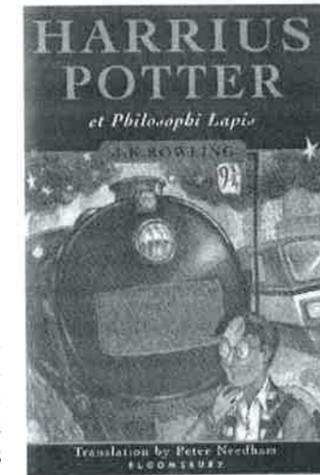
Die lateinische Version ist weitgehend flüssig lesbar, ohne sich aber in platter Einfachheit zu verlieren. Im Gegenteil: Allein der Wortschatz lässt den Leser, zumal wenn er nicht im Besitz des „Lexicon recentis latinitatis“ oder eines ähnlichen Hilfsmittels ist, einige Nüsse knacken, wenn nicht sogar ob deren Härte resignierend weiterlesen. Rasche (und dankbar angenommene) Abhilfe böte hier ein beigelegtes Glossar, das wenigstens die Ausdrücke, die den Rahmen eines herkömmlichen Wörterbuchs übersteigen, entschlüsselt (ein Auftrag an einen der HP-Fan-Clubs?): Nicht jeder versteht so ohne Weiteres *citrina fervescens*, *birotula automataria*, *crepido novem cum tribus partibus*, *hamaxostichus*, *bracae linteae caeruleae*, *manubrium scoparum* oder etwa *lentigo*; auch *terminus* ist in der Bedeutung „Schuljahr“ nicht gerade geläufig. Andere Beanstandungen fallen z.T. unter die Rubrik Errata: An Stelle von *secundus* „die Sekunde“ (z.B. 4) sollte besser das Neutrum gesetzt werden, statt *libam* (3,82) sollte es *libum* heißen, *lectus* „Bett“ sollte

auch im Plural (129) maskulin bleiben, *conclave* ist eigentlich neutrum (71), *classis* sollte als Femininum angesehen werden (41); *ignoravit* („er ignorierte“, 120) sollte durch *neglexit* ersetzt, *confederatio* (41) durch ein *o* ergänzt, *inquit* der direkten Rede nicht vorangestellt (226) werden.

Auch die Anforderungen in puncto Syntax sind hoch; weniger Routinierte sind jedenfalls überfordert, da nicht einmal auf seltene Strukturen (z.B.

Inf. Futur pass.) verzichtet wird. (Vielleicht sollte verlagsseitig die Herausgabe einer Harrius-Potter-Grammatik und/oder überhaupt eines HP-Lateinlehrganges überlegt werden!?) Der Übers. hält sich konsequent, aber nicht sklavisch an die modernsprachige Vorlage; manches ließe sich klarer ausdrücken, manches könnte präziser (z.B. statt *puer qui vixit*, 1, eine Fügung mit *superstes*) übertragen, manches „klassischer“ formuliert werden (ohne dass hier einem Purismus das Wort geredet werden soll). Trotz einzelner Anklänge an antike Wendungen (etwa *conticuere omnes*, 120) vermisst man die Fülle lateinischer Zitate bzw. darauf rekurrierender Sprachspielereien einer Asterix-Übersetzung. Beachtlich dagegen sind die in einwandfreien elegischen Distichen gehaltenen Einschübe, v.a. das Lied des Zauberhutes (95 f.) oder die Anweisungen zur Lösung des Flaschenrätsels (229), welche die Latinitas des Übers. (und langjährigen Eton-Lehrers) besonders aufleuchten lassen.

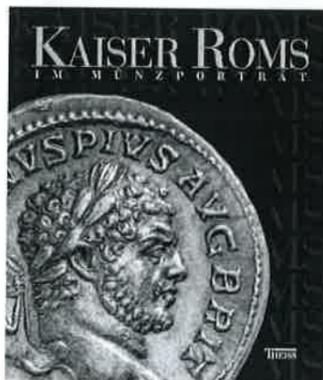
Die Frage, die sich freilich immer wieder stellt, ist die nach dem intendierten Leserpublikum: Sind es die Jugendlichen, Studenten, Latein-Liebhaber oder einfach HP-Fans, die alles sammeln, wo HP „draufsteht“ (... egal was „drin ist“), oder nur die Lateinlehrer (die dem Œuvre den einen oder anderen Übungssatz/Textabschnitt für den Einsatz im Unterricht geschickt entnehmen werden oder ihm zumindest Denkanstöße verdanken können - vorausgesetzt, dass dies ohne Übertretung der Autoren- und sonstiger Rechte künftig, da womöglich schon das Denken an HP einer eigenen Lizenz bedarf, noch möglich ist)? Dem Verlag ist es jedenfalls zu danken, sich auf das Wagnis (?) eingelassen und die Liste empfehlenswerter Bücher, noch dazu in einer so problematischen Sprache wie Latein, bereichert zu haben.



**Silvia Mani Hurter: Kaiser Roms im Münzporträt. 55 Aurei der Sammlung Götz Grabert. Mit Lebensbeschreibungen der Kaiser und numismatischen Angaben,** Stuttgart (Theiss) 2003, 144 S., ISBN 3-8062-1836-6, € 24,90 (D)

Hermann Niedermayr

Ein durchschnittlicher Sammler römischer Kaiser-münzen muss wohl oder übel damit vorlieb nehmen, die von ihm angestrebte Porträtgalerie römischer Kaiser mit Prägungen aus Silber (Denare, Antoniniane) oder Kupfer (Sesterzen, Dupondien, Asse) zu bestücken. Goldmünzen liegen weit außerhalb seiner finanziellen Möglichkeiten: Sogar gängige römische Aurei werden in vorzüglicher Erhaltung von den großen Auktionshäusern nur gelegentlich unter € 10.000,- angeboten; nicht selten erzielen sie das Doppelte ihres Ausrufepreises. Der exzentrische Sammler Götz Grabert unterlag beim Aufbau seines Porträtalbums römischer Kaiser offensichtlich keinerlei Beschränkungen finanzieller Art. In 40 Jahren intensiven Bemühens trug er eine exzeptionelle Sammlung römischer Aurei zusammen, deren Publikation kurz nach seinem Tod von seiner Witwe Ingrid Grabert-Thoma und der Numismatikerin Silvia Mani Hurter besorgt wurde. Frau Grabert-Thoma und Frau Hurter berichten in zwei kurzen Texten (S.4 und S.118) über das Zustandekommen der beeindruckenden Reihe von 55 Aurei, an deren Erwerb der Sammler drei Bedingungen knüpfte: Die künstlerische Qualität des Porträts musste seine hohen ästhetischen Ansprüche befriedigen, der Erhaltungszustand der Goldmünze durfte die Kategorie „vorzüglich“ keinesfalls unterschreiten (in der Regel strebte er sogar „Stempelglanz“ an), und jede Münze musste eine möglichst große historische Bedeutung aufweisen. Da ihm immer Qualität vor Quantität ging, wollte Grabert nie eine lückenlose Serie römischer Kaiserporträts zusammentragen, was ohnehin ein aussichtsloses Unterfangen gewesen wäre. Die Sammlung sollte von Caesar bis Constantin dem Großen reichen; da er von Caesar keine Goldmünze in vorzüglicher Erhaltung auftreiben konnte, vertritt ein Aureus des Sextus Pompeius die Zeit der imperatorischen Prägungen. Auffällige Fehlstellen der Sammlung betreffen beispielsweise Galba und Philippus Arabs. Erst nach Graberts Tod konnte im Mai 2002 eine weitere Sammlungslücke durch den Ankauf eines Nero-Aureus geschlossen werden. Unter den zahlreichen Raritäten ragen die Aurei der Usurpatoren Uranius Antoninus (253/254 n.Chr.) und Iulianus von Pannonien (284/285 n.Chr.) her-



vor<sup>1</sup>. Während einige präsumptive Thronfolger die eindrucksvolle Serie bereichern, blieben Frauenporträts leider konsequent ausgespart.

In einem zusätzlichen Einleitungstext stimmt Ulrich Klein, der Leiter des Münzkabinetts am Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, den Leser auf die Betrachtung der 55 Goldmünzen ein (S.6f.). Spätestens an dieser Stelle hätte sich der numismatische Laie gewünscht, grundlegende Informationen über das Münzsystem der römischen Kaiserzeit zu bekommen, etwa über die Relation der Münzmetalle und Nominalien zueinander (1 Aureus = 25 Denare = 100 Sesterze = 200 Dupondien = 400 Asse). Die Bedeutung der Sammlung hätte auch eine zu-

sammenfassende Darstellung der römischen Goldprägung bis Constantin gerechtfertigt (Constantin der Große ersetzte 324 n.Chr. den Aureus durch den Solidus und läutete mit dieser Münzreform ein neues Kapitel in der römischen Münzgeschichte ein)<sup>2</sup>. Weil sogar bei manchen Altertumswissenschaftlern die anscheinend unausrottbare Fehlmeinung grassiert, der Porträtwert römischer Kaiser-münzen sei wegen der Kleinheit der Objekte gering zu veranschlagen, wäre man

für einen Hinweis auf die einzigartige ikonographische Aussagekraft römischer Münzporträts dankbar gewesen. Der beschränkte Raum des Schrötlings zwang die mit dem Entwurf offizieller Herrscher-bildnisse beauftragten Stempelschneider zu äußerster Verdichtung ihrer darstellerischen Mittel. Wertvoll wären auch ein Überblick über die vier Jahrhunderte umfassende, parallel sich vollziehende Stilentwicklung des Herrscherporträts in der Marmor- und Bronzeplastik gewesen, wobei dem Münzporträt wegen der ungleich größeren Dichte des numismatischen Materials gewissermaßen die Rolle eines „Leitfossils“ zukommt<sup>3</sup>.

Der Hauptteil des Buches (S.8-117) ist nach einem praktischen Doppelseiten-Prinzip gestaltet: Auf der linken Seite liest man eine Kurzbiographie des jeweiligen Kaisers, der dem Betrachter jeweils auf der rechten Seite in ca. zehnfach vergrößerter Aversbüste in einer herrlichen Farbphotographie auf

<sup>1</sup> Ein Aureus des Usurpators Saturninus (280 n.Chr.) erzielte 1996 bei Sotheby's den Rekordpreis von 264.000 Pfund (ca. 4,4 Mio. S); vgl. Der Standard, 13./14.07.1996, S.10.

<sup>2</sup> Dass „numismatisch gesehen ... mit Constantin die byzantinische Epoche“ beginnt (S.112), ist nur hinsichtlich der Goldprägung zutreffend. Die meisten Numismatiker lassen die spätrömische Münzprägung erst mit der vom oströmischen Kaiser Anastasius durchgeführten Reform der Kupferprägung (498 n.Chr.) enden. – In der Bibliographie (S.144) vermisst man das Standardwerk von Maria R.-Alföldi, Die constantinische Goldprägung. Untersuchung zu ihrer Bedeutung für Kaiserpolitik und Hofkunst, Mainz 1963.

<sup>3</sup> Wolfgang Schindler, Römische Kaiser. Herrscherbild und Imperium, Wien-Köln-Graz 1986, bezieht aus diesem Grund konsequent Münzporträts in seine Darstellung mit ein.

blauem Grund entgegenblickt. Die hervorragenden Münzaufnahmen werden der erstklassigen Qualität der Aurei vollauf gerecht; ihre Betrachtung bereitet ein besonderes ästhetisches Vergnügen. Bei Commodus (S.44-47) sowie beim severischen Brüderpaar Caracalla (S.52-55) und Geta (S.129 u. 56f.) bietet die Sammlung die lohnende Möglichkeit, jeweils ein Kindheitsbildnis mit einem Porträt aus reiferem Alter zu vergleichen.

Die Textseiten mit den Lebensbeschreibungen der Kaiser können schon deshalb nicht recht befriedigen, weil bedeutende Herrscher, wie Augustus, Hadrian oder Marc Aurel, unmöglich auf derart gedrängtem Raum angemessen gewürdigt werden können; umgekehrt wissen wir von ephemeren Kaisern wie Quintillus (270 n.Chr.) oder Florian (276 n.Chr.) viel zu wenig, um von ihnen ein stimmiges Lebensbild zu zeichnen. Leider haben sich in den Text auch Fehler eingeschlichen: So war z.B. Germanicus nicht „Neffe“ (S.16), sondern Bruder des Kaisers Claudius, das von Kaiser Decius verlangte Opferzertifikat wurde als *libellus* (und nicht als *libellum*, S.68) bezeichnet, und die Kaiser Claudius Gothicus und Aurelian mussten die Juthungen (und nicht die „Jugurthe“, S.82 und 86) abwehren. Auf welchen literarischen, epigraphischen und numismatischen Quellen die mitgeteilten biographischen Daten beruhen, wird nur in Einzelfällen klar. Wer also Genaueres über den historischen Hintergrund und die Leistung der jeweiligen Herrscherpersönlichkeit erfahren möchte, muss jedenfalls zusätzliche Fachliteratur zu Rate ziehen<sup>4</sup>.

Der naheliegenden Versuchung, in der Physiognomie des kaiserlichen Münzporträts in der antiken Literatur belegte Charaktereigenschaften des Abgebildeten wiederzufinden, ist Frau Hurter streckenweise erlegen. So schreibt sie von Claudius: „Das feine, beseelte Porträt dieses Aureus zeigt, dass wir es mit einem gebildeten Menschen zu tun haben.“ (S.16). Caligulas Konterfei verrate eine „augenfällig krankhafte Veranlagung“ (S.14), während das Porträt des Commodus „edel, ohne eine Spur des Wahnsinns“ (S.46) sei. In der Münzprägung Hadrians „kommt die Liebe des Kaisers zur griechischen Kultur besonders zur Geltung“, obwohl er gerade dort „gern auf altrömische Bilder wie die Wölfin mit den Zwillingen“ (S.34) zurück griff<sup>5</sup>.

Der Publikation einer Sammlung erlesener Einzelstücke kann natürlich nicht der Vorwurf gemacht

werden, die Einzelobjekte zu wenig im Gesamtsystem der Münzprägung zu verorten. Für das rechte Verständnis vieler Aurei wäre aber das Wissen von ihrer Position im Prägeverband (Emissionsfolge) förderlich gewesen. Umgekehrt würde man sich angesichts der Konzentration auf 55 Münzen erwarten, dass kontroverielle Ansichten über manche Münzbilder ausführlicher diskutiert würden. Hier kann man etwa an den berühmten Avers des Gallienus denken, der den bärtigen Kaiser mit Schilfkranz zeigt und die befremdliche Legende GALLIENAE AUGUSTAE trägt (S.76). Andreas Alföldi hatte diese seltenen Aurei erstmals in dem Sinne gedeutet, dass sie die Einweihung des philhellenischen Kaisers in die Eleusinischen Mysterien widerspiegeln und seine Verschmelzung mit der Göttin Demeter verkünden, und zugleich die abwegige Interpretation als Spottmünzen auf den „verweiblichten“ Kaiser widerlegt. Die vor 30 Jahren vorgebrachte alternative Deutung, dass es sich eher um einen emphatischen Vokativ (mit hyperkorrekter Schreibung statt GALLIENE AUGUSTE) handle, vermag zwar kaum zu überzeugen, hätte aber doch eine Erwähnung verdient<sup>6</sup>.

Höchstes Lob gebührt dem Katalogteil (S.120-134), der alle 55 Münzen beidseitig in Originalgröße abbildet und auch mit einigen ganzseitigen Vergrößerungen von Rückseiten aufwartet. Erst im Zusammenspiel beider Münzseiten erschließt sich bekanntlich die intendierte Aussage des numismatischen Objekts. Die Münzbeschreibungen sind so detailliert ausgefallen, wie es derartige Prachtstücke verdienen: Münzstätte, Prägezeit, Gewicht und Stempelstellung werden penibel angeführt, Avers und Revers samt Legenden und Bildprogramm präzise beschrieben sowie mehrere Literaturzitate gegeben (meist nach Cohen, BMC und RIC)<sup>7</sup>. Besonders sorgfältig wurden die Angaben zur Provenienz der einzelnen Stücke erstellt: Man erfährt nicht nur, bei welchem Auktionshaus Grabert die jeweilige Münze erstanden hat, sondern kann ihre Spur oft über mehrere Stationen bis ins 19. Jh. zurück verfolgen.

Es bleibt zu hoffen, dass die künstlerisch und historisch überaus wertvolle Sammlung Grabert als geschlossenes Ensemble erhalten bleibt. Da der vorliegende Bildband am 20.06.2003 in den Räumlichkeiten des Württembergischen Landesmuseums präsentiert wurde, scheinen die 55 Aurei in dieser

<sup>4</sup> Neben den bekannten Handbüchern zur römischen Kaiserzeit ist als verlässliches Nachschlagewerk praktisch unentbehrlich: Dietmar Kienast, Römische Kaisertabelle. Grundzüge einer römischen Kaiserchronologie, 2. Aufl. Darmstadt 1996. Renommierte Althistoriker haben für folgendes Sammelwerk Einzelbiographien verfasst: Manfred Claus (Hg.), Die römischen Kaiser. 55 historische Portraits von Caesar bis Justinian, München 1997.

<sup>5</sup> Merkwürdigerweise bleibt die augenfälligste Innovation des Hadrian-Porträts, nämlich der Bart, unerwähnt. Dazu vgl. Paul Zanker, Die Maske des Sokrates. Das Bild des Intellektuellen in der antiken Kunst, München 1995, S.206-221 („Hadrians Bart. Mode und Mentalität“).

<sup>6</sup> Andreas Alföldi, Das Problem des „verweiblichten“ Kaisers Gallienus, in: ders., Studien zur Geschichte der Weltkrise des 3. Jahrhunderts n.Chr., Darmstadt 1967, S.16-52. Dagegen der renommierte englische Numismatiker John P. C. Kent, *Gallienae Augustae*, Numismatic Chronicle 13, 1973, S.64-68. Alexander Demandt, Das Privatleben der römischen Kaiser, 2. Aufl. 1997, S.19, Anm.52, zeigt sich von Kents Argumenten überzeugt.

<sup>7</sup> Es überrascht etwas, dass der zwar nützliche, aber ohne wissenschaftlichen Anspruch erstellte Katalog von David L. Vagi, *Coinage and History of the Roman Empire c. 82 B.C. – A.D. 480*, 2 Bde., Sidney/Ohio 1999, ebenfalls als Referenzwerk dient.

Institution ihre museale Bleibe gefunden zu haben. Wer die numismatischen Kostbarkeiten nicht in Stuttgart im Original bewundern kann, findet jedenfalls im vorliegenden, prächtig gestalteten Katalog einen adäquaten Ersatz.

**Duden. Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter**, Mannheim u.a. (Dudenverlag) 2003, 1542 S., ISBN 3-411-04163-3, € 50,40.

Stefan Tilg

Das große Fremdwörterbuch des Dudenverlags hat sich schon seit dem Erscheinen der 1. Auflage im Jahr 1994 als unangefochtener Spitzenreiter in seinem Sektor positioniert. Aufbau und Umfang sind



in den folgenden Auflagen im Wesentlichen gleich geblieben: Nach einer kurzen Einleitung mit den Benützungsanweisungen und einem interessanten Abriss über die Geschichte und Funktion des Fremdworts folgt der lexikalische Hauptteil, in dem seit der 2. Auflage 2000 über 85.000 Fremdwörter (1. Aufl.: 80.000) verzeichnet und erklärt sind. Dies ist der Teil,

mit dem man üblicherweise arbeiten wird. Ein kürzerer Anhang bringt ein „umgekehrtes Fremdwörterbuch“, in dem für über 16.000 deutsche Wörter über 40.000 fremd- oder fachsprachliche Entsprechungen aufgelistet werden (der „Angeberteil“ also, aus dem z.B. hervorgeht, dass man statt „vergleichbar“ auch „äquiparabel“, statt „impfen“ auch „inokulieren“ sagen könnte usw.). Die 2. Auflage führte das übersichtlichere System der Zweifarbigkeit (Lemmata blau, Erklärungen schwarz) und die neue Rechtschreibung ein. Fremdwörter, für die in der neuen Rechtschreibung zwei Trennungsmöglichkeiten bestehen (einmal nach Bedeutungsbestandteilen, einmal nach Sprechsilben) werden mit einem Sternchen gekennzeichnet. An die neuen Regeln angepasst und erweitert wurde seit der 2. Auflage auch das einführende Kapitel zur Rechtschreibung der Fremdwörter. Zu diesen Merkmalen fügt die nun erschienene 3. Auflage nichts Neues hinzu. Allerdings wurde der Lemma-Bestand besonders um „neue“ Fremdwörter aus der Umgangssprache (Slang, Jugendsprache u.a.), aus den Bereichen Technik (besonders IT) und Wirtschaft erweitert, wobei der Ursprung dieser Wörter meist im Englischen liegt. Eingang gefunden hat nun ein Wort wie „chillen“ für „faulenzeln“ (mir unbekannt), die den Handy-Benutzern längst geläufige „SIM-Karte“<sup>8</sup> oder ein

<sup>8</sup> Vergeblich sucht man im Lexikon allerdings nach der groß am Cover stehenden „SIM-Karte“. Die gibt es zwar tatsäch-

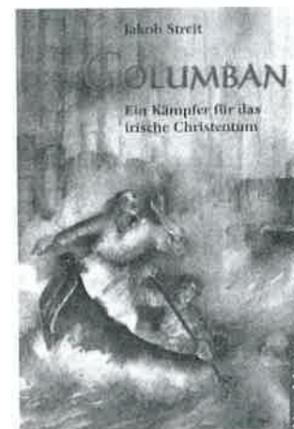
Kurzwort wie „EBIT“ („Earnings Before Interest and Taxes“, Jahresergebnis vor Zinsen, Steuern und Abschreibungen). Der Bestand an „klassischen“ Fremdwörtern, der natürlich nach wie vor den Löwenanteil ausmacht und dem Philologen natürlich besonders am Herzen liegt, hat sich dagegen nicht verändert. Wer vornehmlich daran Interesse hat und schon eine ältere Auflage besitzt, kann sich die Neuanschaffung also sparen. Wer dagegen noch gar kein Exemplar des großen Fremdwörterbuchs besitzt, sollte zuschlagen. Es bietet ja nicht bloß deutsche Entsprechungen für fremde Wörter, sondern vereinigt in einzigartig kompakter, knapper und präziser Weise Hinweise zu Bedeutung, Etymologie, Rechtschreibung, Worttrennung, Aussprache und Betonung, Grammatik, Idiomatik und Stil. Die am häufigsten gebrauchten Angaben sind dabei erfahrungsgemäß die zu Etymologie und Bedeutung. Stammt ein Ursprungswort aus dem Griechischen, erscheint es in der etymologischen Erklärung tadellos mit Markierung der Längen und Kürzen und Beibehaltung der Akzente ins lateinische Alphabet transkribiert. Häufige Wortbildungsbestandteile werden eigens angeführt. Unter „halo-, Halo-“ liest man z.B.: „auch hali-, vor Vokalen meist hal- (aus gleichbed. gr. hálōs, Gen. hálōs): Wortbildungselement mit der Bedeutung Salz“, z.B. halogen, Halophyt; Haliplankton; Halit“. Öfter erscheinen auch Wortverbindungen (z.B. „Dolus directus“ und „Dolus eventualis“ aus der Rechtswissenschaft, unbedingt bzw. bedingter sträflicher Vorsatz) oder ganze Sprichwörter und bildungssprachliche Redensarten als eigenes Lemma (z.B. „Roma locuta, causa finita“). Das Lexikon erweist sich so als äußerst vielseitig und ist zudem erstaunlich vollständig. Die Nützlichkeit liegt auf der Hand: Immer wieder stößt man schließlich auf Worte, die z.B. zwar mit griechischem oder lateinischem Sprachmaterial gebildet sind, die aber trotzdem unverständlich bleiben (dass mit dem Plural „die Katadrome“ Wassertiere gemeint sind, die aus den Flüssen in das Meer hinabziehen, kann man ja auch mit den besten Griechischkenntnissen schwer ahnen). Von den mittlerweile überaus zahlreichen Fremdwörtern, die nicht aus den klassischen Sprachen stammen, ganz zu schweigen. Der große Fremdwörterduden ist in beiden Fällen eine schnelle und zuverlässige Informationsmöglichkeit.

lich (zusätzliche Erweiterung eines RAM-Speichers), sie wurde im lexikalischen Teil aber offenbar vergessen.

**Jakob Streit: Columban. Ein Kämpfer für das irische Christentum.** Mit Zeichnungen von Christiane Lesch, Stuttgart (Verlag Freies Geistesleben und Urachhaus) 2002, 78 S., ISBN 3-8251-7380-1, € 14,00

Florian Schaffenrath

Der Heilige Columban wurde um 540 in Irland geboren und kam von dort um 590 nach Gallien, wo er die Klöster Annegray, Fontenay und Luxeuil gründete. Missionarische Reisen führten ihn ins Gebiet der Alamannen und schließlich nach Oberitalien, wo er mit Bobbio sein letztes Kloster gründete. Der Mönch Jonas von Bobbio, der Columban selbst nicht mehr kannte, unternahm Reisen durch die gallischen Klöster und sammelte Informationen über Columban, die er 642 als *Vita Sancti Columbani* herausgab. Das Hauptmotiv, das im



Zentrum der *Vita* steht, ist die *peregrinatio*: Columban ist rast- und heimatlos unterwegs, kämpft gegen alles Vergängliche und gegen das Festhalten am Vergänglichen, wie Jugend, Sexualität, Eltern, Heimat,... Ziel ist eine uneingeschränkte *pietas patris*, die Liebe zu Gott.<sup>9</sup> Eindrucksvoll ist etwa die Szene, in der Columbans Mutter ihren Sohn bittet, sie nicht zu verlassen, und sich auf die Schwelle wirft. Columban aber springt über sie hinweg:

*Mater eius dolore stimulata precatur, ut se non relinquat. At ille: „Non“ inquit „audisti: Qui amat patrem aut matrem plus quam me, non est me dignus?“<sup>10</sup> Obstanti matri et limitem ostii inherenti postulat, ut se ire sinat. Illa eiulans et pavimento prostrata, denegat se permissuram; ille limitem matremque transilit poscitque matri, se laetam habeat. Illum numquam deinceps in hac vita visurum, sed, quocumque salutis via iter pandat, se progressurum. (I 3)*

Wie anders das Columban-Bild, das Streit seinen intendierten etwa zehnjährigen Lesern vermittelt! Idyllisch und harmonisch geht Columbans Leben seinen Lauf, ohne je einen Schicksalsschlag allzu schwer nehmen zu müssen. Der Abschied von der

<sup>9</sup> vgl. Walz, Dorothea (ed.) Lateinische Prosa des Mittelalters, Stuttgart 1995, 66-73.

<sup>10</sup> Mt 10,37.

Mutter etwa gestaltet sich für Columban, der hier noch Crimthan genannt wird, so:

*Als am nächsten Morgen der Vater Crimthan aufs Pferd heben wollte, umarmte ihn die Mutter und steckte ihm eine kleine Dose in die Rocktasche. Sie flüsterte: „Es ist darin eine Locke von meinem Haar. Wenn du Heimweh hast, presse sie fest an deine Brust. Dann bin ich bei dir!“ (S. 10)*

Auf 77 Seiten, die von elf teilweise nur andeutenden Zeichnungen aus der Feder Christiane Leschs durchzogen sind, bekommt der junge Leser das Gesamtbild vom Leben des Heiligen von seinen Kindertagen, in denen es seine größte Freude war, Tauben (*columbae!*) zu füttern, bis zu seinem Tod am 25. November 615 in Bobbio. Gewissermaßen ganz nebenbei fließen viele kulturkundliche Nachrichten über das Leben im 7. Jh. ein: der hohe Wert des Pergaments als Schreibstoff, die Bedeutung des Lateinischen als *lingua franca*, die Entwicklung der Musik (zahlreiche Lieder, eines sogar mit Noten, sind abgedruckt),... Gerade was das Umfeld betrifft, kann man aus dem Buch viel lernen, wenn auch die Botschaft des Heiligen Columban, wenn schon nicht ganz verloren geht, so doch hoffnungslos verklärt wird.

**Geschichte des Altertums. In Darstellungen von Johann Gustav Droysen, Theodor Mommsen, Jacob Burckhardt, Robert von Pöhlmann und Eduard Meyer.** Mit Einführungen von Karl Christ, Berlin (Directmedia) 2001 (= Digitale Bibliothek 55), ISBN 3-89853-155-4, € 99,90

Stefan Tilg

Die Dinos sind wieder da! Vorliegende CD-ROM<sup>11</sup> vereinigt auf einen Schlag gleich fünf Epochen machende Geschichtswerke deutscher Philologen und Historiker des 19. und frühen 20. Jhs. Im Einzelnen handelt es sich um: Johann Gustav Droysens *Geschichte des Hellenismus* (3 Bde., 1833/36/43; zusammenfassend in einer stark veränderten Neuauflage 1877); Theodor Mommsens *Römische Geschichte* (4 Bde., 1854-56/1885); Jacob Burckhardts *Griechische Kulturgeschichte* (4 Bde., 1898-1902); Robert von Pöhlmanns *Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt* (2 Bde., 1893/1901; <sup>2</sup>1912; <sup>3</sup>1925 ed. F. Oertel); und schließlich Eduard Meyers *Ge-*



<sup>11</sup> Systemvoraussetzungen laut Hersteller: PC ab 486, 16 MB RAM, Windows 95ff. – Auf meinem alten Testgerät (Pentium, 32 MB RAM, Windows 95) gab es keine Probleme.

*schichte des Altertums* (5 Bde., 1884-1902; Neubearbeitung von H. E. Stier 1931-1958). Es wird jeweils der ungekürzte Volltext dieser voluminösen Arbeiten nach den jeweils letzten Ausgaben bzw. Bearbeitungen geboten. Als Einführung in Leben und Werk der Autoren gehen den historiographischen Arbeiten fünf Essays von Karl Christ voraus, die ursprünglich in seinem Buch *Von Gibbon bis Rostovtzeff. Leben und Werk führender Althistoriker der Neuzeit* (hier nach der 3., um einen Nachtrag erweiterten Auflage, Darmstadt 1989) erschienen. Damit ist für eine erste Orientierung des Lesers gesorgt. Den Geschichtswerken wurde in der elektronischen Edition überdies – sofern die Kapitel- und Abschnittsüberschriften nicht für sich sprechen – ein detailliertes, mit dem Text verlinktes Inhaltsverzeichnis vorangestellt. So hat man auch im Fall der *Römischen Geschichte* Mommsens, die Inhaltsangaben in Marginalien unterbringt, diese aufgelöst und zu einem ausführlichen Inhaltsverzeichnis am Beginn zusammengefasst. Porträts der Gelehrten (mit Ausnahme von Pöhlmann) und geographische Darstellungen aus der *Römischen Geschichte* runden die CD-ROM-Edition ab. Ihre Stärke liegt nicht so sehr in der komfortablen Sammlung fünf umfangreicher Texte, obwohl auch Platzersparnis und relative Kostengünstigkeit ein Argument für die Anschaffung wären. Dennoch wird kaum jemand gewillt sein, die hier zusammengetragenen Werke über längere Strecken am Bildschirm einfach zu lesen (aus Freude am literarischen Text und/oder der daraus entspringenden Belehrung). Der große Vorteil der elektronischen Ausgabe besteht wie meistens in der schnellen Zugänglichkeit und leichten Durchsuchbarkeit. Die verlinkten Inhaltsverzeichnisse führen zu einem gewünschten Thema in einem der Werke, die Wortsuche bzw. kombinierte Wortsuche gezielt zu einzelnen Stellen in allen. Man verfügt so gewissermaßen über einen flexiblen und leistungsfähigen Gesamtindex zu tausenden von Seiten alter Geschichte, die ansonsten in den meisten Fällen wohl ungenutzt verstauben würden. Wenige greifen heute ja regelmäßig auf diese Werke zurück. Ihr Alter und ihre Veraltetheit geben nur einen Teil der Begründung. Der andere liegt in der für heutige Verhältnisse ungeheuren Textmasse und schlechten Erschließung. Die CD-ROM-Edition leistet hier einen Beitrag dazu, dass die großen Leistungen früherer Gelehrter nicht aus Bequemlichkeit vergessen werden.



**Gerald Messadié: Ein Mann namens Sokrates.** Roman, München (Langen Müller) 2001, 416 S., ISBN 3-7844-2825-8, € 23.60

Florian Schaffenrath

Anzuzeigen gilt es einen relativ konventionellen historischen Roman über die letzte Phase des Peloponnesischen Krieges, dessen französisches Original 2000 unter dem Titel „Madame Sokrate“ (Paris, Édition Lattès) erschienen ist. Die leider sehr mangelhafte Übersetzung ins Deutsche hat Antoinette Gittinger besorgt. – Das Werk zerfällt in zwei große Teile, die man generell Perikles bzw. Alkibiades zuordnen kann. Der erste Teil trägt den Titel „Der Glanz des Untergangs“ (S. 7-186) und berichtet vom Abstieg des Perikles, der nach großen Verdiensten um die Polis Athen schließlich als Stratege unter dunklen Umständen abgewählt wird. Im zweiten Teil („Der Verrat des Sohnes“, S. 187-380) wird die schillernde Geschichte des Alkibiades von seinem Überlaufen zu Sparta bis zu seinem Tod geschildert. Vor dem Hintergrund der großen Historie entfalten sich die für historische Romane so typischen Geschichten: Xanthippe gelingt es, mit Hilfe ihrer Dienerin Leto einen Mordfall aufzuklären, in dem Alkibiades in schlechtes Licht getaucht wird. In einer Schänke werden die Bauern Taki und Demis vom berühmten Ratsmitglied Kleantis über die große Politik auf dem Laufenden gehalten. Sokrates erscheint fast ausschließlich als Ratgeber der Mächtigen, als Figur, die es meisterhaft versteht, sicher durch alle politischen Wirren zu steuern, um letztlich doch zu scheitern. In Anlehnung an I. Stone (*The Trial of Socrates*) tritt der Philosoph hinter den Politiker Sokrates zurück. – Die große Stärke historischer Romane liegt wohl darin, dass sie auf äußerst angenehme und leicht vorstellbare Weise den Weg in eine ferne, oft entlegene Vergangenheit öffnen. Umso ärgerlicher ist es dann, wenn sich Fehler einschleichen, die in diesem Fall hauptsächlich auf das Konto der Übersetzung gehen: Ständig ist von *dem* Peloponnes (S. 109, 150, passim) die Rede, auch von *dem* Tholos (S. 165, 261), das athenische Hafenviertel nennt sich hier *Za* (S. 262), der persische Satrap residiert in *Sardinien* statt in *Sar-deis* (S. 315), bei Homer gibt es eine Szene, in der Odysseus in die Unterwelt *hinabsteigt* (S. 343), also keine Nekyia, die Olympischen Spiele finden in *Olympien* (S. 364), nicht in Olympia statt, zwischen Sokrates und Isokrates wird nicht unterschieden (S. 391), die Griechen des 5. Jhs. schrieben auf *Pergament* (S. 402), die Erforscher der griechischen Literatur nennen sich Hellenisten (S. 402), für den Ausgang des Peloponnesischen Krieges war die Seeschlacht von *Arginuses* (S. 408) verantwortlich, der Tyrann von Syrakus hieß *Denys* (S. 408). Eine völlige Unkenntnis der griechischen Sprache verraten

auch die Umschriften griechischer Wörter, die fast ausnahmslos falsch sind (S. 275 eisaggelie, S. 283 phtonos, S. 288 kalloi kagatoi, S. 360 Aegos Potamoi, S. 384 hubris). – Welchen Nutzen hat der Leser von der Lektüre dieses Werkes? Vor allem lässt uns Messadié wieder über die wahnwitzigen Entscheidungen der athenischen Politik am Ende des 5. Jhs., etwa Alkibiades' Rückberufung nach Verrat und Bündnis mit den Persern, staunen.

**Karl-Wilhelm Weeber: Diogenes. Die Gedanken und Taten des frechsten und ungewöhnlichsten aller griechischen Philosophen,** München (Nymphenburger) 2001, 2. Auflage, 240 S., ISBN 3-485-00890-7, € 8.20 (A)

reinhard senfter

Karl-Wilhelm Weeber (geb. 1950) ist kein Unbekannter bei der zum baldigen Aussterben bestimmten Spezies der Uneinsichtigen, die mit *dem Latein* noch nicht am Ende sein wollen, so der Titel seiner kleinen Streitschrift aus dem Jahre 1998. Er ist u. a. auch Verfasser von *Decius war hier... Das beste aus der römischen Graffiti-szene* (1996) und eines zum (zweibändigen) Standardwerk avancierten Lexikons zum *Alltag im alten Rom* (1995). Sein in zweiter Auflage erschienener *Diogenes* soll nach dem Willen des Autors "... locker, unterhaltsam und (so) ganz und gar unphilosophisch" sein, um "die hintergründige Aktualität und zeitlose Frische der 'Botschaft aus der Tonne' einem großen Lesepublikum zu Beginn des 21. Jahrhunderts näherzubringen" (S.13). Wie sich das anhört, sei an dem Kapitel mit der Überschrift "Freiheit oder Arbeitsscheu? - Diogenes als Vorläufer der 'Null-Bock-Generation'?" exemplifiziert: "Nähme man Diogenes, lebte er heute, sein Ideal der Bedürfnislosigkeit ab? Würde unsere Gesellschaft diesen asketischen Sonderling tolerieren oder gar ernst nehmen? Oder stünde er in der Gefahr, als Drückeberger und Faulpelz denunziert zu werden, als ein arbeitsloser und arbeitsscheuer Parasit der Gesellschaft, der den Bürgern mit seiner Bettelei als selbstverschuldeter Sozialfall auf die Nerven ginge und dessen nächtliche Quartiere in Parks und Kirchen als leidiges 'Penner'-Ärgernis reichlich Gesprächs- und Zündstoff böten? Ein intellektueller Schlaumaier gar, der seine Null-Bock-auf-Arbeit-Attitüde nur geschickt mit einem philosophischen Mäntelchen umhüllt und Faulheit auf diese Weise elegant zur Bedürfnislosigkeit aufwertet? (...) Ganz so abwegig sind solche Spekulationen ja nicht. Auch lassen sie erkennen, was das eigentlich Interessante heute noch - oder heute erst recht? - an der Gestalt des Diogenes ist: Die Zeitlosigkeit und Aktualität seiner Provokationen;



die anregende, aufregende Radikalität dieses unbequemen Nonkonformisten, an dem man eben nicht - wie an vielen anderen, auch klangvolleren Namen der Philosophiegeschichte - mit achselzuckender Indifferenz vorbeikommt, weil sich dieser Kerl einem trotzig-frech immer wieder in den Weg stellt und zur Stellungnahme herausfordert. Kein Zweifel, daß man dem Wirken und Lehren des Diogenes auch erhebliche Vorbehalte entgegenbringen kann. So einfach freilich, wie es die gerade gestellten Fragen suggerieren, geht es in puncto Bedürfnislosigkeit aber wohl kaum. Denn es war ja nicht der leichtere Weg, den Diogenes sich gewählt hat, sondern der durchaus steinige Pfad des Nonkonformismus und des mitunter durchaus schmerzlichen Verzichts auf Dinge, die ein Mann von der Statur des Diogenes mit weniger Mühe hätte erringen als ablehnen können" (S.130f.).

Der in extenso zitierte Abschnitt ist typisch für das Buch, das eine umfassende Bebilderung des sogenannten "Protokynikers" als Inbegriff und Fleischwerdung des Kynismus abliefern, in eben diesem Stil und ohne Anspruch auf Ausleuchtung der Gründe und Abgründe des Titelhelden. Breite geht vor Tiefe, aber das ist die Absicht der vom Autor selbst als solche apostrophierten "unseriösen Philosophie-Popularisierung". Es stellt sich die Frage, ob die Abgründe, die der schroffe Lakonismus der kynischen Rebellion aufreißt, mit dieser Häufung und Überhäufung nicht eher wieder zugeschüttet werden. Von Diogenes' Markenzeichen, dem des systematischen Anarchisten und lebenslustigen Quasi-Nihilisten, der die Umwertung von Geld und Geltung ("paraxarattein to nomisma") leibhaftig und daher zum Unbehagen seiner Zeitgenossen praktizierte, bleibt im Verlauf der Lektüre der Eindruck, hier posiere ein auf Erregung von öffentlichem Ärgeris programmierter Entertainer, der Esprit und Extravaganz, Frechheiten und Ferkelleien inflationär absondert. Das mag am anthologischen Prozedere des Buches liegen, der dünnen Ein- und Verkleidung möglichst aller Sprüche und Aktionen, die Diogenes zugeschrieben werden. Oder auch an den vielen rhetorischen Fragen (s.o.), mit denen Karl-Wilhelm Weeber nicht nur offene Türen, sondern sperrangelweit gährende Tore einrennt. Seine "Spekulationen" ergeben nicht, was der Autor als ihr Resultat beteuert: Die "Zeitlosigkeit" des Diogenes, seine "aufregende Radikalität", gar seine Überlegenheit über die "klangvolleren Namen der Philosophiegeschichte", mit denen hier zu kurzer Prozess gemacht wird. Immer redundanter klingen mit fortschreitender Lektüre die Überleitungen zum nächsten "Schmunzelbildchen" (Peter Sloterdijk, Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt 1983: S.310), und da ist es schon, wir sind auf Seite 139 von 230: "Warum das Gold so

bleich sei, fragt er seine Gesprächspartner. Und als sie achselzuckend die Antwort darauf schuldig bleiben, klärt er sie auf: Weil es Angst hat vor den vielen Menschen, die hinter ihm her sind" - witzig, zweifellos, aber sowohl ein Lachen als auch das Gefühl, eben einen Gedankenstoß erlebt zu haben, stellen sich immer seltener ein. Die Anteilnahme des Lesers verflacht, der Funke will nicht überspringen, beinahe kalt wie eine Hundeschauze lässt uns mit der Zeit der "seltsame Heilige" (S.138), so wie er hier ins Bild kommen darf. Durften wir uns vom *frechsten und ungewöhnlichsten aller griechischen Philosophen* nicht schamlose "Hundstage" erwarten, die die Grenze des Zumutbaren so weit verschieben, dass die Herrschende Gute Laune wenigstens für eine Gedankenlänge einfriert?

Ganz wohl war auch dem Autor selbst bei der Neuauflage nicht zumute. Im Vorwort macht ihm der Zweifel zu schaffen, "ob sie freilich, die Leser und Rezensenten dieses Buches, das gleiche Maß an Wohlwollen gegenüber solch unseriöser Philosophie-Popularisierung aufbringen werden", für die Diogenes selbst nach Meinung des Autors sehr "wohl Verständnis gehabt" hätte. Möglich, aber wir können den Gewährsmann nicht mehr befragen. Weeber rechnet mit übellauligen Rezensenten, wobei vielleicht die (mir nicht bekannten) Reaktionen auf das erste Erscheinen des *Diogenes* (1987) eine Rolle spielen. Der drohenden Kritik fällt der Verfasser zwar in den Arm, aber mit der Angst im Nacken, so scheint es, dass schon ein "Hund" des Hasen Tod sein könnte: "Denjenigen immerhin unter den Kritikern, die ihren Verriß mit kynischer Offenheit, Scharfzüngigkeit, ja Schamlosigkeit formulieren, ihn aber von zynischer Menschenverachtung freihalten werden, wird das verrissene Buch wenigstens etwas vom Geiste des Kynismus eines Diogenes vermittelt haben" (S.13). Besagter "Geist des Kynismus" wird dem besorgten Vermittler desselben dort wieder begegnen, wo er ihn "aufgehoben" hat, in seinen eigenen Worten, aber - CAVE CANEM! - auf ihn gemünzt: "Wie immer man zu Diogenes und seinen philosophischen Methoden und Inhalten stehen mag, (...) Engagement und Glaubwürdigkeit kann selbst der ärgste Gegner ihm nicht absprechen" (S. 208). Daher kann ich das Buch SchülerInnen der vaterländischen Bildungsanstalten empfehlen, die sich z. B. eine les- und überschaubare Informationsbasis für das Spezialgebiet ihrer mündlichen Reifeprüfung in Griechisch, Latein oder PP (= Psychologie und Philosophischer Einführungsunterricht) verschaffen möchten: Ihnen wird hier so gut wie ALLES von und über Diogenes thematisch geordnet und mit appetitlich aufbereiteten Ein- und Überleitungen serviert, zum Dessert gibt's einen Anhang unter dem Titel *Diogenes in Lukians Schriften*. Noch ein

Tipp ad maiorem legendi voluptatem: Man/frau sollte die Lektüre nur portionchenweise vornehmen, in "Hunde"-Häppchen sozusagen, auf dass sie leicht und verträglich sei.

**Hans Dieter Stöver: Die letzte Fahrt der Triton**, München (dtv) 2000, 510 S., ISBN 3-423-70632-5. € 9.30 (A)

**Florian Schaffenrath**

Wie sich in alter Zeit ein Mann, für den sich die Bezeichnung *Homer* eingebürgert hat, vom Anblick gewaltiger Ruinen zum Dichten der *Ilias* inspirieren ließ, hat sich auch Stöver von Trümmern zu einer spannenden Erzählung hinreißen lassen: von den Überresten eines römischen Frachtschiffes, das 1907 bei Mahdia vor der tunesischen Küste entdeckt wurde. 500 Seiten lang verfolgt der Leser, gefesselt von der packenden Erzählkunst des Autors, das Schicksal des siebzehnjährigen Marcus Valerius Messalla, eines Neffen des berühmten Redners Quintus Hortensius Hortalus. Messalla verschlägt es zusammen mit seinem etwa gleichaltrigen Diener Demetrios zunächst zum Studium nach Athen. Auf der Rückfahrt nach Rom geraten sie in die Hände skrupelloser Freibeuter, werden aber von anderen Piraten, die höhere Ziele verfolgen, befreit und geraten mitten in die Kämpfe zwischen Crassus und Spartacus. – Wie es sich für einen guten historischen Roman gehört, kommen die Helden mit den großen Gestalten dieser Zeit in Kontakt: Man erlebt Ver-



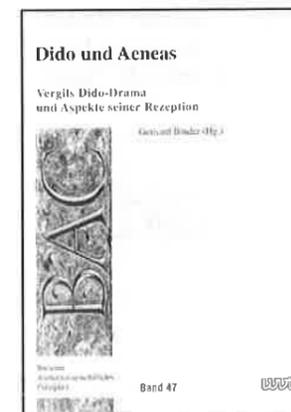
res, Cicero, Hortensius, Crassus und nicht zuletzt Spartacus in voller Aktion. Solchen sehr dramatischen Passagen stehen regelrechte historische Exkurse gegenüber, die einmal ausdrücklich als „Geschichtsunterricht“ (S. 289) bezeichnet werden. Nur in Ansätzen und deshalb wohl halbherzig wirkend zieht sich eine Liebesgeschichte zwischen Messalla und Claudia Marcella, die zu Beginn getrennt werden und in der Gefangenschaft wieder zueinander finden – man kennt das Motiv aus der antiken Komödie oder aus dem Roman. – Zu den gelungensten Partien des Werkes gehört das Kapitel „Eine aus den Fugen geratene Welt“ (285-297), in dem die Ursachen der Piraterie und des Sklavenaufstandes erklärt und Roms Führungsanspruch im 1. Jh. v.Chr. problematisiert werden. – Um der Aufnahme des Buches in die Reihe *dtv junior* gerecht zu werden, finden sich antike Realien (Streckenmaße, Zeitrechnung, Lokalitäten) in Fußnoten erklärt – ob das Zielpublikum allerdings mit rein lateinischen Zitaten in der Erklärung etwas anfangen kann (so S.

45), ist zu bezweifeln. Durchaus mehr Erklärungen hätte man sich zur Fachterminologie der Schiffs- und Segelwelt gewünscht. Recht witzig sind die immer wieder eingestreuten lateinischen Floskeln à la „ita'st“ oder „certo“. Dem Text voraus geht eine Karte des *mare nostrum* und eine Liste der Hauptpersonen, wobei hier aufgeschlüsselt wird, ob sie historisch inspiriert oder frei erfunden sind. – Die Beschreibung des Seesturmes, der letztendlich zum Untergang des Schiffes führte, das dem Roman den Namen gab (S. 143ff.), würde sich hervorragend als Vergleichstext bei entsprechenden Sturmbeschreibungen in der lateinischen Literatur (etwa Verg. *Aen.* 1,81ff.) eignen.

**Dido und Aeneas. Vergils Dido-Drama und Aspekte seiner Rezeption**, hg. v. Gerhard Binder, unter Mitwirkung von Janine Andrae, Edith Binder, Sonja Eckmann, Reinhold F. Gleis, Karl-Otto Jung, Thomas Molke, Thomas Paulsen, Trier (Wissenschaftlicher Verlag) 2000, 321 S., ISBN 3-88476-421-7 (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 47). € 28.80 (A)

**Christine Lehne**

Einer der großen Pluspunkte, der das Fach Latein vor vielen anderen auszeichnet, ist die Reise *ad fontes*, die Behandlung der großen Fragen der westlichen



Zivilisation im Augenblick ihres Entstehens. Eines dieser großen Themen, die Geschichte von Dido und Aeneas, vom Kampf zwischen Liebe und Pflichterfüllung, wird im vorliegenden Sammelband einerseits in seiner Grundlegung bei Vergil, andererseits in seiner Rezeption aufgearbeitet. – Zwei Adjektive helfen

bei der Kurzcharakterisierung des Buches: überflüssig und anregend. Der erste Teil, der die Dido-Gestalt bei Vergil behandelt, entspricht teilweise wörtlich dem Reclam-Bändchen, das ebenfalls von Gerhard Binder betreut wurde. Warum die nicht gerade kurzen Ausführungen (142 Seiten) hier wieder aufgenommen wurden, ist nicht klar. Umso spannender ist das Folgende: Reinhold Gleis gibt einen Überblick über die neuzeitlichen Dramatisierungen des Aeneisstoffes von 1515 bis zum Ende des 19. Jhs. Jedes Stück wird auf Aufführung, Druck und Rezeptionsart hin untersucht. Janine Andrae und Sonja Eckmann stellen die Dido-Tragödie des Petrus Ligneus (1550) exemplarisch genauer vor und arbeiten vor allem die Funktion der Furien-Gestalt im Vergleich

mit Vergils *Allecto* heraus. Thomas Molke verfolgt die Wirkung der Dido-Gestalt in der englischen Literatur (bei Chaucer, Marlowe, in englischen Operntexten, bei Francis Cowley Burnand und zuletzt bei David MacNaughton im 20. Jh.). Sehr hilfreich sind Thomas Paulsens Ausführungen zu Henry Purcells Oper „Dido and Aeneas“: Neben Angaben zur Aufführung und zur Interpretation ist der gesamte Text der kurzen Oper (207 Verse) abgedruckt. Karl-Otto Jung hat die Illustrationen für den Band beige-steuert und erklärt seine Zeichnungen in einem kurzen Kapitel. Der Band endet mit einer gut gegliederten Bibliographie zum Dido-Stoff in Dichtung, Malerei und Musik. – Wer im Unterricht das Wirken der lateinischen Literatur auf alle nachfolgenden Zeiten und Kunstgattungen zeigen möchte, der steht für Dido und Aeneas mit diesem Band auf sicherem Fundament.

**Rombücher**

**Franz Peter Waiblinger(Hg. und Üs.): Roma Caput Mundi / Rom – Hauptstadt der Welt**, München (dtv) 2000, 216 S., ISBN 3-423-09400-1, € 9.30 (A)

**Franz Peter Waiblinger(Hg.): Rom, ein literarischer Reiseführer**, München (Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt) 2000, 290 S., ISBN 3-534-14994-7, € 26.70 (A)

**Christine Lehne**

F. P. Waiblinger, der Herausgeber der beiden Reiseführer und selbst erklärter Rom-Liebhaber (Zitat Umschlagdeckel), hat es sich mit diesen beiden Werken zum Ziel gesetzt, kultur- und geistesgeschichtlich interessierten Rom-Reisenden Rom selbst und die von dieser Stadt ausgehende Faszination näher zu bringen. Obwohl sich „Rom – ein literarischer Reiseführer“ als eine neubearbeitete und erweiterte Fassung der dtv-Ausgabe darstellt, unterscheiden sich die Bände dennoch in ihrer Gestaltung.

Versuchte die Urfassung noch, durch Rückgriff auf die „fontes“ – lateinische Originaltexte, die vom 5. Jhdt. v.Chr. (Zwölfstafel-Gesetze) bis hin zu neulateinischen Inschriften des 17. Jhdts. reichen – vor allem Roms Aufstieg, Niedergang und Wiederentdeckung im 15. Jhdt. zu verdeutlichen, so möchte F. P. Waiblinger mit der Neuauflage eher Roms unterschiedliche „Gesichter“ in den Vordergrund rücken. Dementsprechend kommen hier hauptsächlich romantisch angehauchte Rom-Reisende zu Wort, Einwohner der Stadt



selbst berichten vergleichsweise selten, und bei den Texten liegt der Schwerpunkt auf Autoren des 17. und 18. Jhdts. Beide Reiseführer sind topographisch angeordnet, wobei in der dtv-Fassung den Texten vielfach kurze Erläuterungen beigelegt sind. Die Ausgabe der WBD wird durch 21 Schwarz-Weiß-Fotografien von Gertrude Leutenegger ergänzt. Entsprechend der Zielgestaltung sind die Art der Texte und auch ihre Qualität höchst unterschiedlich, was auch ein Grund dafür sein könnte, dass der Herausgeber sein Ziel nur teilweise erreicht. So wurde z.B. in der dtv-Ausgabe meines Erachtens zu viel Wert auf die christlichen Inschriften gelegt und auch Poggio Bracciolinis „de varietate fortunae“ – im wesentlichen wird in allen 7 Texten eigentlich nur das Dahinschwinden des alten Ruhms beklagt – wurde etwas überstrapaziert. Das Gleiche lässt sich auch für „Rom – ein literarischer Reiseführer“ sagen. Das Buch wirkt vielfach überladen und die Texte schaffen es nicht immer, den „genius loci“ zum Leben zu erwecken. Wenn man jedoch diese kleinen Schwächen in Kauf nimmt, eröffnen sich dem interessierten Leser vielfach neue Blickwinkel und er bemerkt Facetten der „Ewigen Stadt“, auf die er ansonsten vielleicht nicht aufmerksam geworden wäre.

Vokabel-Kärtchen

Gottfried Siehs

Zu jeder Vokabel sind zwei Kontrollfelder vorhanden zum Ankreuzen, ob die Vokabel gewusst wurde oder nicht.

**GW 045**

Menge und Maß

- ① **amplus (a, um)**
- ② **amplitūdō, dinis (f.)**
- ③ **amplius (Adv. Komp.)**
- ④ **amplius centum cives**

dnf-Verlag

Vokabelkarten Latein

Klett-Verlag, Stuttgart  
ISBN: 3-12-604350-X  
Preis: € 37.10

Grundwortschatz Latein – Karteikarten

**Aufbauwortschatz Latein – Karteikarten**  
dnf-Verlag Das Neue Fachbuch, Göppingen  
ISBN: 3-89831-108-2 und 3-89831-109-0  
Preis: je € 16.40

In einer Plastikbox werden Karteikarten (7,4 x 5,2 cm) zum Grund- und Aufbauwortschatz Latein nach Sachgruppen (insgesamt 1850 Vokabeln) geliefert. Dieses "Trainingsgerät für das Gedächtnis" hilft, Vokabeln auch für längere Zeit fest im Gedächtnis zu verankern.

Einzelne auf Kärtchen findet man die Vokabeln. Auf der Vorderseite in blauer Farbe die Frage, auf der Rückseite in schwarzer Farbe die Antwort mit allen Angaben (Bedeutungen, Genitiv, Geschlecht, Stammformen, ...). Jedes Kärtchen hat eine Nummer, die die Sachgruppe bezeichnet, die Wörter des Aufbauwortschatzes sind durch ein Sternchen gekennzeichnet. Die Vokabeln sind bei der Lieferung nach Sachgruppen geordnet, getrennt nach Grund- und Aufbauwortschatz. Bei manchen sind auch Redewendungen angegeben.

Dazu kommen Kärtchen für schwierige Stammformen und ein kleiner Vorrat an Leerkärtchen. Die Karten zur Formenlehre enthalten z.B. die Frage "coegi" und auf der Rückseite die Antwort "Perfekt von cogere". "coactum" bekommt ein eigenes Kärtchen. Auch Substantiva sind vertreten, z.B. "genera" oder "opera (2!)".

**GW 045**

Menge und Maß

- ① **weit; bedeutend**
- ② **Weite; Größe**
- ③ **weiter; mehr**
- ④ **mehr als 100 Bürger**

dnf-Verlag

Besonders hervorzuheben ist, dass offenbar großer Wert auf die richtige Arbeitsweise gelegt wurde. Die Plastikbox enthält einen Arbeitsteil, der aus drei Fächern unterschiedlicher Größe besteht, sodass sich bei regelmäßiger Anwendung von selbst Wiederholungen nach kurzer-längerer-langer Zeit ergeben – also gerade in den Abständen, in denen die Information im Gehirn aufgefrischt werden soll. In der Anleitung wird sehr ausführlich und detailliert beschrieben, wie die Kärtchen die einzelnen Fächer durchwandern, bis sie schließlich fest im Langzeitgedächtnis verankert sind.

Falls zwei oder mehr Schüler zusammen üben wollen, werden noch einige spielerische Formen vorgeschlagen.

Beim Grundwortschatz Latein – Karteikarten Aufbauwortschatz Latein – Karteikarten des dnf-Verlages werden in einer Schachtel je ca. 800 Karten in alphabetischer Reihenfolge geliefert. Eine Karte kann auch mehrere Wörter und Redewendungen enthalten. Das sieht etwa so aus:

GW bezeichnet dabei den Grundwortschatz, AW den Aufbauwortschatz. 045 ist die laufende Nummer. "Menge und Maß" bezeichnet die Sachgruppe.

Die Registerkarten "1. Wiederholung", "2. Wiederholung", "3. Wiederholung", "richtig gewusst", "nicht gewusst" ermöglichen es, Fächer anzulegen, in die die bereits bearbeiteten Karten abgelegt werden. Eine Karte wird erst dann unter "richtig gewusst" abgelegt, wenn man alle Vokabeln dieser Karte gewusst hat.

Die Idee, Wortfamilien auf jeweils einer Karte zusammenzufassen, ist sicher sehr gut. Leider gibt es keine Angaben, auf welchem Grundwortschatz diese Kartei beruht. Es ist zumindest fraglich, ob etwa "alimonium", "censio", "causam in aliquem trans-ferre" in den Grundwortschatz gehören, während z.B. afficere nur im Aufbauwortschatz zu finden ist. Unbedingt notwendig wäre auch eine genaue Anleitung, wie der Schüler mit der Kartei arbeiten soll.

Gedruckt und gebunden von Studia Studentenförderungs Gesm.b.H Filiale Technik:

# studia

SERVICES

Servicecenter Technikerstraße 13  
 Tel.: 0 512 / 507 - 65 04 • Fax: 0 512 / 507 - 2963  
 Klaus.Marcher@uibk.ac.at • www.studia.at



TYROLIA

Buchkaffee



Jetzt neu

## GratisKaffee!

der Treffpunkt in der Innsbrucker Innenstadt!  
 Lesen, rasten und genießen!